3 1761 04226 0257

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

WILLIAM H. DONNER
COLLECTION

purchased from
a gift by

THE DONNER CANADIAN
FOUNDATION

Dandins

Daçakumâracaritam,

die Abenteuer der zehn Prinzen.

Ein altindischer Schelmenroman.

Zum ersten Male aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt

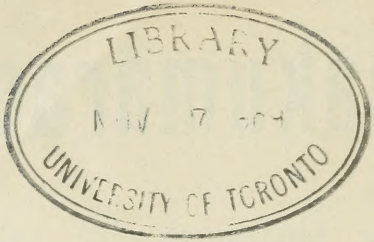
von

Johann Jakob Meyer.

Nebst einer Einleitung und Anmerkungen.

Lotus-Verlag ✧ Leipzig.

(1902)



Alle Rechte vorbehalten.

PK
3794
D4D315
1902

Herrn

Prof. Dr. **Charles R. Lanmann**

in Hochachtung und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Gar manches indische Litteraturwerk ist dem Volke der Übersetzer, den Deutschen, im Gewande ihrer Sprache vorgeführt worden. Aber während wir z. B. über ein halbes Dutzend Uebertragungen der Śakuntala haben, ist meines Wissens bisher noch kein Erzeugnis der indischen Kunstromandichtung in deutscher Uebersetzung erschienen. Nun ist ja dieser Zweig der Litteratur Indiens mit verhältnismässig sehr wenigen Blüten und Früchten geschmückt, und das muss uns ein Glück dünken; denn die hervorragendsten Werke dieser Art sind in einem entsetzlich gekünstelten Stil geschrieben. So die Vāsavadattā des Subandhu und die beiden Romane Bāṇas: Harshacaritam und Kādambarī.

Von den beiden letztgenannten Werken liegen gute englische Uebersetzungen vor; die Vāsavadattā ist zwar trotz ihrer stilistischen Absonderlichkeiten eine Dichtung voll grosser Schönheiten, aber sie sind meist nur im Original möglich. So bot sich natürlicherweise nur das Daçakumāracaritam als geeignetes Mittel dar, dem deutschen Leser einen Einblick in den indischen Kunstroman zu geben. Diese Schrift ist in einer Sprache verfasst, die zwar im Vergleiche mit Werken wie die Kādambarī noch sehr einfach heissen muss, uns aber oft gradezu scheusslich erscheint in ihrer Reimelei, Wortspielerei, Witzelei, oft langen Zusammensetzungen u. s. w. Auch enthält sie gar manche schwierige Stellen. Nun wurde zwar meine Uebersetzung nur des Inhalts

wegen unternommen, vor allem, weil das Werk ein so helles Licht auf das altindische Leben wirft. In dieser Beziehung ist es unbezahlbar. Aber ich hielt es nebenbei für meine Pflicht, auch die stilistische Eigentümlichkeit des Originals hevortreten zu lassen, so schwer ein solches Unterfangen auch ist, wenn man, wie ich, dabei möglichst grosse Uebersetzungstreue anstrebt. Man sieht sich dabei beständig zwischen Scylla und Charybdis umhergeschlagen; man darf sich nicht vom Urtext entfernen, und man soll doch ebensolche sprachliche Hexenmeisterstückchen machen wie der Autor selber. Eine andre Frage freilich ist die, ob es überhaupt all die Mühe wert sei, sich auf eine solche Reproduktion der Grillen des Originals einzulassen. Ich habe das im Lauf der Arbeit selber oft bezweifelt, und doch vielleicht mit Unrecht. Wichtiger ist die Frage, ob es mir gelungen ist. Da habe ich mit grösserem Rechte ernste Bedenken. Eins aber muss ich von vorneherein feststellen: eine durchweg glatte, flüssige Uebersetzung habe ich nicht liefern wollen. Das Original ist wahrhaftig keine leichte Lektüre, obwohl leichter als gar manches andre in der indischen Litteratur. Wollte ich also den Charakter des Werkes nicht zu sehr verwischen, so musste ich öfters lange, etwas verwickelte Sätze bauen. Doch für uns Deutsche ist, glaube ich, keine einzige Periode drin, von der wir nicht sagen könnten: „Na, da sind wir noch ganz andre Sachen gewohnt.“ Das Original an solchen Stellen einfach umgiessen verträgt sich nicht immer auch nur mit philologischer Treue. Meine Uebersetzung ist nun zwar vor allem für das allgemeine gebildete Publikum berechnet, aber vielleicht wird sie auch manchen Indianisten von einigem Nutzen sein. Wenigstens habe ich mich bestrebt, auch dem Fachmann gerecht zu werden. Da muss man natürlich einen Kompromiss machen, der dann wohl nie zu allseitiger Zufriedenheit ausfällt. Immerhin aber ist meine Uebertragung eine reine Hundstaglektüre verglichen mit Dandin selber. So wie sie steht, giebt sie eine Idee vom Original,

wie ich hoffe: hätte ich den Bücherwindhunden, die nur in fliegender Eile ein Werk durchhasten wollen, gerecht zu werden versucht, so hätte ich mir die Arbeit überhaupt sparen können.

Soviel wie möglich, habe ich die Mordanfälle auf den guten Geschmack grade auch da zu machen versucht, wo sie im Original über den armen Sterblichen kommen. Da dies bei meiner Aufgabe, treu zu übersetzen, mir manchmal nicht gelingen wollte, so habe ich dafür zuweilen an andern Orten, wo sich Daṇḍin ganz anständig beträgt, so eine Polizeiwidrigkeit hineingeschmuggelt. Einigemale habe ich ein Wörtchen eingeflickt, das aber meist sonst in ähnlicher Verbindung bei den Hindus zu belegen wäre, um ein sprachliches Kunststück zurechtschwitzen zu können. An allen bedeutenderen Stellen von der Art aber gebe ich in den Anmerkungen näheren Aufschluss. Nur selten gebe ich das Original etwas freier wieder, um auf dem stilistischen Seile wandeln zu können.

Sehr häufig lässt sich eine bestimmte Stelle im Original verschieden auffassen. Häufig, aber nicht immer, führe ich solche in den Anmerkungen auf; manchmal schon im Text in eckigen Klammern. In den Text habe ich natürlich die Interpretation aufgenommen, die mir, wenigstens im Augenblicke, das meiste für sich zu haben schien.

Meine Uebersetzung ist hauptsächlich nach dieser Ausgabe gemacht: The Daçakumāracaritam of Daṇḍin, with Three Commentaries — the Padacandrikā of Kavīṇḍra Sarasvati, the Bhūshaṇā of Çivarāma and the Laghudīpikā. Edited with various reading by Nārāyaṇa Bālakṛishṇa Godabole B. A. and Kāçīnāth Pāṇduraṅg Parab Third Revised Edition. Bombay („Nirṇaya-Sāgara" Press) 1898. Auf diese beziehen sich die Citate nach dem Sanskrittext. Da und dort bin ich der Lesart gefolgt, die Bühler und Peterson in ihrer Ausgabe bieten, besonders wo die beiden andern mir zugänglichen Texte, der von Wilson und der von Tarkavacaspati, damit übereinstimmen. In solchem Falle hielt ich es

gewöhnlich für überflüssig, das besonders in der Anmerkung hervorzuheben.[1])

Die Einleitung wird hoffentlich auch dem allgemeinen Publikum einige Dienste leisten. Da das Hauptinteresse des Daçakumāracaritam in dem liegt, was uns, und nicht wie es uns geboten wird, da die kultur- und menschheitsgeschichtliche Ausbeute bei diesem Werke so gross ist, so schien es mir angebracht, auf die hauptsächlich dort hervortretenden Phasen altindischen Lebens auch aus anderen Schriften einiges Licht zu werfen. Sind doch grade die Bilder aus Altindien, die uns hier vor Augen treten, so ganz verschieden von der Welt einer Śakuntala oder eines Meghadūta! Vielleicht dürfte diese Abhandlung auch insofern einigen Wert haben, als ich das biete, was ich auf meinen Streifereien durch das Gebiet der Litteratur, so wenig ausgedehnt sie leider auch sind, selbst gesehen, selbst beobachtet, selbst gedacht habe. Mich mit fremden Federn zu schmücken, dazu fehlt mir Putzliebhaberei, Geschicklichkeit und Neigung.

Leider musste Einleitung und Uebersetzung unter Gesundheitsverhältnissen, die die geistige Arbeit sehr beeinträchtigten und oft schier unmöglich machten, begonnen und zu Ende geführt werden. So gab ich auch wohl oder übel meinen ursprünglichen Plan auf, die Schelmenromane andrer Völker mit den „Zehn Prinzen" zu vergleichen, sowie auch die Parallelen zu den in unserm Werke vorkommenden Geschichten aus andern Litteraturen anzugeben. Bei manchen ist es leicht, bei andern schwer. Ich wollte aber lieber gar nicht darauf eingehen, als sehr unvollständig sein. Schon im Altindischen wird mir manches ent-

[1]) Wilson „Extracts from the Daçakumāra" (Works IV, p. 160 ff.) habe ich erst bei der letzten Durchsicht meiner Uebersetzung zuweilen verglichen. Es ist die Arbeit eines bedeutenden Gelehrten, die aber vor 75 Jahren erschienen ist und auch nicht beansprucht, eine Uebersetzung zu sein. Die französische Uebersetzung von Fauche habe ich nie gesehen.

gangen sein. Wenn ich ein paar Mal doch auf abendländische Erzählungen verwiesen habe, so ist das freilich eine Inkonsequenz.

Taṃ santaḥ çrotum arhanti
Sadasadvyaktihetavaḥ;
Hemnaḥ saṃlakshyate hy agnau
Viçuddhiḥ çyāmikāpi vā.

„Ihm mögen lauschen, sagen dann die Guten,
Ob's gut, ob schlecht; bei ihnen stehts allein.
Es wird sich zeigen in des Feuers Gluten,
Ob schlackig schwarz das Gold, ob licht und und rein."
(Raghuvaṃça I, 10).

Mancher Leser wird sich angeekelt finden, durch viele vertrackte Stellen. Aber es sind ja nur die Mängel eines in vieler Beziehung ausgezeichneten Werkes. Daṇḍin selber sagt zwar:

Tad alpam api nopekshyaṃ
kārye dushṭaṃ kathaṃcana;
syād vapuḥ sundaram api
çvitreṇaikena durbhayam (Kāvyādarça I, 6).

„Drum soll man in einem Kunstgedicht nie und nimmer auch den allergeringsten Fehler leiden. Auch ein schöner Körper wird durch eine einzige Blatter hässlich." (Böhtlingks Uebers.) Für ihn war eben hoher Vorzug, was uns widerlich ist; und so wollen wir Jean Pauls schönes Wort von ihm gelten lassen: „Das Klassische kann, nicht in der Minderzahl der Flecken, sondern in der Mehrzahl der Strahlen bestehen." (Vorschule der Ästhetik. Ges. Werke (erste Ausg.) Bd. 43, S. 28). Daṇḍin hat ja auch viel weniger auf dem Gewissen als andre seiner Landsleute. Subandhu eröffnet uns am Anfang seiner mit Recht berühmten Vāsavadattā, er wolle ein Werk schreiben, in dem immer das zweite Wort ein Wortspiel auf das erste enthalten solle. Und leider hat er sein Versprechen so ziemlich gehalten.

Ich möchte den Leser auch dringend bitten, sich nicht durch das erste Kapitel abschrecken zu lassen. Das ist weitaus das

Grässlichste. Dann wirds schon besser; und bald stören die Stilverschrobenheiten nur seltener, in den besten Theilen des Werkes fast nie. Ich glaube, das tolle Zeug am Anfang wird gar manchem sogar eine eigentümliche Freude machen.

Herr Professor Charles Rockwell Lanman hat mit der grössten Freundlichkeit die Einleitung und etwa zehn Seiten der Uebersetzung im Manuskript durchgelesen und mir einige wertvolle Bemerkungen gemacht. Ein paar Nachweise, die ich ihm verdanke, sind als solche besonders angeführt. Ich freue mich, dass sein Name dieses Buch ziert. Grossen Dank schulde ich Herrn Oberlehrer Dr. Johannes Hertel (Döbeln, früher Zwickau), der in uneigennützigster Weise bei der Korrektur geholfen hat. Da ich selbst — bei meiner weiten Entfernung vom Druckorte — keine Korrektur habe lesen können, so wird manches Versehen durchgeschlüpft sein, das der Natur der Sache nach nur von mir hätte verbessert werden können. Namentlich hätte ich mehrere Unebenheiten, ja Scheusslichkeiten im Stil getilgt: viele sprachliche Härten freilich sind einfach möglichst wörtliche Übersetzungen.

Chicago, Illinois, den 6. Juli 1902.

Dr. J. J. Meyer.

Inhaltsübersicht der Einleitung.

Seite

I. Der Hindu ist immer einerseits ein Grübler und Asket, andrerseits ein sehr sinnlicher und weltlicher Mensch gewesen.

a) Als echter Hindu hat Bhartṛihari diese Eigenart trefflich dargestellt . . . . . 1— 2

b) Diese Eigenart zeigt sich in der ganzen indischen Litteratur 3— 10

c) Bei dieser Doppelnatur ist es ganz natürlich, dass der Hindu nicht nur in der (asketischen) Philosophie, sondern auch im „derb Weltlichen“ eine reiche Litteratur hervorgebracht hat (Erotik, Pornographie, schlüpfrige Novellistik, pikareske Erzählung). Auch der pikareske Roman ist also eine ganz natürliche Frucht des indischen Geistes . . . . . 11— 13

II. Der pikareske Roman ist aus dem Boden des täglichen Lebens in in Indien erwachsen.

a) Indien war immer reich an Räubern, Dieben, Gaunern aller Art. Charakteristik des Spitzbubentums. Die Justiz . 14— 38

b) Der Hindu war immer ein leidenschaftlicher und, womöglich, falscher Spieler . . . . . 38— 39

c) Das Hetärenwesen hat in Indien stets geblüht. Das indische Weib überhaupt zu „schönen Sünden“ geneigt. Das professionelle Hetärenwesen . . . . . 40— 63

d) Dionysus hat von vedischer Zeit in Indien geherrscht . . 64— 66

III. So musste das Daçakumāracaritam in Indien beliebt werden. Finden sich nun aber die Geschichten desselben auch anderweitig in Indien?

a) Das meiste Wesentliche scheint originell . . . . . 66— 67

b) Apahāravarmans Geschichte . . . . . 67— 75

c) Pramatis Geschichte . . . . . 75— 87

d) Die vier in Mitraguptas Geschichte eingeschalteten Erzählungen

α) Dhūminī (das tr«ulose, mörderische Weib) . . . . . 87— 96

β) Gominī (das haushälterische Mädchen) . . . . . 96—103

γ) Nitambavatī (Verlieben durch ein Bild und Darstellung der Geliebten als einer Hexe, um sie zu bekommen) . . 103—106

e) Viçrutas Geschichte (Materialismus in Indien) . . . . . 106—114

f) Der Rahmen des Daçakumāracaritam . . . . . 114—117

Seite

IV. Was ergiebt sich aus dieser Untersuchung über die Zeit Daṇḍins.

a) Parallelen sind überhaupt ein unsicherer Anhalt, besonders in Indien 117–120

b) Auch bei Daṇḍin gilt dies 120

c) Sonstige Bestimmung der Zeit Daṇḍins, Abwehr der Angriffe 121—127

V. Daṇḍin als Schriftsteller.

a) Was hat er geschrieben? Hat er die Mṛicchakaṭikā verfasst? 127—130

b) Daṇḍin als Lyriker . . . . . 130—131

c) Litterarische Würdigung des Daçakumāracaritam . . . . 131—134

d) Ist die pūrvapīṭhikā von Daṇḍin? 134–139

Einleitung.

„Die Art, wie er (Sophokles usw.) dachte, fühlte, das Schöne empfand, das Gute wollte, die soll ein Stück von unserem Leben werden. Dadurch vor allem wirkt das Wissen aus vergangener Zeit befruchtend auf unser Sein und Wollen . . . . Sieh, Fritz, und deshalb sind mir dein Sanscrit und deine Inder nicht recht, ihnen fehlen die Männer.“ Also kathederisiert im ersten Kapitel von Freytags verlorener Handschrift der Herr Professor Felix Werner. Dieser Vorwurf entbehrt nicht einer gewissen Begründung, ist aber doch ungerecht. Wer Augen hat zu sehen, dem zeigen sich genug Männer, eigentümliche Menschen, in der altindischen Litteratur, und so ein rechter Charakterkopf aus Altindien ist gleich der erste Hindu, der dem Abendlande in einer Übersetzung vorgestellt worden ist: Bhartṛihari, dessen Çatakas von Abraham Roger, dem ersten holländischen Kaplan in Pulicat (1631—1641) übertragen worden sind.

“Indien hat keine Männer.“

Doch! So ein Charakterkopf ist z. B. Bhartṛihari.

Nach einer chinesischen Nachricht (s. Max Müller's Indien in seiner weltgesch. Bedeutung p. 302 ff.) ist Bhartṛihari siebenmal ins Kloster gegangen und siebenmal aus der stillen Denkerzelle wieder in die rauschende, leidenschaftdurchtobte Welt hinausgestürmt. Es mag, wie so oft in der Welt, eine alte Geschichte eben auch von ihm erzählt worden sein. Im Kuddālakajātaka, einer wunderherrlichen Blüte von dem üppig grünenden Erzählungs-Rankengewirr, das sich um die altindischen Klosterwände der Buddhajünger flocht, lesen wir schon eine ähnliche Geschichte (Jātaka ed. Fausböll I, p. 312 ff). Doch da die buddhistischen Mönche von ihrer Freiheit,

das Kloster wieder zu verlassen, oft Gebrauch machten, so ist diese Annahme nicht nötig. Ob freilich Bhartṛihari je ein Buddhist gewesen ist, wäre auch zu beweisen. Ist aber wohl diese Mitteilung nicht historisch wahr, so ist sie doch wirklich wahr.[1]) Seine Centurien beweisen, dass er tausendmal im Leben Profess gethan hat und ebenso oft wieder abtrünnig geworden ist. Und er ist so die rechte Inderphysiognomie, der typische Hindu. So hat denn auch er die Eigenart des Inders besser zum Ausdruck gebracht als wohl irgend ein andrer, wenn er sagt:

Bhartṛihari ein typischer Hindu. Er hat die Eigenart seines Volkes auch trefflich ausgedrückt.

Āvāsaḥ kriyatāṃ gāṅge
pāpahāriṇi vāriṇi,
stanadvaye taruṇyā vā
manohāriṇi hāriṇi (cf. Vetāl. ed. Uhle p. 32 v. 3).

d. h. nach A. W. Schlegels trefflicher Verdeutschung: ‚Wohn' an der Gangā Stromfluten, Sünd' entrückenden, quellenden, oder an zarter Brust Hügeln, Sinnentzückenden, schwellenden.'[2])

[1]) Historische Wahrheit ist gut, aber es giebt eine bessere, höhere.

Allt hvad som händer ingen sanning bär;
Blott hvad som aldrig händer det är sant.

Stagnelius, Saml. Skrifter II, 224.

[2]) Bhartṛiharis Centurien sind wirklich ein Dokument der Menschheit. Poesie, Philosophie und Humor zeichnen sie in gleicher Weise aus. Die glühenden Rosen, die uns hier geboten werden, sind rot von des Dichters innerstem Herzblut, ihr Duft ist eine grosse Menschenseele, und der Tau, der auf ihnen schimmert, sind die Thränen dunkler Seelennächte. Der eben citierte Vers findet sich ed. Bohlen I, 31; Ausg. d. Nirnaga Sagara Press II, 90; ed. Gopinath (Bombay 1896, eine in vieler Hinsicht ausgezeichnete Arbeit) II, 31. Wie dem Hindu der Weltschmerz angeboren ist, so findet die Nichtigkeit der Welt und des Menschen natürlich auch bei Bhartṛihari vielfachen Ausdruck, Gedanken ähnlich wie in Byrons grandiosen Versen:

We are the fools of time and terror: Days
Steal on us and steal from us, yet we live,
Loathing to live and dreading still to die.
In all the days of the detested yoke —
This vital weight upon the struggling heart,
Which sinks with sorrow, or beats quick with pain,
Or joy that ends in agony or faintness —

Das so oft citierte Wort Fausts von den zwei Seelen in einer Brust, das von jedem ganzen Menschen gilt, findet seine volle Anwendung auf den Hindu. Gleich dem Triçaṅku, von dem das erste Buch des Rāmāyaṇa erzählt, schwebt er ewig zwischen Himmel und Erde, aber „die Sterne folgen ihm nach.“ Eine wild lodernde Sinnlichkeit, die in Indien's ‚ewiger Brautnacht der Natur', wie Jean Paul so gut sich ausdrückt, ja sehr begreiflich ist, drängt und treibt ihn, sich schrankenlos den Freuden der Welt, namentlich auch der Lust der Liebe hinzugeben. Es ist sehr bezeichnend, dass wir in ‚moha' Betäubung, Ohnmacht, ein Synonym für ‚rati' oder ‚surata' Liebesgenuss haben, und dass ‚māra' Tod gleichbedeutend mit Liebe und Liebesgott ist, wobei dem Inder Gedanken wie die von Leopardi in dem bekannten Gedichte Amore e morte entwickelten ziemlich fern liegen. Nein, es ist der Taumel des Genusses, das süsse Sterben in den Wogen der Wollust, das erotische Nirvāṇa, was ihm die höchste Wonne des Daseins dünkt.[1]) Dass dieser Māra, soviel wir wissen, buddhistischen Ursprungs ist und dass zu der allgemeinen Ausbreitung dieser Bezeichnung wohl auch andre asketische Richtungen beigetragen haben, ändert an der Sache nichts. Manche Wörter sind vielfältiger Deutung und Wendung fähig, und Schimpfnamen

Beitrag zur Charakteristik des Hindu.

Der Hindu sehr sinnlich.

> In all the days of past and future, for
> In life there is no present, we can number
> How few — how less than few — wherein the soul
> Forbears to pant for death, and yet draws back
> As from a stream in winter, though the chill
> Be but a moment's.
>
> (Manfred Act II, Scene II).

Freilich es giebt auch die Schönheit, und:

> Lofsjungom snillet! Af des trollförmåga
> Besegras smärtan, lösas träldomsbanden
> Ock qualets tårar sig i perlor byta.
>
> (Stagnelius Saml. Shr. I, 203).

[1]) „Bleibt nicht die vernünftigste, die gründlichste Art, des langweiligen „Ichs“ in seligem Tode ledig zu werden, die Liebe!“ Hamerlings Lord Lucifer S. 139.

haben sich oft sogar in ehrenvolle Bezeichnungen gewandelt.

Geistige Liebe — überhaupt ein Ritterfräulein, deren Stammbaum einmal gründlich untersucht werden sollte, wobei sich auch hier ganz merkwürdig unidealistische Dinge ergeben dürften) — geistige Liebe hat man dem Hindu von jeher absprechen wollen. Sie fehlt durchaus nicht in der indischen Litteratur; denn was will man denn sonst mit so allbekannten Gestalten wie Damayantī, Çakuntalā, Sītā[2]) usw. anfangen, von anderem ganz zu schweigen! Hat doch wohl keine Litteratur so liebliche, entzückende Frauenbilder aufzuweisen wie gerade die indische, und der süss romantische Dämmerduft, der so manche Dichtungen der Gangeslande umwebt, ist doch wahrhaftig kein Charakteristikum einer rein sinnlichen Leidenschaft. So zart und doch so berauschend, so märchenzauberinnig und mit so erhabener mystischer Idealität ist die Liebe auch wohl kaum gefeiert worden, wie in der alten Geschichte vom Rishyaçriṅga und der Çāntā, die unser J. V. Widmann in seinem trefflichen Epos ‚Buddha' im 9. Canto so herrlich behandelt hat. Es ist aber höchst bezeichnend, dass diese einzigartig schöne Erzählung im Rāmāyaṇa[3]) ins Gemeine herabgezerrt er-

[1]) „Muss man denn nicht die längsten Himmelleitern, bloss damit sie stehen, unten auf Dreck aufsetzen, ob man sie gleich oben an Sternbilder und Polarsterne anlegt!" Der Uridealist Jean Paul (Ges. Werke. (ed. princ.) Bd. 27 S. 113. 114).

[2]) Schon aus Sītās Munde hören wir wortwörtlich den berühmten Ausruf der Lenore: Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit, und ohne Wilhelm Hölle —

Yas tvayā saha sa svargo,
Nirayo yas tvayā vinā.
(Rām. II, 30, 18).

[3]) Rām. ed. Bomb. I, 9, 10. Auch Mahābhārata III, 110, 22—113 (ed. Bomb.) erscheint die Geschichte nicht in ihrer ursprünglichen Fassung. Denn dass des Königs Tochter in der unverderbten Erzählung selber in den Wald hinauszog, um dem Büsserjüngling Frauenliebe zu erwecken, geht auch klar aus dem Jātaka hervor, wo dieser ursprüngliche Zug beibehalten ist. Dass ferner die Liebe der beiden ursprünglich es war, die den ersehnten, lebenweckenden Regen vom Himmel fallen lässt, er-

scheint, wobei dann die ursprünglich zum Ganzen so wohl stimmenden idealistischen Gedanken, die als Trümmer zum Teil mit hineingenommen sind, sich merkwürdig genug ausnehmen. Ganz ins Burleske, Höhnende travestiert begegnet uns die minnige, sinnige Idylle im Jātaka (ed. Fausböll V, p. 193 ff.) [1]) Diese cynische Behandlung, die in ihrem Bereich und als Korrektiv freilich auch ihre Berechtigung hat,[2]) entspringt doch wohl nicht allein dem asketischen Interesse des Buddhismus. Denn der Hindu ist in der Liebe vorwiegend Realist, er hält sich mit ‚sinnlichen Organen' an die ‚derbe Liebeslust.' So ist auch seine erotische Poesie oft so naturalistisch gefärbt, dass sich manche Gemüter von jeher darob entsetzt haben.

Ebenso stark aber ist des Inders Neigung zu philosophischer Versenkung, zum rein geistigen Gedankenflug des idealistischen Weltenträtslers, zu mystischer Beschaulichkeit und vollkommener Askese. Nichts ist natürlicher. Beide Richtungen stehen in einem engeren

Der Hindu ist aber auch ein Spintisierer und Asket.

---

hellt auch aus den in den verschiedenen Formen verschieden zurechtgekünstelten Gründen, die für diesen Regenfall angegeben werden. — Auf H. Lüders, Die Sage von Rishyaçringa Götting. Nachrr. phil.-hist. Klasse 1897 S. 87 ff. wurde ich erst ein Jahr, nachdem ich diese Einleitung zum Druck geschrieben hatte, aufmerksam. Er bestätigt wenigstens meine Ansicht, dass ursprünglich die Königstochter selber den Büsserjüngling geholt habe. Auf andres kann ich hier nicht eingehen.

[1]) Zu den Versen (p. 197 f.) Kiṁ te idam urûnam antarasmin Supichitaṁ kaṇha-r-iva-ppakâsati, Akkhâhi me pucchito etam attham Kose nu te uttam-aṅgaṁ paviṭṭham. — Sv-āyaṁ vaṇo khajjati, kaṇḍuvâyati, Sabbañ ca kâlaṁ na labhâmi sâtam; Paho bhavaṁ kaṇḍum imaṁ vinetum, Kurute bhavaṁ yācito bhrāhmaṇatthaṁ. — Na mantayogā, na kasāvayogā, Na osadhā, brahmacārī, kamanti; Yam te mudū tena vinehi kaṇḍukaṁ, Yathā ahaṁ paramasukhī bhaveyyaṁ — vgl. Kathās. Tar. 28, çl. 156—184; Berr. d. Leipz. Gesellsch. d. Wiss. 1860 p. 120, 121; Boccaccios Decameron Giorn. III, Nov. X (Alibech deviene romita); Firenzuola, Opere ed. Bianchi (Firenze 1848) I, p. 224: Nè erano stati i finti sposi nel letto una mezz' ora che o fusse il caldo lenzuolo, che facesse pizzicare alla Sabotina un po di rogna ch'ella aveva tra le cosce e l' bellice dentro etc.

[2]) Lesern Lichtenbergs, dieses vielleicht geistreichsten aller Deutschen, wird da manches von ihm einfallen. Sapienti sat.

Verwandtschaftsverhältnis zu einander als Bruder und Schwester.

Schopenhauer, der grösste Philosoph des 19. Jahrhunderts, ist ein echter deutscher Hindu gewesen. Der brauchte sich nicht erst an den Ganges zu setzen; das geheimnisvolle Rauschen des ‚Götterflusses' hat ihn schon als Wiegenlied umklungen, der Duft des Lotos, dem Brahma entsteigt, wehte unbewusst schon in seine Kinderträume. Sein Lebenlang wurde er von einer mächtigen Sinnlichkeit, wie sie sich eben fast immer beim Genie findet, zermartert und zerquält, und sie hat gewiss grossen Anteil an seiner Philosophie. Diese stellt sich dar als eines geistigen Riesen grimmer Weheruf aus dem Kerker der trishṇā, der Begierden. Die Gottesmutter, die seinen Heiland geboren hat, ist unsere liebe Frau von Paphos. [1])

Dies gilt auch von der indischen Philosophie und Religion in sehr ausgedehntem Maasse. Mit tausend Freuden muss man Werke wie die Vedischen Studien von Pischel und Geldner begrüssen, die ja, wie alles Menschliche, in Einzelnem immerhin fehlgehen mögen. Wir werden doch wohl bald aus der tragikomischen Lage befreit, wo wir beständig staunend erklären mussten: „Wie das feuchtfröhliche, kampfgemute Hirtengeschlecht des Ṛigveda zu dem weltabgewandten, fleischzergeisselnden Yogin werden konnte, das begreifen wir nicht." Es stellt sich heraus, dass schon der Hindu des Ṛigveda der raffiniert sinnliche Mensch gewesen ist, wie ihn uns die klassische Sanskritlitteratur und jetzt auch die Paliwerke zeigen; zwar natürlich auch in solchen Dingen noch nicht ganz so weit fortgeschritten, aber doch im Wesentlichen derselbe Inder. Wir bekommen ein in sich sehr verständliches Bild der Entwicklung.

Schon der vedische Indier war raffiniert sinnlich.

Bei des Hindus von jeher so stark ausgeprägtem Hang zum Nachdenken über sich selber, musste er zur

[1]) S. namentl. Rud. Lehmann, Schopenhauer etc. Berlin, 1894. Vgl. Steins Archiv f. Philos. I. Abt. Archiv f. Gesch. d. Phil. Bd. XII, Heft III (13. Mai 1899).

Weltverneinung und Askese geführt werden. In demselben vedischen Indien, wo der Würfel rollt vom Morgengrauen bis zum Morgengrauen, die Staubwolken aus der dicht umdrängten Wettrennbahn gen Himmel wirbeln, die Hetäre vor den begehrlichen Blicken durch die Strassen prunkt, der Rauschtrank im tollen Gelage über die Becher schäumt, das adelige Jagdgefolge durch die Wälder hetzt und am Anblick des armen Wildes seine Lust entzündet — in demselben vedischen Indien sitzt draussen im Walde der einsame Denker und Büsser: tiefe Friedensstille liegt rings um ihn her, manchmal nur erklingt der Schrei oder das Gestöhn der im Gebüsch vom Raubtier überraschten oder zermalmten Beute, jener ewige Grundton im oft scheinbar so frohen Liede der Welt; das scheueste Vöglein hüpft ihm unbesorgt und ungekränkt vor die Füsse und schaut ihm in die dunkeln Träumeraugen, während er grosse, gährende Gedanken in seiner Seele wälzt, Gedanken, die in dem einzigartigen Wunderwerke Rigveda X, 129 eine Apotheose feiern und die sich in nicht allzuferner Zeit zu den an Tiefsinn und Grossartigkeit nie übertroffnen philosophischen Sätzen der ältesten Upanishads ausreifen sollten.

Schon der vedische Hindu war Träumer und Asket.

Die ältesten Upanishads zeigen uns den Stand des Asketen im Walde als einen Stand, der neben dem des Hausvaters steht [1]), während sie selber der Kasteiung keinen allzugrossen Wert zuerkennen. Das gerade Gegenteil von Zerpeinigung des Leibes wird ja noch in der Çvetāçvataropanishad gefordert.[2]) Wohl aber heischen die Upanishads einmütig völlige Selbstverneinung, die

Askese in den Upanishads.

[1]) Chānd. Up. 2, 23; Bṛih. Up. 2, 4.

[2]) Çvet. Up. II, 10. Im Allgemeinen lässt sich dies sagen: Die besten Upanishads erkennen die Askese als Hilfsmittel an. Als das für sich dastehende Universalmittel gegen das Leid der Welt können solche Denker sie natürlich nicht ansehen. Die Zermarterung des Leibes liegt ihnen fern, nicht aber wahre Kasteiung. Ja, Chānd. Up. 4, 10 finden wir das grandiose Wort: Das Brahma ist Leben, das Brahma ist Freude, das Brahma ist Weite (vgl. Chānd. Up. 7, 23). Ānanda, Wonne, wird der ātman, das brahma oft in den alten Upanishads genannt.

Vernichtung des Ichs, wie eben fast all die Grössen aller Völker und Zeiten[1])

Askese zu Buddhas Zeit.

Buddha fand die systematischen Büsserselbstquälereien überall vor und bekämpfte sie. Er wollte eben nicht die tote Folterung des Leibes, das opus operatum, zu der das tapas (Askese) schon zu seiner Zeit ausgeartet war, sondern vor allem die Askese des Geistes und Herzens, die sich als viel schwerer erweist.[2]) Dass diese

[1]) Und solang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.
Goethe.

Wohl endet Tod des Lebens Not, doch schauert Leben vor dem Tod,
Das Leben sieht die dunkle Hand, den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz, als ob es sei vom Tod bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt das Ich der finstere Despot.
Du lass ihn sterben in der Nacht und atme frei im Morgenrot.
Dschelal eddin Rumi.

[2]) Der Buddhismus in seiner reinen Form ist eine Philosophie für Mönche. Ich meine das im lobenden Sinne. Er predigt die völlige Selbstverneinung, die Vernichtung des Ichtums, alles Egoismus im weitesten und tiefsten Sinne. Er ist die Religion des Weltschmerzes. Aber dabei vergesse man nicht die hohe Wichtigkeit, die der wirkungskräftigen Energie beigelegt wird. Mit den zahlreichen Stellen und Sprüchen, die sie einschärfen, vergleiche man Haṭhayogapradīpikā I. v. 65

Kriyāyuktasya siddhiḥ syād,
akriyasya kathaṁ bhavet;
na çāstrapāṭhamātreṇa
yogasiddhiḥ prajāyate (cf. Laghucāṇakyam ed. Teza II, 7).

So erklärt auch der Buddhismus die völlige Gesundheit des Leibes und der Seele als das höchste, zu erstrebende Gut. Jāt I, p. 366 heisst es:

Gesundheit suche man, die höchste Gabe,
Charakter und die Lehre weiser Männer,
Der Tugend Wandel, dies: sich nie zu leugnen;
Das sind die ersten Pforten zum Gewinne.

(cf. *ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον ἀνδρὶ θνατῷ* Bergk, Poet. Gr. Lyr.[3] 3. 1289, 8 und: ‚Selbst sein Gott ist ein Gesunder Mann' Bürger, ed. Bohtz 87). Man vgl. zu dieser Jātakastrophe Dhammap. 204; Jāt. IV p. 13, v. 21, und die ganze Erklärung die der Kommentator zu den eben übersetzten Versen giebt. So goldene Zettel kommen nicht immer aus einem Scholiastenkasten. Was ich mit ‚sich nie zu leugnen' übersetzt habe,

im Weltgetriebe nicht möglich ist, hat er wohl erkannt. Darum lehrt auch er das Anachoretentum und Mönchtum, die Ichverneinung in der Einsamkeit. Aber eine hohe, freudige Energie, ein kräftiges, koncentriertes Streben nach wahrer Heiligkeit, nicht, wie man vielfach meint, eine schwachsinnige Weltflucht war es, was die ersten, reinen Jünger und Jüngerinnen des Erwachten oder Erleuchteten beseelte. Im Sinne der wahren Askese (tapas) könnte man den Buddhisten der alten Paliwerke einen askesetrunkenen Menschen nennen. Aber ich glaube, Buddha ist auch hier nur eben der beste Dolmetscher des besten indischen Geistes, stellt auch wohl nur wieder her, was durch die falsche Askese verloren ging. In dem Totenliede Rgv. X, 154 lesen wir die grandiose Stelle: Er (der Tote) gehe hin zu denen . . . die tapas zu ihrer Freude (mahas) machten. [1]) Mir will auch scheinen, die ursprüngliche Bedeutung des Wortes tapas sei nicht die gewöhnlich angenommene, sondern es bedeute ursprünglich die Glut des religiös hoch emporgehobenen Gefühls, sowie bráhman von bṛih zuerst das Emporschwellen, die Erhebung der Seele in der Andacht bezeichnet. Tapas als Zustand der völligen Entrückung aus sich selber kann wahrlich mit Recht eine ‚entzückte Freude' (mahas) genannt werden.

Die von Buddha gelehrte Askese

Wie aber im Laufe der Zeit die Askese in Indien sich entwickelt hat, das ist ja bekannt.

Als die Einkehr eines der Sinnlichkeit fröhnenden Volkes in sich selber kann man wohl mit Fug und Recht im Allgemeinen die indische Philosophie bezeichnen.

Die indische Philosophie. Reaktion gegen die Sinnlichkeit.

---

lässt sich schwer in ein Wort fassen. Der Scholiast sagt sehr schön: citassa alīnatā anīcatā, iminā cittassa asaṁkocaṁ paṇītabhāvaṁ dasseti. Alīnatā ist also die Eigenschaft, der zufolge der Mensch sich nicht duckt, nie kriecht, nie sich selber verleugnet, immer seinem eigentlichsten edelsten Wesen getreu bleibt, unbekümmert um die bösen Stimmen von innen und von aussen. Zerfliesse nicht (līna), schmiege dich nicht in die charakterlose Allgemeinheit ein, sondern sei du selbst! Cf. Jāt. II p. 21 Zeile 16, 17. Ebenso sollte man Dhammap. 245 übersetzen, glaube ich. Dieser Zug des Buddhismus wäre zu betonen!

[1]) Vgl. Dhammap. 200; Jāt. VI, p. 55, v. 248.

Und wenn ein das Dasein so geniessender Mensch wie der vedische Inder doch dabei ein so tiefes Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit bekundet und daneben bei allem so systematisch verfährt wie der Hindu, so trägt er die Mönchskutte schon unterm Faschingskleid, leuchtet ihm aus der Buhlerin Augen schon eine Haṭhayogapradīpikā [1]) entgegen.

Diese Doppelnatur lässt uns den Hindu verstehen.

Aus dieser doppelten Natur heraus kann man den Hindu verstehen, kann man alle die grossen Asketen verstehen, denn mit wenigen Ausnahmen waren sie unter allen Zonen Menschen von mächtiger Sinnlichkeit, voll von der ‚qualfullt svällande brånad' [2]) Natürlich meine ich nicht, dass damit das grosse Abrakadabra und der salomonische Schlüssel gefunden sei, der uns alle Geheimnisse der Hindubrust aufthäte. Es giebt ja nichts Komplexeres als den Menschen. Aber es wird sich fruchtbar erweisen, dies nicht aus den Augen zu verlieren, wenn man dem Inder in den Fasern und Fäden seines Wesens nachgehen will. [3])

---

[1]) Haṭhayogapradīpikā ‚Leuchte des Haṭhayoga', eine sehr wichtige philosophische Schrift des Yoga-Systems.

[2]) Stagnelius, 17. Elegie. Eine sehr dankenswerte Aufgabe wäre etwa diese: ‚Stagnelius' mystischer Idealismus und dessen Verhältnis besonders zu dem Sinnlichen und Sexuellen in diesem Dichter.' Leider ist so wenig Biographisches über den genialen Sänger der reinen Intellectualwelt, des Pleroma, vorhanden. Sehr charakteristischer Weise giebt es ja nicht einmal ein Bild dieses leider schon mit dreissig Jahren Dahingerafften. Die Materie hat sich in vieler Beziehung bitter an ihm gerächt. Eine solche Untersuchung böte auch dem Indologen vieles.

[3]) So begreift sich auch Hegels nicht ganz unrichtiges Schlagwort vom Inder: die ‚Masslosigkeit', an der die allerdings übermächtige Phantasie des Hindu nicht allein die Schuld trägt. Und dann: eben diese Phantasie wird eben beständig auch durch seine Sinnlichkeit erregt. Aus diesem ewigen Widerstreit entspringt — wohl wenigstens zum grössten Teil — des Inders Sehnsucht nach Ruhe, sein Dürsten nach dem Nirwāna, einem Zustande, der uns Abendländern gleichbedeutend mit Vernichtung scheint. Freilich liegen dem tief philosophische Gedanken zugrunde. Wollen wir aufhören zu leiden, so müssen wir als Individuen aufhören zu sein, die Einzelexistenz völlig abstreifen. Denn Schmerz ist unser innerstes Wesen. Sehr richtig bemerkt Fr. Th. Vischer, doch wahrlich kein Pessimist: „Ein mangelloses und schmerzloses Individuum

Der sinnliche Hindu freute sich an sinnlichen Geschichten.

Im Lichte einer solchen Betrachtung muss es uns auch ganz natürlich und gewissermassen völlig harmonisch erscheinen, dass im Gangeslande die für den Occident so wichtig gewordne Çukasaptati, das Papageienbuch, entstanden ist, jene Sammlung, in der mit der weltbelächelnden Heiterkeit und dem innigen Behagen der ‚laughing tales' eines Bandello ein grosser Blütenkranz ausschweifender Weiber uns vor Augen gestellt wird, die dann auch, weil gewöhnlich verheiratet, dabei ihren guten Ehegesponsten mit der Naivetät allerholdseligster Schuldlosigkeit und mit nie verlegner Schlauheit ein X für ein U vormachen. Freut sich doch selbst der Yaksha, ein göttliches Wesen und wohlbestallter Keuschheitswächter, als in der 15. Erzählung die Çriyādevī so famos sich aus der Klemme befreit, und lässt sie beim Gottesurteil durchschlüpfen, ein Witz der freilich mehr als eine Pointe hat (vgl. was der böse Gottfried von Strassburg bei Gelegenheit des Gottesurteils der Isolde sagt[1]).

Die ars amandi hat er genau ausgebildet.

Ein weitrer wichtiger Beitrag zur Kenntnis des indischen Volksgeistes ist das Kāmasūtram des Vātsyāyana, das jetzt durch die treffliche Übersetzung R. Schmidt's einem grössern Publikum zugänglich ist. Schmidt hat sich durch seine Çukasaptati und das Kāmasūtram um alle, die den Inder und indisches Leben und im weitern Sinne den Menschen überhaupt kennen lernen wollen, ein sehr grosses Verdienst erworben. Natürlich weiss er selber gut genug, dass es nicht bloss die Freude am

---

(wie man sichs im Himmel vorstellt) ist keins." Individuum sein heisst immer und überall in elender Beschränktheit sich nach Unbeschränktheit abquälen. Was aber den Hindu zu so tiefer Einsicht geführt hat, war zum grössten Teil eben der peinigende Zwiespalt in uns und um uns und das daraus entspringende Leid, denn:

Nur der Schmerz erzeugt
Die grossen, die versöhnenden Gedanken.
(Draumors Kaiser Maximilian. Gesammelte Dicht. S. 170).

[1]) Zu der Erzählung selber vgl. Kathās. Cap. VII und Tawneys Uebers., Jat. No. 62; Wien. Sitzungsberr. Bd. 122; Murko p. 40—44 Rohde, griech. Roman p. 484.

Systematisieren gewesen ist, die zu Werken wie dem Kāmasūtram geführt hat. Der Inder hat eben auch ein hohes Wohlgefallen an dem Gegenstande selber[1]). Die Art und Weise freilich, wie dann im einzelnen „alles auch die unglaublichsten Dinge rubriciert, registriert und klassificiert werden", zeigt den Hindu im ganzen Glanze und Vollbewusstsein seiner Grösse als haarspaltenden Systematikers.

Eben diese Systematisierungssucht macht Schönberg[2]) auch verantwortlich für die eigentümliche Thatsache, dass die Inder, und nicht wir Europäer, ein Lehrbuch der Diebskunst hätten, „eine idiomatische Eigentümlichkeit, um die wir sie gerade nicht zu beneiden hätten." Vielleicht haben wir aber dergleichen doch,[3]) so wie wir auch als Seitenstück zu den erotischen Lehrbüchern der Hindus unsern Antonii Panormitae Hermaphrodita ed. Forbergius, Coburgii, 1824 und ähnliche Werke in genugsamer Zahl haben, nicht minder reizend in ihrer trocken gelehrten, mathematisch bis ins Einzelste präcisierten und systematisierten edeln „Kunst zu lieben."

Auch über das Stehlen hat der Hindu Handbücher gehabt.

Auch bei diesem Katechismus der Wissenschaft des Stehlens war es bei dem Inder nicht nur der furor classificatorius, was ihn antrieb, sondern auch eine innige Freude an der hochwohllöblichen Diebsgilde selber. Auch hier verrät sich seine Lust an ungebundenem Leben, ein Ausdruck, der auf den ersten Blick bei diesem überall von Formeln eingeschnürten Volke befremdlich klingen mag. In allen Menschen wohnt ja etwas, was ihnen einen recht flotten Räuber oder einen mit allen Hunden gehetzten Dieb menschlich näher rückt. Romantische Räubergestalten besonders zählt auch das Abendland viele. Ebenso ist seit den Tagen des Rhampsinit und

Der Räuber und der Dieb als Heros.

---

[1]) Man erinnere sich, wie obscöne Dinge und Geschichten Schopenhauer kitzeln.

[2]) Kshemendras Kavikaṇṭhābharaṇa. Wien. Akad. Bd. 106 p. 478.

[3]) Ueber Gesangbuchlieder für Diebe, Spitzbuben, Spieler s. Scherers Deutsche Litteraturgesch. p. 348.

seines Schatzes[1]) der Diebesheros von einer gewissen Aureole umwoben. So selber bei uns Nordländern, wie viel mehr bei den südlichen Völkern, die eine so bewundernde Lust an Verschlagenheit und Schlauheit haben, denen es eine paradiesische Wonne bereitet, einen zu prellen und zu foppen, und die sogar an allerhand Unglück, das dem andern zustösst, ihre helle Herzensfreude sehen. So mancher bei den spanischen Schriftstellern ist daher geradezu unangenehm, und nun gar die italienischen Novellisten! Wir haben für dergleichen doch noch zu viel vom alten Germanenblut in den Adern.[2])

Dasselbe gilt, wie von andern Orientalen, so auch von dem Inder. Raffinierte Schlauheit schätzt er ungemein hoch. Freilich der strassenjungenhafte Koboldkitzel, einen Mitmenschen, namentlich wenn die Natur in ihrer unheimlichen Productionswut vor lauter Eile bei ihm das Gehirn im Laboratorium gelassen hat, zu scharnickeln und bis aufs Blut zu peinigen, wie sie vor allem in der italienischen Litteratur sich breit macht, ist bei dem Volke der grossen Mitleidsapostel nicht zu finden, bei dem einzigen Volke wohl, wo kein Junge sich an den Nestern der Vögel vergreift, wo die gefiederte Welt an den Spielplätzen der Jugend, lustig und nie gestört, zirpt und singt und Nester baut, bei dem Volke, das so gar kein Verständnis fürs edle Waidwerk hat und dem Sir Thomas Moore so recht aus der Seele schreibt: „Or what delight can there be, and not rather displeasure in the hearing the barking and howling af of dogs? Or what greater pleasure can there be felt, when a dog followeth an hare than when a dog followeth a dog? for one thing is done in both, that is to say, running if thou hast pleasure therein. But if the hope of slaughter and the expecta-

[1]) Die indische Gestaltung findet sich Kathāsaritsāgara Kap. 64, çl. 43 ff. Ich citiere immer nach der Ausg. von Brockhaus, denn sie scheint bei weitem die verbreitetste zu sein. Viel besser als diese ja hochverdienstliche, leider von Druckfehlern wimmelnde editio princeps ist die Bombayer Ausg. d. Nirnaya Sagara Press.

[2]) Doch vgl. Scherers Gesch. d. deutsch. Litt. S. 64. (6. Aufl.).

tion of tearing in pieces the beast doth please thee: thou shouldst rather be moved with pity to see a silly innocent hare murdered of a dog: the weak of the stronger, the fearful of the fierce, the innocent of the cruel and unmerciful. Therefore all this exercise of hunting, as a thing unworthy to be used of free men, the Utopians have rejected to their butchers, to the which craft (as we said before) they appoint their bondmen. For they count hunting the lowest, the vilest and most abject part of butchery usw. [1])

Die Hindus fanden immer an Räuber- und Diebesgeschichten ihre Freude.

Dass aber die Hindus an Räuber- und namentlich an Diebsgeschichten immer ein Gefallen fanden, das zeigen die in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten Erzählungen dieser Art, das zeigt vor allem auch das Daçakumāracaritam, der berühmte pikareske Roman der Sanskritlitteratur.

Wie überhaupt auf das ganze altindische Leben, so wirft auch auf die in unserm Schelmenroman beleuchteten Phasen die Mṛicchakaṭikā, dieses ausgezeichnete Schauspiel des ‚indischen Shakespeares' das hellste Licht. Da sie aber in trefflichen, billigen Übersetzungen längst auch den Deutschen vorgelegt worden ist, so hielte ich es für Zeitverschwendung sie mit heranzuziehen.[2])

Die pikareske Erzählung brauchte nur das Leben abzuspiegeln.

Und aus dem Leben brauchte Daṇḍin seine Gestalten nur herauszugreifen. Megasthenes behauptet zwar von den Indern, Diebstahl komme bei ihnen selten vor.[3])

---

[1]) Utopia, Arber's reprint (Birmingham) p. 112. Die alte Orthographie habe ich geändert, sonst nichts. Uebrigens ist ja bekanntlich der Hindu im Leben lange nicht so liebreich und erbarmungsvoll wie in seinen Schriften. Dabei ist er der geborne Jesuit — auch in seiner Grausamkeit.

[2]) Besonders ist L. Fritzes Uebersetzung zu empfehlen. Seine zahlreichen Uebertragungen glänzen in gleicher Weise durch Schönheit wie durch gewissenhafte Treue. Auch die Vasantasena M. Haberlandts muss sehr gut sein. Ich kenne ihn leider nur aus seinen köstlichen ‚Indischen Legenden' (Leipzig, Liebeskind 1885).

[3]) *Πλείστη δ ἐπιχειρία περὶ τὰς κλοπάς. Γενομένους* (*γενόμενος* conj. Cas.) *δ' οὖν ἐν τῷ Σανδροκόττου στρατοπέδῳ φησὶν ὁ Μεγασθένης, τετταράκοντα μυριάδων πλήθους ἰδρυμένου μηδεμίαν ἡμέραν ἰδεῖν ἀνηγμένα κλέμματα πλειόνων ἢ διακοσίων δραχμῶν ἄξια.* Fragm. 27. (Strabo XV, p. 709).

Die indischen Quellen geben uns ein anderes Bild. Raub, Diebstahl und allerhand Spitzbüberei grünte und blühte schon auf den ‚jungfräulichen Hirtentriften' des rigvedischen Indiens. Das hat schon Zimmer in seinem ‚Altindischen Leben' bes. S. 117—185 ausgeführt, dann Pischel und Geldner in ihren Vedischen Studien passim. Der spätere Veda zeigt, wie in anderm, so auch hier einen entsprechenden Fortschritt in der Civilisation. Die Pāli-Jātakas, diese grossartige Fundgrube und indische Geschichtsbibel par excellence, geben uns auch reichlichen Aufschluss in diesen Dingen. Bei Räubergeschichten freilich müssen wir im Auge behalten, dass diese gewöhnlich in der indischen Litteratur den wilden Stämmen aufgebürdet werden. Dass aber auch der indische Arier, selbst der Brahmane, dies Gewerbe nicht verschmähte, geht ja schon aus dem Daçakumāracaritam hervor.

Allerhand Gaunerei schon im vedischen Indien.

Ebenso im Zeitalter der Jātakas.

Räuberbanden hausten natürlich besonders in Wäldern, Gebirgen usw. Die Jātakas, die als Volksgeschichten runde stereotype Zahlen lieben, sprechen gewöhnlich von 500 starken Wegelagererhorden. So z. B. Jātaka (ed. Fausböll natürlich) I, p. 253 (No. 48); II pp. 387, 388 (No. 279); II p. 335 (No. 265); IV p. 431.

Räuberbanden.

Sehr interessant ist Jātaka No. 48 (I pp. 253 sqq.) „In vergangenen Tagen, als Brahmadatta in Benares regierte, kannte in einem Dorfe ein Brahmane den Zauberspruch Vedabbha. War die richtige Sternenkonjunktion eingetreten, so wiederholte er diesen Zauberspruch und schaute gen Himmel empor. Darauf regnete ein Regen von sieben Edelsteinarten aus der Luft hernieder. [1]) Damals lernte Bodhisatta bei diesem Brahmanen die Künste.

Räubergeschichten. No. I. Wie durch die Habgier 1000 Räuber einander töteten.

Megasthenis Fragmenta in Müller, Fragm. Hist. Graec. II, p. 421. Die Ausgabe von Schwanbeck ist mir nicht zugänglich. Megasthenes hat Gelegenheit genug zum Beobachten gehabt, und seine Berichte sind bekanntlich viel treuer, als man früher geglaubt hat. So mag das, was er von dem Heere Candraguptas und auch vom allgemeinen Zustande mitteilt, richtig sein. Wie viel Candraguptas hat aber Indien gehabt?

[1]) Vgl. das Mandhātujātaka (II p. 311).

Eines Tages nun verliess der Brahmane zusammen mit Bodhisatta in irgend einem Geschäfte sein Dorf und ging nach dem Cetiyareich. Unterwegs in einem Walde trieben 500 sogenannte „Absendungsräuber“ Wegelagerei. Sie packten Bodhisatta und den Vedabbhabrahmanen an. Weshalb jedoch werden diese ‚Absendungsräuber‘ genannt? Sie ergreifen nämlich zwei Leute und senden den einen ab, das Lösegeld zu holen; deshalb werden sie ‚Absendungsräuber‘ genannt. Haben sie Vater und Sohn gefangen, so sprechen sie zum Vater: „Du bring uns das Lösegeld her, nimm dann deinen Sohn und gehe hin!“ Auf diese Weise entlassen sie, wenn sie Mutter und Tochter gefangen haben, die Mutter, haben sie den älteren und den jüngeren Bruder gefangen, entlassen sie den älteren Bruder, haben sie Lehrer und Schüler gefangen, so entlassen sie den Schüler. Auch in diesem Falle entliessen sie Bodhisatta, während sie den Vedabbhabrahmanen gefangen hielten.

Bodhisatta bezeigte zum Abschied dem Lehrer seine Ehrfurcht und sprach: „Ich werde nach Verlauf von zwei Tagen wiederkommen, fürchtet Ihr Euch nicht, thut aber nach meinen Worten: Heute wird die Sternenkonjunktion eintreten, durch die man Reichtum regnen lassen kann; wiederholt Ihr ja nicht, weil der Schmerz Euch unerträglich, den Zauberspruch, um Reichtümer regnen zu lassen. Wenn Ihr sie regnen lasst, werdet Ihr ins Verderben geraten und diese 500 Räuber.“ Nachdem er so den Lehrer unterwiesen hatte, ging er das Lösegeld holen.

Die Räuber banden den Brahmanen, als die Sonne heimgegangen war, und liessen ihn sich niederlegen. In eben diesem Augenblick stieg aus der östlichen Welt die volle Mondenscheibe empor. Die Gestirne betrachtend, dachte der Brahmane: „Die schätzeregnende Sternenkonjunktion ist eingetreten, was soll ich Schmerz erdulden, ich will den Zauber recitieren, einen Edelsteinregen regnen lassen, den Räubern den Schatz geben und nach meinem Belieben hingehen.“ So sprach er denn

zu den Räubern: „He Räuber, weshalb habt ihr mich gefangen?“ „Des Geldes halber, Edler.“ „Wenn's euch ums Geld zu thun ist, so befreit mich schnell von den Banden, lasst mich baden, mich in neue Kleider hüllen, die noch nie gewaschen worden sind, mich mit Wohlgerüchen salben, mit Blumen bekränzen und stellt mich so hin!“ Als die Räuber seine Rede gehört hatten, thaten sie also.

Nachdem der Brahmane die Sternenkonjunction festgestellt hatte, recitierte er den Zauber und schaute gen Himmel empor. Sofort fielen die Edelsteine vom Himmel herab. Die Diebe rafften die Schätze zusammen, banden sie zu einem Bündel ins Obergewand und gingen hin. Der Brahmane aber folgte ihnen. Darauf nun wurden diese Räuber von 500 andern Räubern gefangen. „Weshalb fangt ihr uns?“ Also angeredet, sagten sie: „Des Geldes halber.“ „Wenn's euch ums Geld zu thun ist, so nehmt diesen Brahmanen! Dieser braucht nur gen Himmel aufzublicken, um Geld regnen zu lassen, auch uns hat er es gegeben.“ Die Räuber liessen die Räuber laufen, packten den Brahmanen und sprachen: „Gieb auch uns Geld!“ Der Brahmane sagte: „Ich gäbe euch Geld, aber die geldregnende Sternenkonjunktion wird erst über's Jahr eintreten. Wenn es euch ums Geld zu thun ist, so wartet; dann werde ich euch einen Geldregen regnen lassen.“ Die Diebe wurden zornig, riefen: „Hallo, du schlechter Brahmane, andern hast du grad eben Geld regnen lassen, uns lässest du ein anderes Jahr warten!“ und sie hieben mit einem scharfen Schwerte den Brahmanen entzwei. Sie liessen ihn auf dem Wege liegen, verfolgten ungestüm die ersten Räuber, kämpften mit ihnen, töteten sie alle, nahmen ihre Schätze, spalteten sich in zwei Parteien, kämpften miteinander, hieben dritthalbhundert Mann nieder und hieben auf diese Weise einander nieder, bis nur zwei Leute übrig waren. So kamen diese tausend Mann um.

Die beiden Leute aber schafften durch ein Mittel den Schatz mit fort und verbargen ihn in der Nähe eines

Dorfes in einem Dickicht. Der eine setzte sich mit einem Schwert als Wächter nieder, der andre nahm Reiskörner und ging ins Dorf, um ein Reisgericht daraus kochen zu lassen.

„Die Gier ist hier die Wurzel des Verderbens.“ Also sass er dort bei dem Schatze und dachte: „Kommt dieser wieder, so wird dieser Schatz zu zwei Teilen werden, deshalb muss ich ihm wohl, sowie er gekommen ist, mit dem Schwerte einen Hieb versetzen und ihn so töten.“ Er gürtete sich das Schwert um und setzte sich hin, nach seiner Ankunft ausschauend. Auch der andere dachte: „Dieser Schatz wird zu zwei Teilen werden, deshalb muss ich wohl Gift in das Reisgericht thun, es diesen Mann essen lassen und ihn so ums Leben bringen und mir ganz allein den Schatz zueignen.“ Mit diesen Gedanken ass er selber, als das Reisgericht fertig war, that in den Rest Gift, nahm ihn und ging dorthin.

Kaum hatte er das Gericht niedergesetzt, so hieb ihn der andere mit dem Schwerte entzwei, warf ihn an einer versteckten Stelle hin, ass das Gericht und fand dort selber den Tod. So gingen wegen dieses Schatzes alle zu Grunde.

Bodhisatta aber kam nach Verlauf von zwei Tagen mit dem Lösegelde herbei. Als er an jenem Orte den Lehrer nicht erblickte, aber die Schätze überall umhergestreut sah, dachte er: „Der Lehrer muss, meinen Worten nicht folgend, Schätze haben regnen lassen, und alle müssen ihren Untergang gefunden haben.“ Und er schritt auf dem Hauptwege dahin. Weiter wandernd sah er den Lehrer auf dem Hauptwege entzweigehauen, dachte: „Weil er nicht nach meinen Worten that, ist er gestorben,“ las Holz auf, machte einen Scheiterhaufen, that den Lehrer drauf, verbrannte ihn, brachte mit Waldblumen Verehrung dar und sah, weitergehend, die 500, die den Untergang gefunden hatten, weiterhin die dritthalbhundert und so der Reihe nach am Ende nur noch zwei Leute, die (durch gegenseitige Abschlachtung) den Untergang gefunden hatten. Da dachte er: „Mit Ausnahme von

Zweien haben diese 1000 Mann den Untergang gefunden; es müssen noch zwei Räuber da sein, auch die werden sich nicht bändigen können. Wo sind nun die hingekommen?“ Also dahingehend sah er den Weg, wo sie mit den Schätzen in das Dickicht hineingegangen waren, schritt dahin, sah einen Haufen des zum Bündel gebundenen Schatzes und einen Toten, der eine Schüssel Reis hingestreut hatte. Darauf erkannte er alles: „Das und das müssen sie nämlich gethan haben;“ dachte: „Wo ist nun der andre Mann?“ suchte und sah auch ihn in das Versteck hingeworfen. [1]) — Der Rest des Jātakas kommt hier nicht in Betracht. (Cf. Sleeman's Rambles II, 71).

Räubergeschichte No. II. Ein indischer Johannes Kant.

Ebenso lesen wir Jāt. No. 455 (Bd. IV, S. 115): Ein Vater und ein Sohn, die im Kasilande (dessen Hauptstadt Benares ist) wohnten, machten sich zusammen auf den Weg. Am Eingang einer Wildnis befanden sich Räuber. Bekamen sie Vater und Sohn in ihre Gewalt, so behielten sie den Sohn und entliessen den Vater mit den Worten: „Bring Lösegeld her und nimm dann deinen Sohn entgegen.“ Bekamen sie zwei Brüder in ihre Gewalt, so behielten sie den jüngsten und entliessen den ältesten, bekamen sie Lehrer und Schüler in ihre Gewalt, so behielten sie den Lehrer und entliessen den Schüler; der Schüler bringt aus dem Verlangen nach den Künsten das Lösegeld, nimmt den Lehrer und geht mit ihm heim.

Als nun der Vater und der Sohn sahen, dass sich Räuber dort befanden, trafen sie die Übereinkunft: „Sage du nicht, dass ich dein Vater bin, auch ich will nicht erklären, dass du mein Sohn bist!“ Und als die Räuber sie packten und fragten: „Was seid ihr zu einander?“ da sagten sie die wissentliche Lüge: „Wir sind nichts zu einander.“

Da sie aus der Wildnis hinausgekommen waren und

[1]) Diese Geschichte findet sich ganz hübsch in Hans Sachsens ‚Der Tod im Stock‘ (1555) behandelt, worauf mich Herr Prof. Cutting von der Universität Chicago freundlichst aufmerksam gemacht hat. Vgl. Chalmers' Note in seiner Uebersetzung des I. Bds. d. Jātaka.

am Abend sich gebadet hatten, prüfte der Sohn sein moralisches Verhalten, sah diese Lüge, dachte: „Diese Sünde wird, wachsend, mich ins Verderben stürzen, ich will diesen unreinen Hang abthun.“ — Er ward durch mystische Versenkung zum paccekabuddha[1]).

Schutz gegen Räuber.

So gab es denn auch Leute, die ein Gewerbe daraus machten, um bestimmte Vergütung solche, die durch öde Gegenden oder Waldgebiete zogen, gegen die Räuber zu schützen. In einer solchen „Waldbeschützerfamilie“ wurde einmal Bodhisatta geboren und seine Schar zählte natürlich 500 Mann. Nach diesem Jātaka (No. 265; vol. II p. 335) scheint es aber mit der Tapferkeit dieser Geleitsleute, wenigstens manchmal, nicht weit hergewesen zu sein. — Auch Brahmanen gaben sich zu diesen, sie erniedrigenden Diensten her (Jāt. IV, p. 364, v. 34 cf. Comm.)

Ja, Bodhisatta selber wird uns als kühner Räuberhauptmann vorgeführt[2]). So beginnt Jāt. No. 279 (II, p. 279): „In vergangnen Tagen, als Brahmadatta in Benares regierte, ward Bodhisatta in einem Dorfe des Kasilandes in einer Familie geboren, und als er herangewachsen war, nährte er sich nicht von Ackerbau, Handel u. dgl., sondern sammelte 500 Räuber, ward ihr Hauptmann und nährte sich davon, dass er die Strassen unsicher machte, bei Nacht Einbrüche verübte“ u. s. w.

Prädestination zum Dieb und Räuber.

Aber gerade wie im Daçakumāracaritam, im Abenteuer des Arthapāla uns Pūrṇabhadra versichert:

---

[1]) Als Seitenstück vgl. das bekannte treffliche Gedicht G. Schwabs: Johannes Kant, ebenso in Roseggers köstlicher ‚Waldheimat‘ Bd. I. S Als Gegenstück solcher Geschichten ist zu empfehlen Genesis 12, vv. 10—20. Auch Abraham hielt es eben mit dem uralten und doch ewig neuen Worte: *θεοῖσι μὲν ἄχρηστον ψεῦδος, ἀνθρώποις δὲ χρήσιμον.* Platos Rep. 389 B. Doch von ihm gelten wohl Mörickes prächtige Verse:

Das war nun wohl gelogen fast,
Der Herr es doch passieren lasst,
Weil sie nicht leugt aus arger List,
Auch eine Patriarchin ist.
(Der alte Turmhahn)

[2]) Bodhisatta ist bekanntlich das Wesen, das später zu Buddha ward, dem bekannten Religionsstifter.

Prayatnasaṃvardhito 'pi daivacchandānuvartī caurya-vṛittir āsam (obwohl vom Vater sorgfältig erzogen, ward ich doch, dem Willen des Schicksals nachlebend, ein professioneller Dieb), so belehrt uns auch das Jātaka (II, p. 389): „Auch die Bodhisattas, obgleich sie so grosse Männer sind, müssen dadurch, dass sie in eine böse Verkörperung eingehen, andrer Eigentum nehmen; das geschieht, sagt man, durch die Schuld der Sterne.“ Ebenso heisst es Jāt. III, p. 59: „In vergangenen Tagen . . . . ward Bodhisatta im Hause eines Gutsbesitzers unter einem Diebsgestirn geboren, und übte so, herangewachsen, das Diebshandwerk aus.“[1]) So schreibt auch Ç. C. Mitra im Journal of the Asiatic Society of Bengal vol. LXIV, Part I, No. 1 (1895), in einem sehr interessanten Artikel, betitelt „North Indian Folk Lore about Thieves and Robbers', Seite 28: „Thieves almost always commit thefts during the dark half of the moon — the worship of the goddess Kālī (dies ist ihre Schutzgottheit) taking place on the 15. day of the waning period of the moon. There is a popular superstition among the Bengalis that if a male child be born on the āmavasyā, or the 15. day of the dark half of the moon, the child will become a thief as that day is consecrated to Kālī — the goddess of the thieves and robbers.“

Die Räuber brachen in die Dörfer und die Städte ein; manchmal im Einverständnis mit den “höheren Gewalten.“

Auch in die Dörfer natürlich und in die Städte brachen die Räuberhorden oft ein, wie dergleichen denn in der Erzählungslitteratur häufig gemeldet wird.[2]) Ja schon in Altindien thaten sie es gewiss nicht selten im Einverständnis mit den Behörden, die dann im Geheimen mit ihnen den Raub teilten. So hören wir im 79. Jātaka von einem Dorfoberhaupt, dass an einem Tage die Männer des Dorfes unter einem Vorwand alle das Dorf räumen,

---

[1]) Gewissen lasse fürder mich in Ruh!
Den Sternen schreib' ich meine Sünden zu.
C. F. Meyer, Huttens letzte Tage XXV (Astrologie) Doch vgl. hier d. letzten Vers!

[2]) So öfters im Jāt., so im Kathās. (z. B. Tar. 114, çl. 118); Milind. 331 u. s. w.

unterdessen eine Räuberbande einfallen und alles plündern liess und dann am Abend in martialischem Vollbewusstsein an der Spitze seiner Leute unter lautem Trommelschall wieder ins Dorf einzog, wo sich den armen Bewohnern natürlich ein grausiger Anblick bot. Wie der Hindu seit Buddhas Tagen sich auch in diesem Punkte getreu geblieben ist, das ersieht man z. B. aus Vincent Arthur Smiths Anmerkung zu Sleeman's Rambles I, p. 178: „The barbarous habit of alliance with robber-gangs is by no means confined to Rājput nobles and landholders. Men of all creeds and castes yield to the temptation, and magistrates are sometimes startled to find that Honorary Magistrates, Members of District Boards and others of apparently the highest respectability are the abettors and secret organizers of robber bands."

Auch der König selber stand sich wohl manchmal ganz gut mit den Räubern. Sie werden ihm dann natürlich für den unter ihm gesegneten und gedeihlichen Fortgang ihrer menschheiterleichternden Bestrebungen sich haben dankbar erweisen müssen. Jāt. IV, 431 hören wir, dass ein König in einen Räuberwald kommt und dort schläft, während die Räuber ringsum zu seinem Schutze als Wachen sich zerstreuen.

Ja, in den Städten selber zogen besonders kecke Räuber umher. So wird uns Jāt. No. 454 (vol IV pp. 81, 82) von zehn starken übermütigen Brüdern erzählt, die das ganze Reich unsicher machten, selbst ‚Geschenke', die zum König geführt wurden, auf dem Wege wegschnappten, durch die Strassen der Stadt plündernd dahinstromerten, auf dem Markte aus den Verkaufsbuden sich aneigneten, was ihnen behagte u. s. w. Selbstverständlich hindert das Märchenhafte dieser und andrer Erzählungen nicht, daraus ein Bild der Zustände zu gewinnen.

Diebe und Räuber dem Trunk ergeben.

Es lässt sich wohl von vornherein erwarten, dass Diebe und Räuber dem Trunke ergeben sind, wie wir denn dies auch im Daçakumāracaritam und sonst sehen (so Jāt. I, p. 157).

Räuber und Diebe fallen auch für den Hindu oft zu-

sammen. Dasselbe Wort wird gewöhnlich für beide gebraucht; manchmal bleibt es zweifelhaft, wie man übersetzen soll.

Diebe.

Mit eigentlichen Dieben haben wir es meist im Daçakumāracaritam zu thun. Wie dies Handwerk schon in vedischen Zeiten einen goldnen Boden hatte und sich grossen Zulaufs erfreute, so im Zeitalter der Jātakas und in den Perioden, die sich in der spätern Erzählungslitteratur spiegeln.

Schon in alten Tagen verfuhr der indische Dieb wissenschaftlich.

Gabs vielleicht in den Tagen, wo Buddhas göttliche Gestalt auf Erden wandelte, noch keine Lehrbücher für Diebe, so waren die indischen Langfinger doch auch damals keineswegs frische, freie, fröhliche Diebe, die nur so in den Tag hinein ihr Talent übten, sondern Leute von festen Prinzipien, hatten in ihrem Fach ‚gute Schulen genossen', wie es scheint. So hören wir Jāt. No. 26 (I, p. 187) von Diebstahlsbeflissnen, die sich zusammen setzen und die Regeln und Grundsätze ihrer Kunst gegenseitig sich auslegen und repetieren, denn repetitio est mater studiorum. „So muss man einen unterirdischen Gang brechen, so muss man eine Bresche in die Wand machen den unterirdischen Gang und die Bresche in der Wand muss man wie eine Strasse, wie einen Badeplatz (od.: „wie eine Furt") von Gestrüpp und Gebüsch frei machen und dann die Waren wegbringen. Wer sie wegbringt, der muss sie wegbringen, auch wenn er einen Mord dabei begehen muss, denn so (wenn einer getötet wird) wird er sich nicht erheben können (um als Zeuge aufzutreten, oder es zu hindern). Ein Dieb darf nämlich nicht mit einem moralischen Wandel behaftet sein; rauh, hart, gewaltthätig muss er sein."

Diebesregeln.

Diebesgeschichten. No. I. Ein zur Richtstätte geführter Dieb wird durch eine Schöne, die sich in ihn verliebt, gerettet, erweist sich aber nicht besonders dankbar.

Jāt. No. 318 (III. p. 59) erzählt: „In vergangenen Tagen, als Brahmadatta König in Benares war, wurde Bodhisatta in eines Gutsbesitzers Hause unter einer Diebskonstellation geboren, und, herangewachsen, nährte er sich vom Diebstahl. Berühmt ward er in der Welt, ein Held, so stark wie ein Elefant; niemand konnte ihn fangen. Einmal brach er in eines Gildemeisters Haus

eine Bresche in die Wand und führte viel Gut mit sich fort. Die Städter begaben sich zum König und sprachen: „Ew. Majestät, ein grosser Dieb plündert die Stadt, lass ihn fangen!“ Der König befahl dem Polizeimeister der Stadt, ihn zu fangen. Dieser stellte nun in der Nacht da und dort truppweise seine Leute auf, fing ihn mit dem gestohlenen Gute ab und that dem Könige Meldung über ihn. Der König befahl dem Stadtpolizeimeister: „Haut ihm den Kopf ab!“ Der Stadtpolizeimeister liess ihm die Arme fest auf dem Rücken zusammenbinden, ihm einen Kranz von roten Kaṇaverablüten an den Hals hängen, ihm Backsteinpulver auf den Kopf streuen, an den Kreuzwegen ihn mit Peitschen geisseln und führte ihn so unter rauhem Trommelschall zur Richtstätte.

„Man sagt ja, in dieser Stadt sei der raubverzehrende Dieb gefangen worden!“ So hiess es und die ganze Stadt geriet in Bewegung. Damals nun lebte in Benares eine Hetäre, Namens Sāmā, die 1000 Geldstücke (die Nacht) erhielt, eine Favoritin des Königs, umgeben von 500 Freudenmädchen als Gefolge. Sie hatte oben in ihrem Palaste ein Fenster geöffnet und sah, davor stehend, ihn hinführen. Er aber war wohlgestaltet, anmutig, von höchster Schönheit, anzuschauen wie ein Gott, und so sah man ihn über alle emporragen. Als sie ihn so hinführen sah, ward ihr Sinn von Liebe gefangen und sie dachte: „Durch welches Mittel nun könnte ich diesen Mann zu meinem Gatten machen? — Das ist das Mittel!“ also entschied sie und sandte in der Hand einer ihrer Dienerinnen dem Stadtpolizeimeister 1000 Geldstücke mit der Botschaft: „Dieser Dieb ist der Sāmā Bruder, ausser der Sāmā hat er keine Zuflucht. Nehmt Ihr diese 1000 Geldstücke und lasst ihn laufen!“ Die Dienerin that also. Der Stadtpolizeimeister sagte: „Dieser Dieb ist berühmt, es ist nicht möglich, ihn so laufen zu lassen. Wenn ich aber einen andern Menschen bekomme, so kann ich diesen in einem verdeckten Wagen ihr schicken!“ Die Dienerin ging und meldete es ihr.

Damals aber war ein Gildemeisterssohn in die Sāmā

verliebt und gab ihr die täglichen 1000 Geldstücke; er kam auch an diesem Tage zu der Zeit, als die Sonne heimging, zu ihrem Hause mit 1000 Geldstücken herbei. Sāmā nahm den Beutel mit den 1000 Geldstücken, legte ihn auf ihren Schoss und sass weinend da. „Was soll das bedeuten?“ also angeredet, sagte sie: „Mein Gebieter, dieser Dieb ist mein Bruder. Weil ich ein niedriges Gewerbe treibe, darum kommt er nie zu mir. Als ich zu dem Stadtpolizeimeister schickte, sandte er diese Anweisung: „Wenn ich 1000 Geldstücke bekomme, will ich ihn laufen lassen.“ Jetzt finde ich keinen, der diese 1000 Geldstücke nähme und damit zu dem Stadtpolizeimeister ginge.” Aus Verliebtheit in sie sprach er: „Ich werde gehen.“ „Dann nimm was du gebracht hast und geh.” Er nahms und ging zu dem Hause des Polizeimeisters. Der brachte den Gildemeisterssohn in einen Versteck, liess den Dieb sich in einen verdeckten Wagen setzen und schickte ihn der Sāmā.

„Dieser Dieb ist im Reich bekannt, es muss erst ganz finster sein, dann will ich zur Zeit, wo die Leute sich zur Ruhe begeben haben, die Hinrichtung vollziehen lassen“, also dachte der Stadtpolizeimeister, liess unter einem Vorwande eine Weile verstreichen, führte dann, als die Leute sich zur Ruhe begeben hatten, den Gildemeisterssohn unter grosser Bedeckung zur Richtstätte, liess ihm mit dem Schwerte den Kopf abhauen und seinen Leib pfählen und zog dann in die Stadt zurück.

Von da an nahm Sāmā aus der Hand andrer nichts mehr an. Nur mit ihm sich ergötzend lebte sie. Er dachte: „Wenn diese sich in einen andern verliebt, so wird sie auch mich töten und dann mit ihm sich ergötzen, sie ist eine übermässige Freundesverräterin; ich darf hier nicht mehr bleiben, sondern muss schnell fliehen.” Als er aber gehen wollte, da dachte er: „Mit leeren Händen will ich nicht gehen; ich werde dieser ihren Schmuck nehmen und so gehen.“ So sprach er eines Tages zu ihr: „Schöne, wie Lieblingshähnchen im

Käfig, stecken wir immer im Hause; lass uns einen Tag im Park spielen.“ „Gut,“ sagte sie und stimmte zu, richtete alles, feste und weiche Speise u. s. w. her, setzte sich mit ihm in einen verdeckten Wagen und fuhr hinaus. Als er sich mit ihr vergnügte, dachte er: „Jetzt passt es sich gut, dass ich fliehe,“ und gleich als wollte er, in der Wonne der Lust, mit ihr der Liebesvereinigung pflegen, trat er mit ihr zwischen ein Kaṇaveragebüsch, drückte sie, gleich als umarmte er sie, so sehr, dass er sie bewusstlos machte, legte sie nieder, nahm ihr allen Schmuck ab, band ihn in ihr eignes Obergewand in ein Bündel, hing dieses auf den Rücken, setzte über den Parkzaun hinüber und ging davon.

Das Jātaka erzählt nun, wie untröstlich die Hetäre beim Erwachen aus der Ohnmacht gewesen sei, wie sie durch Boten Bodhisatta endlich ausgekundschaftet und ihm habe sagen lassen, er habe sie ja nicht in seiner übergrossen Liebe tot gedrückt und sei darum aus unbegründeter Furcht geflohen, er solle ruhig zu ihr zurückkehren. Da er sich aber nicht dazu bewegen liess, so fand sie endlich darin vollkommenen Trost, dass sie sich wieder mit allem Eifer ihren Berufspflichten widmete.

No. II. Eine ähnliche Geschichte wie No. I.

Im 419. Jātaka (vol. III. p. 435) wird uns eine ganz ähnliche Geschichte berichtet. Der Dieb ist hier nicht Bodhisatta; die Hetäre, Salasā geheissen, die der Dieb unter einem Vorwand auf einen Berg hinaufführt, und der er dann kaltblütig sein Vorhaben, sie hinabzustürzen, eröffnet, spricht, als ihre Erinnerungen an alles, was sie ihm Gutes gethan habe, nichts fruchteten, endlich zu ihm:

Seit ich mich mein erinnern kann,
Die Kindheit mir zerstiebt,
Hab' niemals einen andern Mann
Ich mehr als dich geliebt.

Lass dich umarmen, komme her,
Lass rechts umwandeln dich;
Ein Wiedersehn jetzt nimmermehr
Giebts, ach für mich und dich!“

Als sie dann hinter seinen Rücken kam bei der Verehrung, die sie ihm darbrachte, stürzte sie ihn die Bergessteile hinunter, sodass er zerschmettert wurde. Bodhisatta, der damals als Berggottheit dort wohnte, pries sie und ihre Klugheit in mehreren Versen. [1])

Eine in Manchem ähnliche, sehr schöne Novelle liegt uns in der 14. Erzählung der Vetālapañcaviṃçati vor (der XIII. bei Çivadāsa).

No. III. Ein Diebsheld kann nicht gefangen werden. Der König streift bei Nacht incognito umher, ertappt ihn, holt ein Heer, fängt ihn. Als der Verbrecher zur Richtstätte geführt wird, verliebt sich eine Kaufmannstochter in ihn und da sie ihn nicht retten kann, besteigt sie mit seiner Leiche den Scheiterhaufen.

In Ayodhya war nämlich eines reichen Kaufherrn einziges Kind, eine wunderschöne Tochter, die selbst von Königen zum Weibe begehrt ward. Sie hasste aber die Männer, und wenn man von ihrer Verheiratung sprach, so wollte sie sich gleich selber umbringen.

Zu der Zeit bestahl ein kühner Dieb die ganze Stadt: die vom Könige überall hin verteilten Wächter konnten ihn nicht fangen. Da machte sich in einer Nacht der König selber mit einem Schwerte in der Hand allein auf den Streifzug. Er sah einen Mann lautlos und äusserst geschickt auf der Mauer dahingehen, stiess auf ihn, gab sich selber für einen Dieb aus, ward in guter Kameradschaft durch den Ritter vom Brecheisen in dessen unterirdische prächtige Wohnung geführt, entwich aber unbemerkt auf die Warnung einer Dienerin im Hause. In dem vom Könige schleunigst herbeigeführten Heere, das ringsum sich aufstellte, richtete der tapfere Dieb grosse Zerstörung an, ward aber zuletzt selber vom König im Zweikampf überwunden und gefangen genommen. Als er zur Richtstätte geführt wurde, sah ihn die wunderschöne Kaufmannsmaid, entbrannte in heisser Liebe zu ihm, bewog ihren Vater trotz seines Sträubens dem Könige 10,000000 Goldstücke für des Verbrechers Freiheit anzubieten. [2]) Er ward aber gepfählt, und als die

---

[1]) Vgl. Petavatthu ed. Minayeff p. 71 ff; Milind. ed. Trenckner p. 350.

[2]) Dieses Mädchen wies also selbst Königssöhne zurück und zu dem zerlumpten Verbrecher entbrannte sie in heisser Liebe. In der prächtigen Erzählung Mūladeva im Jacobis Ausgew. Erz. in Māhārāshṭrī p. 56 ff. lässt sich die ausgezeichnete Hetäre Devadattā nur schwer gewinnen. Mūladeva verwandelt sich in einen Zwerg und singt bezaubernd

Kaufherrntochter es hörte, liess sie sich nicht abhalten, ihrem selbstgewählten Gatten nachzusterben, bestieg eine Sänfte und begab sich, begleitet von ihren weinenden Eltern und Verwandten, zur Richtstätte, die sich bekanntlich in Indien am Leichenorte befand (und wohl noch befindet). Dort bestieg sie mit des Geliebten Leiche den Scheiterhaufen. Aber der dort auf der Totenstätte wohnende Çiva liess unsichtbar seine Stimme von der Luft herab erschallen, hielt sie zurück, lobte die gute Gattentreue und gewährte ihr eine Gnade. Sie wünschte ihrem Vater 100 Söhne, damit er sich nicht über der Tochter Verlust härme.[1]) Und als Çiva ihr eine weitere Gnade anbot, erbat sie sich den Gatten heil und gesund und mit tugendhaftem Charakter begabt aus dem Tode zurück. So geschah's, und der König machte den heldenhaften, jetzt sinnesreinen Gatten der schönen Kaufmannsmaid zu seinem Heerführer, und in vielen Freuden lebte dieser mit ihr noch lange Jahre.

No. IV. Ein Dieb, den andre nicht abfassen können, wird vom Könige selber entdeckt.

Wie in dieser Geschichte, so machte sich auch in der Erzählung Maṇḍiya in Jacobis Ausgewählten Erzähl. in Māhārāshṭrī S. 65 der König selber auf die Diebssuche. Ein lahmer Schneider bestahl nämlich die Stadt beständig. Er hiess Maṇḍiya. Niemand konnte ihn fangen. Er verschaffte sich gewöhnlich jemand, der ihm beistand und das Gestohlene dahin trug, wo er es verscharrte. Dort stellte sich dann Maṇḍiyas Schwester, als wollte sie dem Gehilfen ihres Bruders die Füsse waschen, stürzte ihn aber rücklings von einer Bank in einen Brunnen dahinter hinunter. Da der Polizeimeister kein Glück

---

vor ihrem Hause. Als sie ihn dann hereinholen lassen will, schimpft er über Freudenmädchen u. s. w. Er ist aber nicht umsonst der berühmte Mūladeva, der sich besonders auf die Weiber versteht. Sie wird von heissester Liebe zu ihm erfüllt und weist von nun an andre Bewerber zurück. Immer und immer wieder tritt uns Aehnliches in der indischen Litteratur entgegen. Der Hindu beweist auch hier seine Gabe scharfer Beobachtung. Das wirklich weibliche Weib hat immer sehr viel Pathologisches in seinem Wesen. Vgl. noch die Dhūminī und die Kiṃnarā (Jāt V. 437 ff).

[1]) Vgl. Mahābh. III, 297, 37, 38 (ed. Bomb.).

hatte, machte sich der König selber im dunkeln Gewand eine Nacht auf. Der Schneider stiess auf ihn; der König sagte, er sei ein Bettler. Der Schneider stahl, liess ihm das Gestohlene tragen. Als aber die Schwester des Fürsten Füsse fasste, um ihn hinabzustossen, waren sie so weich, dass sie Mitleid fühlte. Sie gab ihm ein Zeichen; er entfloh. Der Schneider rannte ihm mit dem Schwerte nach, der König stellte sich hinter ein Çivabild, der Schneider zerhieb die Statue und kehrte heim. Als er am andern Tage mitten auf dem Markte friedlich schneiderte, wie das so seine Gewohnheit war, liess ihn der König rufen, ehrte ihn sehr, liess sich von ihm seine Schwester geben. Er behandelte ihn aufs Beste, bis er nach und nach alles Gestohlene sich von ihm hatte geben lassen; dann pfählte er ihn.[1])

Könige, die bei Nacht umher streichen, und Diebe.

Die altindischen Könige scheinen überhaupt öfters in der Art des Harrūn arrashīd incognito bei Nacht und Nebel in ihrer Residenz herumgeschweift zu sein. So der berühmte Bhoja (Bhojaprabandha ed. Jib. Vidyāsagara pp. 28, 53, 70, 77, 81, 90, 92 sqq) Es bekam ihnen aber nicht immer so gut.

So lesen wir Jāt. II. S. 427 (No. 289), dass Bodhisatta einmal als junger König von Benares des Nachts verkleidet durch die Strassen strich, um Forschungen anzustellen. Diebe, die ihr Werk gethan hatten, erholten sich in einer Branntweinschenke, und nachdem sie sich den Rauschtrank reichlich hatten munden lassen, machten sie sich auf den Heimweg, nahmen sich aber noch einen Krug voll mit. Auf der Gasse sahen sie den verkappten Fürsten, brüllten: „Heda, wer bist du?“ prügelten ihn durch, nahmen ihm sein Obergewand, halsten ihm den Krug auf[2]) und gingen, ihn bedrohend, weiter. Nach

[1]) Sehr interessant ist auch die Dichtung von Agaladatta, die den Schluss von Jacobis Ausgew. Erz. in Māhār. bildet. Ich bin aber daran, eine metrische Uebersetzung davon zu veröffentlichen. So sehe ich hier von ihr ab.

[2]) Selbst wenn man ukkhipitvā (S. 427, Z. 10) liest, muss man es in dem Sinne der Variante ukkhipāpetvā verstehen. Sonst fehlt das

einer Weile aber sprach der König: „Ich bin ein armer Mann, ihr Herren, lasst mich los um mein Oberkleid.“ Als er immer wieder so sprach, liessen sie ihn aus Mitleid laufen.

Die Gauner und die Gottheit.

Wie bekanntlich, wenigstens früher, in Italien, suchen auch im alten und im heutigen Indien Diebe und Räuber mit den Gottheiten auf gutem Fuss zu stehen. Wie fromm die Gauner und Schelme unsers Daçakumāracaritam den gehörigen gottesdienstlichen Verrichtungen obliegen, das leuchtet ja an verschiedenen Stellen hervor.

Wie sehr die Gottheiten von Räubern respektiert wurden, sieht man z. B. auch aus der 56. Erzählung der Çukasaptati. Sehr komisch verwendet und zu ziemlich blasphemischem Hohn ausgestaltet findet sich dieser Zug auch im 72. Taranga des Kathāsaritsāgara, wo ein alter Räuber sich Citragupta, den Sekretär des Todesgottes, gewinnt und mit des ehrsamen Höllenkanzlisten Hilfe dem Yama ein Schnippchen schlägt, ja gar in den Himmel eingeht.

Ebenso beten noch heutzutage in Indien Räuber und Diebe zur Gottheit, flehen sie um ihren Beistand an, geloben ihr einen Teil der Beute oder geben ihnen auch ohne Gelübde und sehen nicht im mindesten ein Unrecht in ihrem Gewerbe (Sleemans Rambles I, 359, 360; Schlagintweits Indien I, 88, 89). Die grosse Göttin der Epheser ist für sie die Kālī, Çivas Gemahlin, bekanntlich auch die Tutelarmacht der Thags. So verehren auch z. B. Kathās. Tar. 114 çl. 116 die Banditen die Devī. Ja, Ç. C. Mitra berichtet in dem bereits angeführten Aufsatz S. 27: An Ancient Thieves' Fair. — Another Thieves' Fair has been held in the Ambālā district at Mansā Devī four miles from Caṇḍigarh on the way to Kālkā. Owing to the zemindars being engaged in cutting their harvests, and the Hardwār and Amritsar Barsākhi Fairs being on

---

Beste an diesem Kabinettsstück aus dem nächtlichen Strassenleben Altindiens und bleibt das Folgende ganz unmotiviert. Rouse hat in seiner Uebersetzung diese nicht gesehen.

the same time, the gathering was unusually small. For all that, however, there were some 20,000 people present. This was in days gone by essentially a Thieves' Fair, in which the robbers made their offerings of goats, sheep or sweetmeats at the shrine of their devī or goddess, and prayed that they might be successful throughout the year in their various plundering expeditions.

Tote Verbrecher werden selber zu überirdischen Mächten.

Auf Sizilien haben die anime dei corpi decollati (die Seelen der Hingerichteten) ihre Altäre in den Kirchen, werden angerufen als Beschützer zu Wasser und zu Land und haben Hunderte von Votivtafeln. (Tredes Wallfahrt nach Trier S. 17). Ich glaube, dergleichen liesse sich auch in Indien nachweisen, so wie uns Sleeman's Rambles von einem rohen, gewaltthätigen Irländer erzählen, der vor lauter Liebe zum Geistigen der Körperwelt Valet sagen musste und dessen Manen dann die guten Hindus Jahr für Jahr an seinem Grabe mit Schnaps, Bier usw. aufwarteten, um sie milde zu stimmen. Rauschtrank, besonders Branntwein ward übrigens in Altindien Unholden als Opfer dargebracht, wie schon die Jātakas öfters erwähnen. [1])

---

[1]) Dass im heutigen Indien tote Mörder als Gottheiten verehrt werden, sehen wir z. B. aus Schlagintweits Indien I, 128, 129. Solche „Uebermenschen" machen einen grossen Eindruck auf das Gemüt, und die Furcht vor ihnen treibt wohl zur Verehrung ihrer Seelen. Und wer schaden kann, der kann auch nützen. Daher wohl dieser Kult. Als sehr merkwürdig aber sei erwähnt, dass nach indischer Anschauung ein vom König gebührend mit dem Tode bestrafter Missethäter als Heiliger in den Himmel eingeht. Rāmāyaṇa VI, 41, 58 ff. (ed. Bomb.) lässt Rāma dem Rāvaṇa melden, er sei jetzt gekommen, um ihn, den Frevler, zu strafen. — Kämpfe er mit Rāma und falle, so werde er jenseits die höchste Glückseligkeit erlangen (padavīṃ devatāṇāṃ ca maharshīṇāṃ ca, rākshasa, Rājarshīṇāṃ ca sarveshāṃ gamishyasi yudhi sthiraḥ. Hiezu citirt der Komm. den alten Vers:

Rājabhir dhṛitadaṇḍas tu
kṛitvā pāpāni mānavāḥ
nirmalāḥ svargam āyānti
santaḥ sukṛitino yathā.

(Wenn aber Menschen, die Böses gethan haben, vom Könige bestraft worden sind, so gehen sie fleckenlos in den Himmel ein, wie die

Die indischen Räuber und Diebe nicht besonders verschwenderisch mit ihrem Leben.

Trotz des göttlichen Schutzes aber sind die heutigen Räuber und Diebe in der Regel keineswegs grosse Helden. Eine eigentümliche Sitte erwähnt Ç C. Mitra: Before they committed daḳaiti in a person's house, they used to send an anonymous letter to the good man thereof informing him of their intention to do so. One night they would gather together in armed bands, and with lighted torches, invade the house. After reaching the place, they used to indulge in swordplay which they called ḍhālī pāk khēlā yelling loudly all the time. Thereafter they attacked the house. If they saw any danger of being captured, or if any of them got killed, they used to bawl out māchī paṛechē ‚a fly has got caught', and then cleared out of the place as fast as their heels could carry them.

Jātaka No. 83 (I, 364) wird uns in der Einleitung berichtet, dass dem Meister (Buddha) in Jetavana von einem Freunde des in der Lebensgeschichte Gotama Buddhas so berühmten Anāthapiṇḍika Folgendes erzählt wurde:

Eine alte Geschichte, die sich aber oft wiederholt hat: Ein Mann macht Räuber glauben, es seien viel Leute in einem leeren Hause.

Dieser Freund hatte mit Anāthapiṇḍika (als Kind) zusammen im Staube gespielt, dann bei einem Lehrer die Künste gelernt. Sein Name war Kālakaṇṇi (Unheil, Fluch). Er verarmte im Laufe der Zeit so, dass er nicht mehr sein Leben zu fristen vermochte, und ging zum Gildemeister (Anāthapiṇḍika). Der tröstete ihn, gab ihm, was er brauchte und vertraute ihm die Führung seiner Hausökonomie an. Indem er so des Gildemeisters Gehilfe geworden war, führte er all seine Geschäfte. Wenn nun Leute zu dem Gildemeister kamen, so sprach man: „Steh, Fluch (Kālakaṇṇi)! Setz dich, Fluch! Iss, Fluch!" Da sagten eines Tages des Gildemeisters Freunde und Kameraden, als sie zu ihm kamen: „Grossgildemeister, thu doch den nicht in deine Nähe! Steh, Fluch! Setz dich, Fluch! Iss, Fluch!" so heissts immer und auf so

---

Guten, die Rechthandelnden). Mallinātha hat also Raghuv. XV, 53 wohl falsch verstanden, wenn er da kṛitadaṇḍa mit kṛitaçiksha erklärt. Da wird vielmehr genau derselbe Gedanke ausgesprochen.

einen Laut hin flöhe ja selbst ein Yakkha (Art Dämon); und er ist auch nicht Deinesgleichen, er ist ein armer heruntergekommner Mensch; was hast du mit ihm zu schaffen!“ Anāthapiṇḍika sagte: „Ein Name ist nur eine Bezeichnung, danach gehen Weise nicht, man darf nicht abergläubisch sein wegen eines blossen Wortes; ich kann um eines blossen Wortes willen nicht meinen Freund, der mit mir im Staube gespielt hat, davonjagen.“ So kehrte er sich nicht an ihre Rede.

Eines Tages, als er in ein Dorf, dessen Nutzniessung er hatte, ging, machte er ihn zum Wächter und brach auf. Diebe sprachen: „Der Gildemeister, sagt man, ist ins Dorf gegangen, wir wollen das Haus plündern.“ Sie kamen des Nachts mit verschiednen Waffen in den Händen herbei und umzingelten das Haus. Der andre aber (Kālakaṇṇi), der die Ankunft von Dieben befürchtete, sass ohne zu schlafen da. Als er die Ankunft der Diebe merkte, rief er: „Du blas die Muschel! — Du schlag die Trommel! um die Leute aufzuwecken.” Und er machte so das ganze Haus zu einem Getöse, gleich als brächte er eine grosse Schar zusammen. Die Diebe dachten: „Wir haben ein falsches Gerücht gehört, als es hiess: „Das Haus ist leer; der Grossgildemeister ist ja noch hier.“ Sie warfen Steine, Knüppel u. s. w. auf der Stelle weg und entflohen.

Am andern Tage sahen die Leute die Steine, Knittel u. s. w. da und dort umherliegen, gerieten in Bestürzung und sprachen: „Wenn jetzt nicht ein so kluger Hausverwalter dagewesen wäre, so wären die Diebe nach Belieben eingedrungen und hätten das ganze Haus geplündert. Durch diesen treuen Freund ist dem Gildemeister Segen widerfahren.“ So priesen sie ihn und meldeten den ganzen Vorfall dem Gildemeister, als er von seinem Nutzniessungsdorf zurückkehrte. Da sprach der Gildemeister zu ihnen: „Ihr habt mich veranlassen wollen, so einen Hauswächter und Freund hinauszuwerfen. Wenn er nach euern Worten von mir hinausgeworfen worden wäre, so wäre mein Haus jetzt nicht mehr. Auf

den Namen kommt es nicht an; auf das gute Herz nur kommt es an!“

Aehnliches wird uns von der Langfingerzunft öfters erzählt.

Die Bestrafung der Verbrecher.

Freilich empfahl es sich auch für den Spitzbuben gar sehr, sich nicht fangen zu lassen. Das Gerichtsverfahren war prompt und summarisch, die Strafe streng — freilich mit Ausnahmen. In der Erzählungslitteratur vom Jātaka an hören wir oft, dass die Scharwache den Erwischten ohne Weiteres vom Leben zum Tode beförderte. Sehr gewöhnlich war es, dass die Polizei in ihrem Sitteneifer, einen Ergriffnen, ob nun schuldig oder unschuldig, so prügelte, dass er den Geist aufgab. Siehe z. B. Jāt. I, S. 384.[1])

Bestechung.

Konnte er das zornentzündete Auge des Gesetzes jedoch mit reichlicher Goldtinktur salben oder es durch eine silberne Brille den Kasus betrachten lassen, so hatte das oft für ihn eine sehr günstige Wirkung. Auch der Richter liess häufig gerne ein Wörtchen mit sich reden, denn das Urteil des Schemjaka hat in seiner altindischen Form (schon Jātaka 257[2]) diesen nicht nur russischen, sondern auch gut indischen Zug vom geschwungnen Bündel und seiner magischen Wirkung vielleicht nur deshalb nicht, weil Bodhisatta hier der Richter ist, und überhaupt die Geschichte einen umgewandelten Charakter zu tragen scheint. Auch Worte von schönem Munde, besonders wenn sie als Belohnung reiche Liebeshuld versprachen, hatten die Begnadigungsrechte von Vestalinnen.[3]) Kurz, in Altindien wäre auch in diesem

[1]) Wie der Hindu auch hier der alten Überlieferung bis heute treu geblieben ist, das zeigt Journ. of the As. Soc. of Bengal vol. 64. Part I, No. 1 (1885) p. 28.

[2]) Die jainistische Fassung, die in manchem der russischen Form näher steht, siehe in Pullé's Un progenitore indiano del Bertoldo p. 15 u. 16 des Sanskrittextes. Dort findet sich auch (S. 10) eine Fassung des Urteils des Salomo, die der alttestamentlichen etwas näher verwandt ist als die im Jātaka (vol. VI, p. 336, 337).

[3]) Wie sehr sich die altindischen Polizeipräfekten und ihre Untergebnen gewiss nicht minder auf das utili dulce verstanden, deutet sehr

Punkte, wie es im Wesentlichen eben — überall ist. „Nur die Form ist Wahn und Bild."

Konnte der arme Sünder nichts dergleichen in die Wagschale werfen, oder erwies sich die Justiz als taub gegen solche Einflüsterungen, so ward er geköpft oder gehängt oder gepfählt; die letztgenannte grausame Todesstrafe ist schon in den Jātakas ganz gewöhnlich und begegnet uns überall in der erzählenden Litteratur. Manchmal ward der Verbrecher erst geköpft und dann gepfählt. Jātaka IV, S. 191 befiehlt der König den Bodhisatta, seinen Sohn, hinzurichten, — dessen schöne Stiefmutter ihn bat, ihre Liebesglut zu löschen, von ihm aber zurückgewiesen ward und nun die uralte Taktik der Madame Patiphar mit vollkommenem Erfolge einschlug. Der von ihr Angeschwärzte wird den corapāta, den Räuber- oder Diebsbergsturz hinabgeworfen. Oder der Verurteilte erhält 1000 Hiebe mit der Stachelpeitsche (Jāt. VI, 3): auch wenn er auf andre Weise hingerichtet wurde, war es Sitte, ihn an allen Strassenecken zu geisseln und sein Verbrechen laut auszurufen. Oder er wird mit Speeren tot gestochen, oder (auf Lebenszeit?) in Ketten gelegt (Jāt. VI, 3). Auch die bekanntlich noch bis vor nicht langer Zeit geübte und wohl vielen aus Walter Scott bekannte Sitte, den Missethäter von einem Elephanten tot trampeln zu lassen, finden wir schon im Jātaka (No. 31). Auch noch andre Todesstrafen waren im Gebrauch. Manche werden uns weiterhin begegnen. Arten der Hinrichtung.

In den Palischriften begegnet uns oft eine stereotype Aufzählung verschiedner, meist sehr grausamer Hin-

---

gut das Kāmasūtram an. „Die geschlechtliche Vereinigung des Stadtaufsehers (Comm. des Polizeihauptmanns) findet bei dem nächtlichen Umherschweifen mit den umherschweifenden Frauen statt" (d. h. solchen, die zum Besuch beim Geliebten — bekanntlich ist dies vorwiegend in Alt-Indien —, solchen die ihrer nächtlichen Industrie obliegen u. s. w.). Dies kann und soll der Polizeichef thun, „weil er die schwachen Seiten (der Frauen) kennt." Schmidts Übers. S. 363. Auch hier ist das Kāmasūtram als Kulturbild höchst wertvoll. Es befiehlt wohlweislich, was längst so wie so geschieht.

richtungsarten, die wahrhaft teuflisch klingt in ihrer skurrilen, rotwälschen Henkers- und Hallunkenterminologie. (So Milindapañho S. 197; 290; 357, 358; Majjhima-Nikāya I 87 u. s. w.)[1]) Ich übersetze Milind. S. 290.

„Man sieht hier Mörder, Diebe, solche die in den Lüsten verkehrt wandeln, Lügner, Dörferplünderer, Wegelagerer, Schwindler, Betrüger; alle diese erleiden durch solche Sünde: Abschneidung der Hände, Abschneidung der Füsse, Abschneidung der Hände und der Füsse, Abschneidung der Ohren, Abschneidung der Nase, Abschneidung der Ohren und der Nase, den Grütztopf (dem Verurteilten wird oben ein Stück Schädelknochen entfernt und ihm dann kochende Grütze in den Kopf gegossen), die ‚Muschelglatze' (die Kopfhaut wird mit Kies so lange gerieben, bis sie wie eine Muschel glänzt), das ‚Rāhumaul'[2]) (die Kinnladen werden mit eisernen Pflöcken oder Nägeln auseinandergespreizt, Oel hineingegossen und ein Docht darin angezündet), der ‚Feuerkranz' (der ganze Leib wird in ölgetränktes Tuch eingehüllt und dann angezündet), die ‚Handfackel' (bloss die Arme werden so behandelt), die ‚Schlangenstreifen' (die Haut wird in Streifen abgetrennt vom Hals bis zu den Hüften, sodass sie in Streifen um die Beine hängt), das ‚Rindenkleid' (die Haut wird, vom Halse abwärts, abgezogen und jeder Hautstreifen um das Haar gebunden, sodass ein ganzer Schleier von Hautstreifen entsteht), die ‚gefleckte Antilope' (die Ellbogen und die Kniee werden zusammengebunden, der Verbrecher muss sich so auf eine Eisenplatte niederkauern, und darunter wird ein Feuer angeschürt), die ‚Hakenfleischerei' (er wird an einer Reihe eiserner Haken aufgehängt), den ‚Groschen' (das Fleisch wird über den ganzen Körper weg in Stücken

[1]) Zu diesem Jargon gehört meines Erachtens auch das Pāliwort uttāseti (pfählen) von uttamsayati (zum Scheitelkranz [des Pfahls] machen). Vgl. den Sanskrit-Ausdruck: ‚er soll als Kranz den Pfahl schmücken'.

[2]) Rāhu ist ein jetzt nur noch aus einem Kopfe bestehender Dämon, der Sonne und Mond verschlingt (Sonnen- und Mondfinsternis).

von der Grösse eines Groschens (kahāpaṇa) herausgeschnitten), die ‚ätzende Abdächselung' (der Körper wird mit Einschnitten bedeckt und Salz und ätzende Flüssigkeiten in die Wunden gegossen), den ‚Stangenwirbel' (er wird an den Boden geheftet, indem eine eiserne Stange durch die Ohrwurzel getrieben wird, und dann an den Beinen im Kreise gedreht), den ‚Strohsitz' (er wird so mit Knütteln zerschlagen, dass alle Knochen brechen und er wie ein (zum Sitzen benutztes) Strohbündel daliegt), die Begiessung mit kochendem Oel, die Zerreissung durch Hunde, die Pfählung, die Enthauptung mit dem Schwerte." — Dieser grausige Katalog entsprang wohl zum grossen Teil nur der Phantasie; besonders die einer langen Erklärung bedürftigen Prunkstücke aus dem Galgenlexikon werden gewiss höchstens als seltnere Ausnahmen von besonders grausamen Wüterichen der indischen Geschichte in die Wirklichkeit übersetzt worden sein. Sonst aber ist die Liste wohl zuverlässig (Siehe darüber Rhys Davids in seiner Uebersetzung des Milind. I S. 277. Seiner aus Hīnati-Kumbure herübergenommenen Erklärung der Ausdrücke bin ich gefolgt).

Die Art und Weise, wie der arme Sünder zur Exekution geführt wurde, ist schon erwähnt worden. Eine ausgezeichnete Schilderung davon bietet bekanntlich der letzte Akt der Mṛicchakaṭikā. Auch der Henker oder die Henker selber — aus der Pariakaste genommen — stellte durch seine äussere Erscheinung und Ausstattung wohl den Schrecken des Gesetzes sinnbildlich dar. Er trug ein gelbrotes Gewand, einen Kranz aus roten Blumen, das Beil auf der Schulter und im Märchen natürlich den Richtblock in den Händen (Jāt. No. 358). Rot ist ja die Farbe Yamas, des Todesgottes.

Andre Schelme und Gauner.

Wie die Bruderschaft der Diebe und Räuber, so war auch allerhand andres Gaunergesindel und Schelmengelichter (dhūrta) reichlich vertreten. Natürlich war ihre Geschicklichkeitsbethätigung der mannigfaltigsten Art. Hier nur ein paar Beispiele.

Falsche Juwelen werden als echte um eine hohe

Summe an den Mann gebracht (Kathās. Kap. XXIV Gesch. d. Çiva u. des Madhava). Spitzbuben laden zum Trinken ein, bringen aber vorher Betäubungsmittel in den Rauschtrank und plündern dann den Bewusstlosen aus (Jāt. No. 53). Im 66. Taraṅga des Kathās. (çl. 110—133) wird uns ein unternehmender Geist vorgeführt, der den König eines Landes bewegt, um 500 Denare jeden Tag vor aller Augen leise mit ihm ein bisschen zu reden. Er gilt bald als allmächtiger Günstling, macht diesen und jenen glauben, derselbe sei bei dem Könige in Ungnade gefallen, wo er dann natürlich um Vermittlung angefleht wird, und häuft aus den Taschen derer, die des Königs Gunst brauchen, ein riesiges Vermögen an. Im Dhūrtasamāgama streiten bekanntlich zwei Bösewichter um eine hübsche Hetäre, ein dritter soll den Streit entscheiden, nimmt sie einstweilen unter seinen Schutz und beansprucht sie dann für sich selber. So liesse sich noch vieles anführen.

Spieler. Gauner und Spieler sind Brüder; und dass der Spieler auch zum Diebe werden muss, das erkennt der von der Würfelleidenschaft Besessene sehr gut in dem herrlichen Vedalied:

Ṛināvā́ bíbhyad dhánam icchámāno
'nyéshām ástam upa naktam eti

Dh. Verschuldet fürchtet er, nach Gut begierig,
Schleicht er zur Nachtzeit hin zu andrer Heime.
(Rgv. X, 34, 10 b).

Würfelspiel. Wie im Daçakumāracaritam, so hören wir auch sonst viel von Würfelspielern. Bekanntlich fröhnten schon die vedischen Inder leidenschaftlich dem rollenden Unheil. Manche kamen gar nicht mehr nach Hause und wurden deshalb sabhāsthāṇu ‚Spielhauspfosten' tituliert.[1]) Auch in diesem Punkte hat sich der Hindu später nicht geändert. Oft hören wir in den klassischen Erzählungssammlungen von völlig ruinierten Spielern. Es gab sogar Staatsasyle für solche Leute (Kathās. Tar. 73, çl. 263).

[1]) Zimmer, Altind. Leben. S. 282.

Es wird auch diese Leidenschaft nicht nur verwünscht und beklagt, wie in dem berühmten, tiefergreifenden Spielerlied des Ṛigveda, sondern auch als sehr nützlich dargestellt. Kathās. VI, çl. 26 rühmen Kitavas:

Yo 'tra dyūtakalāṃ vetti,
tasya hastagato nidhiḥ

(Wer auf Erden die Spielerkunst versteht, in dessen Hand liegt ein Schatz). Ja, in der Mṛicchakaṭikā (33,2) heisst der Spieler ein ungekrönter König: dyūtaṃ hi nāma purushasyāsiṃhāsanaṃ rājyam. In begeisterten Worten wird das Spiel und der Hang zu ihm verherrlicht in der 27. Erzählung der Siṃhāsanadvātriṃçikā (cf. Webers Ind. Stud. XV, S. 419). Und wie im Daçakumāracaritam, so schliesst im 74. Kapitel des Kathāsaritsāgara ein Prinz Freundschaft mit professionellen Spielern, nachdem er sie durch seine überlegenen Kniffe um alles gebracht hat. Das waren dabei auch nicht gewöhnliche Leute, sondern Männer vom höchsten Rang, die, schlecht gekleidet, in den Spielhäusern sich durch falsches Spiel Geld ergatterten und ergaunerten. Falsches Spiel, allerhand Schliche waren dem Inder ja eine alte Tradition, die zu verletzen er auch nie besondere Lust gezeigt hat. Kein Laster ist . . . . (im Veda) so häufig als Betrug im Spiel," sagt Zimmer, Altind. Leben S. 286. Die von ihm gegebenen Stellen sind natürlich nicht die einzigen. Ausser den im Daçakumāracaritam genannten Praktiken weise ich noch auf Jāt. No. 91 hin, wo ein Spieler, sowie das Glück sich von ihm wendet, einen Würfel in seinen Mund verschwinden lässt, wodurch dann die Spielpartie nicht zu Ende geführt werden kann.

Im 122. Tar. des Kathās. werden uns zwei famose Spieler vorgeführt. Ṭhiṇṭhakarāla, der den Götterkönig über's Ohr haut und den Himmel samt einer reizenden Apsaras gewinnt, und Kuṭṭanīkapaṭa, der den Todes- und Höllengott Yama prellt und selber gar Indra wird. Hier wird auch erwähnt, dass man, aufgefordert, spielen musste, ausgenommen wenn man eine konventionelle

Formel kannte und aussprach, die einen von dieser Notwendigkeit befreite.

Das wüste, gewaltthätige Treiben in den Spielhäusern wird nicht nur im Daçakumāracaritam, sondern öfters erwähnt; so in der 18. Erzähl. der Vetālapañcaviṃçati.

Das Weib in Altindien nicht karg mit ihrer Huld.

Während nun so der Mann in Altindien keineswegs immer ein Muster der Sittlichkeit war, zeigte sich ‚das Ewig Weibliche,' ‚die bessere Hälfte der Menschheit,' seiner so ziemlich würdig.

Wunderherrliche Frauenbilder führt uns die altindische Litteratur vor, Frauentugend wird geradezu für göttlich erklärt, die Keuschheit und Güte eines Weibes verschafft Allwissenheit, hat Gewalt über Leben und Tod, Himmel und Hölle. Aussprüche wie der rührend einfache Rāmāyaṇa VI, 111, 67 (ed. Bomb.): Pativratānāṃ nākasmāt patanty açrūṇi bhūtale (Nicht umsonst fallen gattentreuer Frauen Thränen zur Erde) sind sehr zahm verglichen mit dem, was uns bekanntlich so oft entgegentritt. Aber wir Menschen schätzen halt das Seltne besonders hoch.

Altindische Geschichten wie die ergötzliche von dem König, dessen tot niedergesunkener Elefant nur dadurch wieder auferweckt werden kann, dass ein keusches Weib ihn berührt, wo dann die 84000 Weiber des Fürsten und die ganze schöne Hälfte der Stadt im Gänsemarsch an dem armen Tier vorübergeht und es berührt, selbiges aber leider mausetot bleibt, Geschichten, wie sie die Çukasaptati mit lustigem Narrenglöckchengeklingel schockweise an uns vorüberführt, Geschichten wie die der grossen Bergpredigt gegen die Weiber Jātaka No 536 (V. p. 416 ff.), sowie die Hunderte anderer derartiger Erzählungen von dem hieran so reichen Jātaka bis auf unsere Tage herab, ganz zu schweigen von den kurzen Sentenzen über die bessere Hälfte des Menschengeschlechts: — sie alle stellen uns das Weib als zügellos dar. Dass bereits in der vedischen Zeit ziemlich dasselbe gilt, lehrt schon ein Blick in Zimmers Altind. Leben und noch mehr in die vedischen Studien von Pischel und Geldner.

Nun ist es ja wahr: der Inder hat im Grossen und Ganzen eine ziemlich materialistische, ja oft kynische Ansicht von der Liebe, und auf die Weiber war er nie besonders gut zu sprechen.[1]) Es ist dies um so natürlicher bei ihm, als er ja nicht nur sehr sinnlich, sondern auch höchst asketisch philosophisch beanlagt ist; und das Weib ist es ja besonders, die entzückend und berückend als Fata Morgana über der Wüste der Welt schwebt und dem armen Sterblichen vorgaukelt, es quöllen bei ihr die Wasser des Lebens, die den sehnsüchtigen Durst seiner Seele löschten und seine Schmerzen kühlten, es rauschten bei ihr die ewiggrünen Oasenpalmen süsse, geheimnisvolle Melodien, es wohne bei ihr Ruhe und Frieden, Frieden gegen alles, was da quält. Sie allein und der Hang und Drang zu ihr ist die Ursache, dass diese Welt noch fortbesteht und der ewige Fluch, der Saṃsāra, sich immer neu gebären muss.

Indische Anschauung vom Weibe.

Wir dürfen also natürlich nicht alles als bare Münze aufnehmen, was der Hindu hierüber sagt. Ausschliesslich nach der schönen Litteratur das Volksleben und den Volkscharakter zu beurteilen, wie wir in Indien so viel-

Man muss sie cum grano salis benutzen.

---

[1]) Selbstverständlich aber ist auch die indische Litteratur voll des Preises der Frauen. Rām. VII, 30, 19 ff wird uns mitgeteilt, alle Wesen seien zuerst gleich an Farbe, Gestalt und Sprache gewesen, dann habe Brahma nachgedacht und einen Unterschied gesetzt, nämlich ein Weib geschaffen, indem er die herrlichsten Glieder aus allen Wesen herausgenommen und so alle Schönheit in ihr vereinigt habe. Dergleichen liesse sich ja sehr viel anführen. (Eine hübsche, allerdings sinnlich gefärbte Zusammenstellung solcher Verse giebt Çivadāsas Vetāl. ed. Uhle XIV vv. 5—12). Merkwürdiger schon sind zwei Dikta im Kumārasaṃbhava.

VI, 12: Strī pumān ityanasthaishā
vṛittaṃ hi mahitaṃ satām.

(Denn dies ist das gepriesene Verfahren der Guten, dass sie nicht darauf ihr Auge richten: „es ist ein Weib oder ein Mann“ — oder: „es ist ein Mann — ein Weib, solche Anschauung ist nicht zu hegen; denn der Wandel ists, was Gute hochstellen“). Und dann der Gedanke, der VI, 79 zum Ausdruck kommt: „Das Weib ist das Wort, der Mann der Sinn“, ein so vieldeutiges tiefsinniges Diktum, wie nicht leicht ein andres hierher gehöriges. Vgl. was Sir Munro sagt bei Sleeman Rambles I, 4.

fach thun müssen, hat manches heikle. Wer die französische Frau nach dem französischen Roman beurteilt, der hat bekanntlich kein getreues Bild von ihr. Ich möchte auch als Korrektiv dieser ganzen Darstellung altindischer Zustände ein für allemal bemerken, dass der Hindu eben natürlich ein Mensch war, wie die Menschen im Wesentlichen überall sind. Diebe, Räuber, professionelle Spieler, Hurenjäger, Hetären u. s. w., so zahlreich sie auch immer in Indien gewesen sein mögen, sind doch nicht das indische Volk. Die Hauptmasse des Volkes lebte auf den Dörfern, in gar Manchem recht patriarchalisch; das Familienleben war im Allgemeinen ein sehr schönes, die tausendfache Not des Lebens schon wirkte als weise Lehrmeisterin und schloss die Familien und die ganze Gemeinde zusammen. Dass dabei auch allerhand minder Ansprechendes hervorbrach, ist ja natürlich und allgemein menschlich. In den Städten aber, besonders in Residenzstädten, wo sich die Erzählungslitteratur viel bewegt, ist zu allen Zeiten und in allen Ländern die Sittenverderbnis grösser gewesen. Gewöhnlich war also das indische Weib zuerst das sorgsam gehütete Mädchen und dann die emsig geschäftige, treue Hausmutter. Neigte sich auch das im Allgemeinen gute Weib vielleicht nicht selten zu „schönen Sünden", so braucht ihre Schwester im kalten Norden nicht auf die Tochter heissblütigerer Lande herabzublicken. Heilige, die nie versucht worden sind, haben gut heilig sein. Es giebt auch so viele Mussheilige im Unterrock; ihr — Neid ist begreiflich.

Dabei aber fährt der Hindu nicht mit Feuer und Schwert auf die schöne Sünderin ein.

Übrigens hat der Hindu von jeher doch auch mit milden Philosophenaugen des Weibes Schwächen betrachtet. Es ist bezeichnend, dass in der Geschichte, die im 28. Canto des Orlando Furioso sich so trefflich ausgestaltet hat (die von der Kinnarā), und die in ihrer muhammedanischen Fassung, in der Einleitung von 1001 Nacht, mit der Abschlachtung der schuldigen Frau und unzähligen Greueln endigt, die altindische Form den König seine ehebrecherische Gemahlin einfach auf

immer vom Hofe verbannen lässt (Jāt. V, 437 ff) [1]). In den zahlreichen Geschichten des Jātaka von buhlenden Frauen behält der Mann das Weib wohl am gewöhnlichsten; denn wie Jāt. No. 195 versichert, sind Frauen wie Flüsse, aus denen jeder trinkt; der Fluss bleibt aber dennoch ein Fluss. Und öfter wird im Jātaka, wie auch sonst, gesagt, es sei eben einfach die Natur des Weibes, in der Lust unersättlich zu sein, deshalb müsse man sie auch nicht strafen; was aber natürlich nicht hindert, dass die Ungetreue anderwärts auch öfters anderweitig sich ein Unterkommen suchen muss, oder dass eine gute Tracht Prügel als Besänftigungsmittel ihrer Glut empfohlen und deren gute Wirkung an Beispielen dargestellt wird.[2])

Jātaka No. 199 giebt Bodhisatta, der seine Eheliebste mit dem Dorfoberhaupte überrascht, auch diesem noch eine tüchtige Tracht Prügel mit heim. Er war eben noch nicht so weit in der Kultur fortgeschritten wie Vātsyāyana, der in seinem Kāmasūtram vorschreibt: „Für den jugendlichen Schulzen, Beamten und Sohn des Getreidemeisters sind die Frauen der Bauern auf ein blosses Wort hin zu gewinnen. Diese nennen die Lebemänner Untreue (carshaṇī). Mit diesen zusammen findet die geschlechtliche Vereinigung statt bei den Frohnarbeiten, bei dem Betreten des Getreidespeichers, bei dem Herausschaffen der Sachen und Hineinschaffen, dem Schmücken der Häuser, bei der Feldarbeit, bei dem Abliefern von Baumwolle, Schafwolle, Lein- und Hanfbast, bei dem Abholen des Garnes, dem Kauf, Verkauf und Tausch von Waaren und in diesen und jenen Geschäften“. (Schmidts Übers. S. 362, 363; Durgāprasāda's Text S. 289).

So waltet selbst in den Gesetzbüchern den Vergehungen der Frauen gegenüber sehr wenig Strenge. In

[1]) So heisst es auch in Çivadāsas Vetāl. ed. Uhle S. 11, Z. 36: Mahaty aparādhe 'pi strīṇāṃ visarganaṃ daṇḍaḥ. (Auch bei schweren Vergehen der Frauen besteht die Strafe in der Entlassung).

[2]) Vgl. das russische Sprichwort: żena čto šuba, stegaj čaščе, moli ne zavedetsja.

den Abschnitten über Ehebruch und Unzucht werden nur für geschlechtliche Vergehen des Mannes, nicht auch der Frau, öffentliche Strafen festgesetzt. Yājñavalkya 2, 285 erwähnt zwar ausser den Leibesstrafen (2, 286) für Ehebruch auch eine Geldstrafe für Liebeshändel einer verheirateten Frau, die aber an sich unbedeutend und nur halb so gross wie die ihres Mitschuldigen ist.“ Jolly, Rechtl. Stellung der Frauen bei den alten Indern, Sitzungsbericht d. Münch. Ak. 1876 S. 437, 438. Die Ahndung solcher Sünden stand eben vor allem bei der Familie.

Frauen zur Keuschheit zwingen zu wollen ist fruchtlos.

Megasthenes sagt von den indischen Frauen (Frag. 27,4): *εἰ δὲ μὴ σωφρονεῖν ἀναγκάσαιεν, πορνεύειν ἔξεστι.* Auch die indische Litteratur verspricht sich manchmal etwas vom Zwange. Meist aber herrscht doch die ganz richtige Ansicht, dass Gewaltmassregeln hier nichts helfen.[1]) So heisst es Rāmāyaṇa VI, 114, 27 (ed. Bomb.):

Na gṛihāni, na vastrāṇi,
na prakāras, tiraskriyā,
nedṛiçā rājasatkārā —
vṛittam āvaraṇaṃ striyaḥ

(Nicht Haus, noch Kleid, nicht Mauer, noch Schleier;[2]) noch auch solche Königsehre, sondern Tugend ist des Weibes Bedeckung“ — Bedeckung in dem Doppelsinne wohl wie im Deutschen: Hülle und das, was schützt (und hütet.) Einen kräftigen Ausdruck hat diese Ansicht schon im Samuggajātaka (No. 436) gefunden, der, soviel ich weiss, ältesten Gestalt der bekannten Episode, die wir in der Einleitung zu 1001 Nacht haben. Der Inhalt des Jātakas ist kurz dieser:

---

[1]) Ausserdem: That virtue which requires to be ever guarded, is scarcely worth the sentinel. Goldsmith's Vicar of Wakefield (end of Chap. V).

[2]) Ich übersetze hier tiraskriyā mit Schleier (als stünde tiraskariṇī.) Mir scheint trotz des rājasatkāra die gewöhnliche und vom P. W. allein gegebene Bedeutung: Tadel, Schelte etc. hier nicht zu passen. Wenn ich den Kommentator der Bombayer Ausg. (Nirnaya Sagara Press) nicht missverstehe, so fasst auch er das Wort in einer ähnlichen Bedeutung; sonst aber konstruiert er den Satz anders als ich.

Ein Dānava-Rakkhasa (ungefähr = pers. Div, arab. Jinnī) raubt einmal ein schönes junges Weib, trägt es dann in einer Kiste im Leib umher, um ihre Tugend sich zu sichern. Einmal, als er baden will, speit er den Kasten, wie so oft, wieder aus und lässt die Frau sich ergehen. Sie sieht, während er unten im Wasser ist, einen Vidyādhara in der Luft vorüberfliegen, winkt ihn herab, thut ihn in den Kasten, legt sich schnell auf ihn, als der Dānava-Rakkhasa herbeikommt und verdeckt ihn mit ihrem Leib und Gewand. Der Unhold klappt den Deckel zu und verschlingt den Kasten. Die beiden thun sich natürlich gütlich mit einander in seinem Leibe. Durch einen Seher erfährt er kurz darauf den Sachverhalt und ist froh, dass er schnell den Vidyādhara samt Zubehör von sich geben kann, und ihm dieser nicht mit seinem Schwerte den Leib aufschlitzt. [1]).

Unter gewissen Umständen dem Weibe die Unkeuschheit erlaubt.

Arrian Cap. 17, 3 schreibt: „Solche Weiber bei ihnen (den Indern), die überaus keusch sind, irren um keinen Preis als um einen Elefanten vom Tugendpfade ab; von wem sie aber einen Elefanten erhalten, dem geben sie sich hin. Und die Inder halten es auch nicht für schimpflich, wenn ein Weib sich um einen Elefanten mit einem Manne vermischt, sondern sie erachten es als eine Auszeichnung für die Weiber (oder: es scheint den Weibern eine Auszeichnung), dass ihre Schönheit einen Elefanten wert erscheint.[2])

---

[1]) Benfey konnte natürlich das Jāt. nicht kennen, und so hat er sich geirrt, wenn er Pañcatantra I. S. 460 meint, dass erst in der arabischen Form aus dem Zauberer ein Geist geworden sei. Die indische Geschichte stimmt vielmehr ganz genau. Kathās. 63, çl. 6 ff. haben wir eine andre Fassung und hier auch die 100 Ringe, die die Untreue von ihren 100 Buhlen bekommen hat. Hier finden wir auch zwei Freunde, und als die Geliebte vom schlafenden Gatten weggeht und den einen der Freunde anspricht: „Pflege mit mir der Liebe!“ da weist er sie heftig zurück wie im Arabischen.

[2]) *Αἱ γυναῖκες δὲ αὐτοῖσιν, ὅσαι κάρτα σώφρονες, ἐπὶ μὲν ἄλλῳ μισθῷ οὐκ ἄν τι διαμάρτοιεν, ἐλέφαντα δὲ λαβοῦσα γυνὴ μίσγεται τῷ δόντι οὐδὲ αἰσχρὸν Ἰνδοὶ ἄγουσι τὸ ἐπὶ ἐλέφαντι μιγῆναι, ἀλλὰ καὶ σεμνὸν δοκεῖ τῇσι γυναιξὶν, ἀξιὴν τὸ κάλλος φανῆναι ἐλέφαντος.* Vgl. was John Ogilby

Dass aber natürlich auch ein viel geringerer Preis häufig zum Ziele führte, zeigen so viele Geschichten, wie z. B. Çukasaptati No. 34 (eine schöne junge Feldhüterin ist gleich willig um Betel und ein Gewandstück), No. 35 (Ring als Minnesold), No. 38 (ebenfalls), Jāt. V, 439 (nicht minder), Jāt. No. 419, Einleit. (um etwas Gutes zu essen und zu trinken) u. s. w., gar nicht zu reden von freier Huldgewährung.

Hetären.

Wir werden es also begreiflich finden, dass auch die berufsmässigen Buhlerinnen, die Hetären, eine grosse Rolle in Altindien spielten. Dies sieht man schon aus der allbekannten Mṛicchakaṭikā, deren Heldin — und ein prächtiges Weib dazu! — ja eine Kourtisane ist. Und wie zahlreich die professionellen Huren in Altindien waren, erhellt schon aus der Thatsache, dass ganze Strassen in den Städten von ihnen bewohnt und ihnen zugewiesen waren (veçyāvīthī, Bhojaprab. ed. Jib. Vidyāsāgara p. 93).

Da die Freudenmädchen nun in unserm Roman so bedeutend hervortreten, wie sich ja auch von einem Schelmenroman erwarten lässt, [1]) so lohnt es sich wohl schon deshalb, auf diesen Gegenstand etwas einzugehen. Ich bemerke noch, dass besonders Vātsyāyanas Kāmasūtram eine wahre Fundgrube in dieser Beziehung ist, und da dieses Werk in so ausgezeichneter Übersetzung vorliegt, so verweise ich zur weitern Ausführung und

(Ogilvy) in seinem jetzt selten gewordnen interessanten Werke America. London 1671 (die Angabe 1670, die man gewöhnlich findet, scheint mir unrichtig zu sein) von den Indianern um New York berichtet (p. 177): Whoring is Licenz'd to single Women, if they receive Money for it, and no Man scruples to marry them; nay those that are Marry'd boast how many they have enjoyed before their Marrige.

[1]) Dass Dieberei, Spielertum und Hetärenwesen unzertrennlich ist, sagt auch ganz hübsch Sir Thomas More: Now bawdes, queines, whoores, harlottes, strumpetts, brothelhouses, stewes, and yet other stewes wynetauerns, ale houses, and tiplinge houses, with so manye noughtie, lewde, and vnlawfull games, as dyce, cards, tables, tennis, boules, coytes, do not all these sende the haunters of them streyghte a stealynge when their money is gone. Utopia, Arber's reprint p. 43.

Abrundung des Bildes nachdrücklichst auf dies hochwichtige Werk.

Schon in vedischer Zeit kein Mangel an Freudenmädchen.

Was die vedische Zeit betrifft so haben gewiss die Ved. Stud. von Pischel und Geldner Recht, wenn sie behaupten (I, p. XXV): „Es gab sicher ein grossartiges Hetärenwesen wie im späteren Indien.“ Beweise für diese Ansicht findet man daselbst namentlich: I, 30 ff, 196, 256 (Anm.), 275, 299, 308 ff; II, 120 ff, 154, 179, 313 ff.

Auch nicht zur Zeit des Jātaka.

Das Jātaka zeigt uns wie überall so auch hier Indien als hochentwickeltes Kulturland. Die gaṇikā, nagarasobhinī, vaṇṇadāsī u. s. w. ist da eine sehr prominente Gestalt. Die Legende erzählt, dass Ketzer eine Hure mieteten, die recht offenkundig den Leuten darzuthun versuchen musste, dass sie jede Nacht bei Buddha schliefe, so wie bekanntlich auch die Arianer dem Athanasius beweisen wollten, dass er ein von ihnen hierzu gedungenes Weib geschwängert hätte. [1])

Hetärenlohn nicht gering.

Hetären, die 1000 Geldstücke die Nacht bekommen, werden oft erwähnt (Jāt. No 318, 419, 425, 481 u. s. w.) Eine bedeutende Summe muss damit gemeint sein, denn in einer bereits mitgeteilten Erzählung genügt ja diese Summe, den Stadtpolizeimeister dahin zu bringen, dass er einen notorischen Verbrecher laufen lässt und einen Gildemeisterssohn heimlich an seiner Statt hinrichtet. Natürlich sind solche Zahlen nicht gerade wörtlich zu nehmen, obschon dergleichen Fälle wohl vorgekommen sein werden; eine Vorstellung geben sie jedenfalls. Vetālapañcaviṃçati No 19 haben wir eine Venuspriesterin, die 500 Golddenare die Nacht als Liebessold einnimmt. Kathākoça transl. by Tawney p. 151 erscheinen 400 Denare als Hetärennachtlohn. Im 61. Taraṅga des Kathās. hören wir sogar von einer Schönen, die nur um 500 Elefanten mit dem Glücklichen eine erotische Stunde der Andacht hält. No. 45 der Çukasaptati verhilft eine solche

---

[1]) In der sehr hübschen Ciñcālegende giebt sich das Brahmanenmägdlein Ciñcā dazu her (Jāt. IV. p. 181 ff.). Vgl. Çukasaptati No. 25.

Liebenswürdige um 16 Drachmen zu wenigstens flüchtiger Vollkommenheit im Yogitum. [1])

Reichthum der Hetären.

Die Beschreibung des herrlichen Palastes der vornehmen Kourtisane Vasantasenā in der Mṛicchakaṭikā ist ja bekannt. Eine ähnliche, in manchen Stücken sie übertrumpfende haben wir Kathās. Tar. 38, çl. 19 ff. wohl eine Nachbildung der ersteren. Im 63. Taranga hören wir von einer Hetäre, die so reich ist, dass sie einen vertriebenen König mit Geld, ein Heer anzuwerben, versehen kann. Immer wieder begegnen uns in der altindischen Litteratur die im indischen Leben gewiss so häufigen Venusordensritter, die einen ungeheuren Reichtum an Hetären verschwenden und jetzt ohne einen Heller in der Tasche aus dem Tempel ihrer Göttin hinausgeworfen werden. Schon im Jātaka sehen wir öfters Helden, wie im Daçakumāracaritam, die zugleich itthidhutto, surādhutto, akkhadhutto (Weiberschelme, Branntwein- und Würfelschelme sind, Jāt. IV, p. 248, l. 22) [2]) Und streng hielten — natürlich aus guten Gründen — die donne di mondo darauf, dass sie pünktlich bezahlt wurden.[3]) Jāt. III, p. 475 lässt eine Hetäre einen reichen Liebhaber, der jede Nacht 1000 Geldstücke bringt, eine Nacht jedoch aus einer bestimmten Veranlassung ohne Geld kommt, ihr aber am Morgen 2000 zu schicken verspricht, aus dem Hause befördern. Doch hören wir auch öfters von Hetären, die nur für einen Mann lebten, den sie ins

Manche Hetären hingen treu einem Einzigen an.

---

[1]) Vgl. die von Purohit Gopināth in seiner sehr empfehlenswerten Ausgabe des Bhartṛihari zu II, 29 gegebenen Parallelen, wo ausgeführt wird, dass beim surata das manas wie im samādhi untergehen (līyate) müsse. (Vgl. die schönen Verse Amarus: kānte talpam upāgate etc. und die herrliche Stelle Bṛih. Up. IV. 3, 21.)

[2]) Das Gewand des dhutto (Schelms, Spielers, Verschwenders etc.) ist sprichwörtlich als Bild der Vergänglichkeit (Jāt. IV. p. 494, l. 27). Der Idealtypus eines solchen dhūrta ist Mūladeva; doch ist der auch ein grosser Magier.

[3]) Sie gehörte nicht zu jenen,
Welche sterben, wenn sie lieben —
Nein, sie lebte von der Liebe.

Hamerlings Homunkulus S. 72.

Herz geschlossen hatten und alle Vermahnungen ihrer „Mütter“ in den Wind schlugen. Ausser den bereits mitgeteilten Geschichten dieser Art, die sich sehr vermehren liessen, weise ich nur noch auf die herrliche Novelle vom Lohajaṅgha hin, die sich im Orient und Occident so weit verbreitet hat (Benfeys Pañcatantra I p. 159 ff.) und deren Schluss — die Bestrafung der Kupplerin — so auffallend an Decameron VIII, 7 und verschiedene Märchen des Abendlandes erinnert. (Vgl. Pañcatantra I, Erz. 5 und dazu bes. Benfey und Z D M G 42, 119 ff.)

Kniffe und Pfiffe der Hetären.

Wie die mozas de fortuna die Männer an sich ziehen und ihnen die schwere, seelengefährliche Bürde des Reichtums abnehmen sollen, das setzt ihnen ja das Kāmasūtram in dem langen Abschnitt über diese Hauptfaktoren der indischen Erotik, die Hetären, mit der grössten pädagogischen Würde genau auseinander, und auch dieser Abschnitt des Buches ist unschätzbar. Seit vedischen Tagen haben auch die „schönen Mädchen der Stadt“ (nagarasobhinī, ja man könnte dies Wort auch sehr richtig als „Zierde der Stadt“ fassen) dergleichen Lehrern keine Schande gemacht. Welche Kniffe und Pfiffe sie anwendeten, um Liebhaber zu gewinnen und gewonnene festzuhalten und ihnen den letzten Blutstropfen auszusaugen, davon ist die Litteratur ja voll. Von selber versteht sich auch hier die ultima ratio des weiblichen Geschlechts: liebesheisse oder schmerzglühende Zähren, und jede Thräne war eine Perle im buchstäblichen Sinne, zum allermindesten waren sie wie Freyas Thränen von Gold. Tanz und Gesang wurden als Hauptanziehungsmittel sorgfältig gepflegt, von Toilettenkünsten gar nicht zu reden. [1])

Liebesgelegenheiten.

Im 423. Jātaka (III, p. 463) lesen wir: „Dort bei einer gewissen Stadt war ein grosser Fluss; zu diesem

[1]) Kshemendra hat zwei satirische Werke über die Kunstgriffe der Freudenmädchen geschrieben. Um hier nicht zu weit abzuschweifen, will ich in einem Anhang zum ganzen Werke darauf eingehen.

Flusse stiegen viele Menschen hernieder; im allerbesten Schmuck sassen an des Flusses Ufer auch die Freudenmädchen, indem sie die Männer an sich lockten.“ Besonders kamen sie in die Parks und öffentlichen Gärten. Dort sieht Bodhisatta, der damalige Hauskaplan des Königs von Benares, eine schöne Magdalene, wird von Leidenschaft zu ihr erfasst, schlägt sich gleich mit ihr seitwärts in die Büsche und unter einem Udālakabaum empfängt sie von ihm. Sie will die Frucht dieser Verbindung nach Bodhisattas Geschlechtsnamen nennen, er müsste sich dessen aber schämen, sagt, sie solle das Kind nach dem Udālakabaume dieser Schäferstunde nennen, es mit dem Erlös von dem Siegelring, den er ihr giebt, aufziehen, wenn es eine Tochter wäre; und es zu ihm senden, wenn es ein Sohn und herangewachsen wäre. (Jāt. IV, S. 298).

Vor allem aber sind sie bei Prozessionen zu Ehren eines Gottes und Festen aller Art so recht in ihrem Element. Da sind sie die Löwinnen des Tages. [1]) Einem Könige ist im 545. Jātaka ein grosses Glück widerfahren, und er ordnet deshalb hohe Festlichkeiten an und ruft unter anderm:

Wer immer nur in meinem Reich gefangen,
Sie alle sei'n der Fesseln nun entbunden,

[1]) Die fromme Helene, die bei der Wallfahrt und hochheiligen Prozession der geliebte Vetter Franz für ihre unglückliche Ehe etlichermassen entschädigt, ist eben so alt wie die Welt. So warnt auch Berthold von Regensburg (gest. 1272), der in gar manchem Betrachte wohl grösste Prediger, den das deutsche Volk je gehabt hat, vor den Wallfahrten der Frauen immer und immer wieder in seinen schon an Schönheit der Sprache in unsrer Litteratur einzig dastehenden Predigten; besonders gut fährt er nach einer solchen Vermahnung einmal fort: Dû mâht vil mêr sünde heim bringen, danne dû ûz fuortest. Wir lesen von einer, diu fuor ze Rôme, unde daz sie dar fuorte daz liez sie dâ, unde daz sie nicht dar fuorte daz brâhte sie heim. Nû waz brâhte sie dar und waz fuorte sie von dannen? Ir magettuom fuorte sie dar kiusche unde reine unde liez den dort bî sant Peters münster unde brâhte ein kint her wider von dannen. Einer frowen rômvart und einer hennen flug über einen zûn ist allez glîch nütze u. s. w. (ed. Pfeiffer & Strobl I, p. 356.

Sie mögen all Erledigung erlangen,
Gleichwie auch dieser Freiheit hat gefunden.
Kein Pflug soll diesen Mond die Erde ritzen,
Brahmanen mögen Reis mit Fleisch geniessen,
Frei alle trinkend um den Rauschtrank sitzen,
Indess die vollen Becher überfliessen.
Sie sollen, hin die Strasse, locken, laden;
Streng sei die Wache in des Reiches Kreisen,
Dass sie einander nicht verletzend schaden.
Ihr all sollt Ehre diesem Baum erweisen.

Der Scholiast erklärt die Worte: Mahāpathaṃ niccā samarhayantu (sie sollen die Strasse hin, beständig zu sich herbeiladen) sehr gut mit: „auf der mit geschmückten Prachtwagen belebten Strasse stehend sollen die Huren (vesiyā) durch die Gewalt der beständig entflammten Fleischeslust die fleischeslustverlangenden Leute herbeilocken.“ In kochenilleroten Kleidern, duftende Kränze in den Händen, von Wohlgerüchen umwallt und natürlich orientalisch geschmückt, zogen diese Sirenen im Samsāmare die Gassen dahin, liebevolle Blicke und Worte nicht sparend. (Jāt. IV, 187).

Sport und Vergnügungen.

Und der Festlichkeiten verschiedenster Art gab's ja viele. Schaustellungen waren häufig. Allerhand Sport blühte. So das bekannte Wagenrennen, dann Hahnenkämpfe, Wachtelkämpfe, Widderkämpfe u. dgl. Ringer traten auf[1]), Kämpfer, die mit Stöcken oder Prügeln aufeinander losschlugen[2]); Gaukler der verschiedensten Gattung gab es, Dichterwettstreite nicht minder, Schauspiele sind gewiss viel älter als gar manche Gelehrte glauben und sind jedenfalls für ziemlich frühe Zeit bezeugt: Sängervolk und Meister des musikalischen Spiels liessen sich öfters im Wettbewerb hören; Aufführungen mit Gesang, Spiel und Tanz waren gewöhnlich, allerhand Künste wurden gezeigt. Dazu ward der Schauplatz prächtig hergerichtet, mit Kränzen und Fahnen

[1]) Eine ausgezeichnete Schilderung so eines Mallakampfes Jāt. IV, 81 f
[2]) Jāt. III, S. 541, Zeile 21.

umhängt, ringsum Tribünen erbaut, die ganze Stadt geriet in heftige Bewegung, „Kreis über Kreis, Schicht über Schicht,“ [1]) weit hinauf sich türmend, sass der riesige Volkstrichter da, „mit emporgezogenen Augenbrauen, und will was sehn und möchte gern erstaunen.“ Stürmischer Beifall lohnte das Gelingen und die Kunststücke, neben dem Händeklatschen u. s. w. war es besonders das Schwenken des Gewandes (celukkhepanam, im Jātaka sehr oft genannt), wodurch die Freude und die Bewunderung zum Ausdruck gebracht wurde. [2])

Bei allen Festlichkeiten scheerten die Freudenmädchen ihr Schäfchen und glänzten vor allem Volke.

Wer aber die meiste Freude dabei hatte, das waren die Hetären. Ihr Weizen blühte da. Es waren für sie besondere Tribünen errichtet; denn sie waren die schönsten Blumen, die die Feier zierten. Wie in den beiden grossen Epen die Hetären bei festlichen Gelegenheiten als Hauptdekoration der mit Blumengewinden und Wimpeln geschmückten Strassen und öffentlichen Plätze dienen, ist jedem Leser derselben bekannt. So werden auch im Mudrārākshasa die Freudenmädchen als die schönste Zierde der Strassen dargestellt. Als dem König Dilīpa ein Sohn geboren wird, lässt er nach gutem, altem Brauche die Liebesladendienerinnen der Stadt Festtänze aufführen. (Raghuvaṃça III, 19). Schöne und geistreiche Hetären sind der Ruhm einer Stadt, eine besonders hervorragende Kourtisane ist ein Gegenstand des Neides

Hetären der Ruhm der Städte.

[1]) Jāt. II, p. 253, l. 13, 14; IV, p. 81, l. 25.

[2]) Z. B. Jāt. II, 90: pasaṃsanti, unnadanti, appoṭhenti, anguliyo vidhunanti, celukkhepasahassāni pavattanti (sie lobten ihn laut, schrieen, schnalzten mit den Fingern, schüttelten die Finger (wohl besser: schwenkten die Finger, die Hände), tausende von Gewändern wurden geschwungen). Das Obergewand wurde zu diesem Zweck abgenommen. Vgl. vol. II, p. 253, letzte Zeile; III, p. 285; VI, 344 (Comm.); Rāmāyaṇa V, 57, 26. — Jāt. V, S. 127 ff. giebt Bodhisatta vor dem zur Schau versammelten Volke Proben seiner wunderbaren Schützenkunst. Da heisst es dann S. 130: Mahājano unnadanto, vagganto, appoṭhento, mahākolāhalam katvā vatthābaraṇāni khipi, evaṃ rāsibhūtaṃ aṭṭhārasakoṭisaṃkhaṃ dhanam ahosi. (Die Menge schrie, hüpfte, schnalzte mit den Fingern, machte ein grosses Getöse und warf ihm Gewänder und Schmucksachen hinab, sodass ein Haufen von Wertsachen entstand, der 180,000 000 betrug. Cf. Rohde, griech. Roman p. 311.

für andere Städte. Die Hetäre Devadattā in der auch für das Hetärenleben instruktiven Erzählung Mūladeva (Jacobi, Ausgew. Erz. in Māhārāshṭrī S. 56 ff) wird vom Könige selber eine herrliche Perle der Stadt genannt. Nagaramaṇḍana „Schmuck der Stadt" heisst die Hetäre in Subandhus berühmtem Roman Vāsavadattā (ed. Jib. Vidyāsāgara S. 75, Z. 1). Daselbst wird besonders das „Hurenvolk" (veçyājana) als Hauptzierde von Kusumapura gerühmt und beschrieben (S. 60, 61). Ebenso werden in diesem Romane bei der Schilderung eines gelagerten Heeres die Freudenmädchenwohnungen (veçyāniveça) als hervorragendes Charakteristikum eingeführt (S. 150, Z. 5), was aufs Beste zum Mahābhārata stimmt, denn da wimmelt ja ebenfalls das Lager der Krieger von ihnen, zur Freude auch der Hauptheldeu des Epos. Zu einer Musterstadt, einer Stadt, die adosam, anavajjam, ramaṇiyam (fehlerlos, untadelig, lieblich) ist, gehören auch die gaṇikā, lāsikā und kumbhadāsiyo. Milind. p. 331.

Sterne erster Grösse am altindischen Liebeshimmel lassen ihren süssen Schein auch in fremde Städte leuchten.

Ja, bedeutende und sehr bezaubernde Künstlerinnen auf Amors Bühne machten, daheim schmerzlich vermisst und durch einen fürstlichen Ukas sogar manchmal wieder zurückgerufen, Gastspielreisen in andre Städte und verdunkelten dortige berühmte Sterne. So Kathās. Tar. 124, bes. Çl. 177 ff, wo uns so eine wunderherrliche fahrende Venusritterin vorgeführt wird und eine dort ansässige, wohl selber durch sie beeinträchtigte ‚Stadtschöne' die Neuangekommene sogar ins eigne fürstliche Haus aufnimmt und ihr huldigend dient, gewiss nicht aus reiner Menschenliebe oder aus Bewunderung fremden Verdienstes, sondern ‚der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe' — aus Klugheit.

Sie werden selbst vom Fürsten mit Gunst überhäuft.

Hervorragende Hetären bedeckt der König mit Gunst und Gnaden und stattet ihnen Ehren- und Liebesbesuche ab. Vgl. z. B. Kathās. Cap. 38. Jāt. V, p. 134 hören wir: „Zu dieser Zeit hatte der Daṇḍakönig eine Kourtisane, die er hoher Ehre teilhaftig gemacht hatte, aus ihrer Stellung gestürzt, und während sie in ihren

Geschäften umherschweifte, kam sie in den Park, sah den Büsser Kisavaccha und dachte: „Das muss das Unheil (der Fluch) sein; auf seinen Leib will ich meine Sünde übertragen und dann baden und weitergehen." So kaute sie einen Zahnstocher, spuckte vor allen auf ihn reichlich Speichel, spuckte dem Büsser Kisavaccha in die Zöpfe, warf ihm auch den Zahnstocher an den Kopf, wusch sich selber den Kopf (badete sich) und ging hin. Der König erinnerte sich ihrer und setzte sie wieder in ihre ursprüngliche Stellung ein." Dass die Könige sich zu eigenstem Gebrauche Hetären hielten, hören wir öfters. Eine veçyā ist auch König Bhojas Wedelhalterin (Bhojapr. ed. Jib. Vidyās. S. 89). In demselben Werke verleiht Vikramārka einem Hofdichter, der ihn preisend angesungen hat, hundert Freudenmädchen (vāraṅganā), wohl aus seinen eignen Frauenhäusern (p. 70).

Das eigne Weib ward manchmal als Bajadere preisgegeben.

Andrerseits berichtet uns sogar Jāt. V, 279 ff., dass ein König, der trotz seiner vielen Weiber keinen Sohn erzielen kann, auf stürmisches Drängen seines Volkes hin[1]), seine Haremsdamen als öffentliche Bajaderen allen preis giebt, um so einen Erbprinzen zu bekommen. Als das auch nichts hilft, lässt er seine Hauptgemahlin einen Versuch machen. Die ganze Männerwelt versammelt und drängt sich vor dem Palaste, jeder will das seltne Vöglein für sich erhaschen. Auch in dem bekannten Unmādinījātaka, das im Pālijātaka, im Kathāsaritsāgara mehrere Male, in der Vetālapañcaviṃçati und wundervoll schön in der hochherrlichen Jātakamālā als Aryaçūra erzählt wird, will der Minister sein berauschend holdseliges Weib in den Tempel bringen, wo sie dann jedermann zur Verfügung stünde, und der in sie verliebte König sie sich also getrost zueignen könnte. Solche Geschichten geben

[1]) Der König der Jātakas ist nicht auf Rosen gebettet. Vom Königtum von Gottes Gnaden bekunden die damaligen Hindus in ihren Handlungen keine blasse Ahnung. Er sitzt ungefähr so fest auf seinem Thron wie die frühern Indianerhäuptlinge. Das Volk jagt ihn manchmal davon, tötet ihn sogar ohne Weiteres. Das hinderte aber natürlich nicht, dass viele Fürsten den Tyrannen bis zu ihrem natürlichen Tode spielten.

uns manche Fingerzeige. — Jāt. IV. 336 (v. 26) hören wir, dass die Brahmanen ihre eignen Töchter der Prostitution hingeben. Das Jātaka ist ja nicht grade gut auf die „Götter der Erde“ zu sprechen; aber bloss tendenziöse Entstellung bietet es wohl nie.

Hohe Stellung der vornehmen Hetäre.

Vātsyāyana spricht nur den allgemeinen Zustand aus, wenn er sagt: „Die Hetäre, die mit Charakter, Schönheit und Vorzügen begabt ist, und sich durch diese auszeichnet, bekommt den Titel gaṇikā und nimmt eine hohe Stellung im Kreise der Leute ein. Stets ist sie bei dem Könige geehrt und bei den Trefflichen gepriesen; begehrenswert wird sie, des Besuchens würdig und ein Vorbild“ (S. 54 bei Schmidt).

Klassen der Freudenmädchen.

Die Freudenmädchen zerfallen eben nach dem indischen System in aufsteigender Reihe in folgende Klassen: kumbhadāsī, paricārikā, kulaṭā, svairiṇī, naṭī, çilpakārikā, prakāçavinashṭā, rūpājīvā, gaṇikā (Kāmasūtra VI, 6) d. h. die Wasserträgerin, die Dienerin,[1]) die Untreue, die Freie, die Tänzerin, die Handwerkerin, die offen Verdorbene, die von der Schönheit lebt und die Kourtisane (Schmidt p. 461). In der Çukasaptati No. 45 werden diese fünf Arten aufgestellt: gaṇikā, vilāsinī, rūpājīvā, arthavṛittikā, dārikā (Kourtisane, Kokette, von der Schönheit Lebende, vom Geld sich Nährende, Mädchen. Milind. p. 331 und auch sonst finden wir die Stufenleiter: gaṇikā, lāsikā (Tänzerin), kumbhadāsī. Eine andre Reihe: vārastrī, gaṇikā, veçyā, rūpājīvā, d. i. „Kebsweib, Genossin, Buhlerin, Dirne“ will Neumann (Die Liebe der Mönche und Nonnen p. 277) in dem Scholion zu Raghuv.

[1]) Dass die Dienerin (Sklavin) zum allgemeinen Befriedigungsmittel der Männergelüste wird, macht sich ja leicht. So wird im Sanskrit „Dienerin“ (Sklavin) und „Hure“ oft gleichbedeutend und das eine für das andere gebraucht. Veçyā scheint Bhojaprab. ed. Jib. Vidyās. p. 92 letzte Zeile ganz = dāsī; vielleicht auch p. 89, Z. 5 von unten. Dāsī ist = veçyā p. 68 (Mitte). Dasselbe zeigt die Vāsavadattā des Subandhu (ed. Jib. Vidyās. S. 88. Z. 5 u. 6; S. 89, Z. 5). Die hier gegebne Schilderung der einbrechenden Nacht hebt auch besonders das rege Treiben der Kupplerinnen, Lebemänner und Kyprispriesterinnen hervor. Ebenso wird im Daçakumāracaritam wohl einmal dāsī für veçyā gebraucht. Davon später

III, 19 finden. Es werden aber da einfach Synonyma für denselben Begriff genannt, wie es scheint aus Amara. Vārastrī heisst auch nicht ‚Kebsweib', sondern wörtlich ein Weib, bei dem jeder an die Reihe (vāra) kommen kann, das der Reihe nach herumgeht, gut deutsch: Hure. So wird es auch in der Litteratur gebraucht. ‚Kebsweib' wäre nur an einigen Stellen möglich, soviel ich weiss nie nötig.

In derselben Anmerkung sagt Neumann: „Die sehr gebildeten indischen Hetären, gaṇikās, nahmen einen Rang ein, wie etwa die Aspasien, Laïden, Phrynen u. a. in Griechenland. Sie waren, was der Name in antikem Sinne bedeutet: „Genossinnen vornehmer Geselligkeit." Sehr richtig, nur übersehe man das „in antikem Sinne" nicht, denn nach unsrer Anschauung, von der wir freilich bei der Betrachtung der Griechen, Inder u. s. w. völlig absehen sollten, waren die griechischen und die indischen Phrynen, Aspasien u. s. w. einfach vornehme Magdalenen. Dies nur zur allseitigen Richtigstellung, die freilich unnötig sein sollte, es aber nicht ist.

Die Stufenleiter von der feinen Hetäre bis zur gemeinsten Gassendirne herab liegt ja in der Natur der Sache; und lässt sich wohl bei den eben genannten Klassificierungen, die ja auch nicht übereinstimmen, die indische Systematisierungsliebhaberei bemerken, so ist diese Einteilung doch so im Grossen und Ganzen gewiss richtig. Andrerseits aber werden in der indischen Litteratur diese Bezeichnungen (wie gaṇikā, rūpājīvā, veçyā, vārastrī, nagarasobhinī, vaṇṇadāsī, dārikā u. s. w.) beständig durcheinandergeworfen; dasselbe Weib heisst bald so, bald so. Auch dies weist darauf hin, dass das geschlechtlich freie Weib, wie halt natürlich ist, seine Freiheit gewöhnlich auch gehörig ausnutzte. Gewisse Beschränkungen gebot manchen die Klugheit schon.

Vornehme Hetären sehr gebildet.

Gebildet waren die vornehmen Hetären im höchsten Grade. Unser Daçakumāracaritam schildert uns auch hier die Zustände richtig. Was eine Hetäre nach Vātsyāyana alles lernen muss, ist einfach riesig. Daṇḍin

erscheint da als viel zu bescheiden. Die gewöhnliche Frau war meist ungebildet, in ihrem ganzen geistigen Gesichtskreis eng begrenzt; so strömte alles, was geistreich war oder sein wollte, zu den fein gebildeten Hetären. Auch die gewöhnlicheren Freudenmädchen wurden sorgfältigst erzogen. Es war also grade wie im alten Griechenland.

Hetären Hauptfaktoren des vornehmen Lebens.

Ueber das Leben eines Elegants gibt Vātsyāyana neben anderm folgende Vorschriften: „In der Wohnung einer Hetäre, im Saale oder in der Behausung eines andern nehmen die an Wissen, Verstand und Alter Gleichen Platz und unterhalten sich mit entsprechenden Worten mit den Hetären zusammen. Dabei findet unter ihnen ein Gedankenaustausch über Gedichte oder über die Künste statt. Währenddem sind die glänzenden Weltgeliebten zu verehren, und an Liebe gleiche Frauen werden herbeigeholt. Zechgelage sollen gegenseitig in den Wohnungen stattfinden. Hierbei sollen die Hetären zutrinken und mittrinken: madhu, maireya, Branntwein und Liqueur, mit verschiednen Reizmitteln, Salzigem, Früchten, Grünem, Gemüsse, Bitterm, Scharfem und Sauerm. Damit wird der Besuch der Gärten angedeutet (d. h. in ihnen solls eben so gehalten werden). Am Vormittag sollen sie schön geschmückt und zu Pferde mit den Hetären und begleitet von Dienern sich dorthin begeben; und nachdem sie dort die täglichen Festlichkeiten genossen und mit Hahnenkämpfen und Spielen, Schauspielbesuch und gefälligen Unternehmungen die Zeit hingebracht haben, sollen sie am Nachmittage ebenso zurückkehren mit den Beweisen des Gartengenusses (d. h. nach dem Komm., sie sollen Blumenbüschel, junge Zweige u. s. w. mitnehmen und sich Kopf, Ohren und Hals damit schmücken). Ebenso sollen sie zur heissen Zeit die Wasserspiele aufsuchen u. s. w. (Schmidts Uebers. S. 68 ff; Durgāprasādas Text p. 53 sq.)

Dies stimmt mit der Erzählungslitteratur. In den Häusern der Hetären sind da auch am Tage die Lebemänner zu finden; kommt ein König, Brahmane, Kauf-

mann u. s. w. in eine fremde Stadt, gleich nimmt er seinen Aufenthalt bei einer Hetäre. (Vgl. z B. Josua 2, 1) Im 92. Jātaka hören wir von einigen, die eines Verbrechens beschuldigt werden und schnell ein Freudenmädchen mit hinein verwickeln, damit ihnen im Kerker zusammen die Zeit nicht so lang würde.

Pflichten der Hetäre.

Die Pflichten der Hetäre setzt Vātsyāyana des Längeren auseinander. Im Jātaka wird öfters als solche diese erwähnt, dass sie sich keinem andern hingeben soll, bis sie dem, der sie bereits bezahlt hat, das Geld abverdient hätte. Die Verletzung dieses „durch Natur und rechtliche Pflicht vorgezeichneten Brauches“ (dhammo, dhammatā, Jāt. II, S. 309) rächt sich. Andrerseits aber wird die Hetäre geradezu in überirdischem Sinne belohnt, häuft sie ein grosses transcendentes Verdienst an, wenn sie nicht vom Tugendpfade ihrer Berufsredlichkeit abweicht. Besonders belehrend ist da Milind. S. 121, 122. Hier bringt nämlich eine Hetäre durch saccakiriyā (Wahrheitsakt) [1]) die vom Regen geschwellte, bis zum Rande angefüllte Gaṅgā (Ganges) dazu, rückwärts zu fliessen, was niemand anders, selbst der dhammarājā (Wahrheitskönig, Fürst der Religion, der Tugend etc.) Asoka sammt all seinen Unterthanen sich nicht fertig zu bringen getraut. Ja, sie könnte die ganze Menschen- und Götterwelt über den Haufen stürzen durch ihren ‚Wahrheitsakt‘. Und was ist ihre ‚Wahrheit‘? Sie behandelt alle gleich, ob Brahmane oder Sklave; jeder, der ihre Gunst erkauft, erhält dieselben Dienste.

Vornehme Buhlschwestern haben jedenfalls oft Vātsyāyanas Regel, an die er sie übrigens wohlweislich nicht binden will, befolgt und à la Ninon L'Enclos zu einer Zeit immer nur einen Liebhaber gehabt, bis dieser eben ganz ausgebeutelt war oder sonst aus einem Grunde

[1]) Sie spricht die Worte; „So wahr als ich . . . ., so wahr soll die Gaṅgā rückwärts fliessen!“ Diese mystische Macht der Wahrheit, einer Tugend, die dem Hindu die Königin und Mutter aller andern ist, und die Sitte dieses Wahrheitsaktes wird wohl allgemein aus dem Nala- und Damayantīliede bekannt sein (im 5. Gesang).

seinem Nachfolger Platz machen musste. Bei den gemeinen Dirnen war natürlich von dergleichen Berufsehre keine Rede.

Einige Unannehmlichkeiten hat dies Gewerbe ja überall. Besonders merkwürdig ist hier Çukasaptati No. 45. Da ist nämlich ein Taugenichts — natürlich ein Brahmane — namens Vishṇu, der besonders den Weibern nachjagt. Und zwar, merkwürdig zu singen und zu sagen, ist keine, selbst unter den Freudenmädchen nicht, die imstande wäre, ihm im Liebesgenuss gerecht zu werden. Eine gaṇikā-Hetäre, Ratipriyā, wagte es aber doch wieder, liess sich 16 Drachmen von ihm geben und lud ihn ein. Er machte sich gleich über sie, und zwei Nachtwachen hielt sie diesen indischen Proculus[1]) aus, weil Geld und Ehre auf dem Spiele stand. Dann aber musste sie wohl oder übel von ihm weg zu der Kupplerin schleichen und sie bitten, ihm sein Geld zurückzugeben, denn sie stürbe sonst, wenn sie einem solchen Kerl es vollends abverdienen müsste. Die Kupplerin wies sie darauf hin, dass damit der Ruf ihres Hauses zu schwer geschädigt würde. „In unserem Hause hat noch kein Liebhaber die Hetäre besiegt und seinen Einsatz wieder erhalten.“ Sie versuchte es darum mit List, ihn aus dem Hause zu bekommen, was ihr aber nicht sonderlich gelang und viel Spott eintrug.[2]) Auch scheint es, als ob der König die Bordelle ziemlich gebrandschatzt

Dunkle Seiten des Liebesgewerbes.

[1]) A very surprising instance is recorded of the prowess of Proculus. He had taken one hundred of Sarmatian virgins. The rest of the story he must relate in his own language: „Ex his unā nocte decem inivi; omnes tamen, quod in me erat, mulieres intra dies quindecim reddidi. Anm zu Gibbon's Rome Chap. XII (A. D. 281) Proculus war ein Aufrührer gegen Probus. Gibbon citiert aus Vopiscus Hist. August. p. 246.

[2]) Der böse Hindu: die Frauen sinds, die die Kupplerin besonders recht verhöhnen! Es ist natürlich, dass das Weib ihren Geschlechtsgenossinnen sog. „schöne Sünden“ nicht verzeihen kann. Ausserdem war bei dieser Geschichte der Brotneid mit im Spiele. Andrerseits aber gilt: „Les femmes ne s'aiment point. J'en suppose deux parfaitement unies: je veux même qu'elles ne disent pas le moindre mal l'une de l'autre en leur absence, tant elles sont amies. Vous les voyez toutes deux: vous

hätte. Denn so erkläre ich mir die Furcht, die die Kupplerinnen und ihre „Töchter“ manchmal vor dem Gerichte bekunden. Solche werden eben keine „Licenz“ gehabt haben.

Die Freudenmädchen zur öffentlichen Wohlfahrt nötig.

Sonst waren die Freudenmädchen sozusagen Gesundheitspolizei in Indien. „Die Thaten der Liebe stehen auf gleicher Stufe mit dem Essen, da sie das Gedeihen des Leibes bedingen,“ heisst's im Kāmasūtram. Bhūtendriyānabhidroho dharmo hi paramo mataḥ (nie den Elementen und Sinnen des Leibes zuwiderzuhandeln, das gilt als die höchste Pflicht), sagt die Unterhändlerin Kathās. XIII, çl. 133, und spricht damit wahrhaftig nicht nur ihre eigene Ansicht aus. [1])

Die Hetären die Urbilder der Weiblichkeit.

Die Dichter nun vollends singen häufig begeisterte Preislieder auf die Hetären, ihnen sind sie die Ideale der Weiblichkeit, was uns nicht so sehr wundern wird, wenn wir nicht vergessen, dass eben die Besten unter den also Gepriesenen an Schönheit, Bildung, Geist und andern Reizen sich vor allen indischen Frauen auszeichneten.

---

penchez d'un côté, la rage se met de l'autre; ce n'est pas que l'enragée vous aime; mais elle voulait la préférence. Tel est le caractère des femmes: elles sont trop jalouses les unes des autres pour être capables d'amitié.“ Le Sage, Diable boiteux Ch. XVI. Am vortrefflichsten hat wohl Thackeray solche Dinge öfters in seinen meisterhaften Romanen dargestellt. Vgl. noch Euripides, Phoen. 200: *ἡδονή τις γυναιξὶ μηδὲν ὑγιὲς ἀλλήλας λέγειν.*

[1]) Que j'aime ces bons naturels qui suivent tous leurs mouvements sans scrupule. Le Diable boiteux Ch. VI. Bhartṛihari spottet:

Strīmudhāṃ jhashaketanasya paramāṃ sarvārthasampatkarīṃ
Ye mūḍhāḥ pravihāya yānti kudhiyo mithyāphalānveshiṇaḥ,
Te tenaiva nihatya nirdayataraṃ nagnīkṛitā muṇḍitāḥ
Kecit pañcaçikhīkṛitāç ca jaṭilāḥ kāpālikāç cāpare.

(Die Verblendeten, die des Liebesgottes höchstes Siegel, das die herrlichste Erfüllung alles Strebens bringt: das Weib verlassen und thörichten Sinnes hingehen und Lügenfrüchten [wie Himmel, Erlösung] nachjagen, die werden von ihm [dem Liebesgotte] unbarmherzig niedergeschlagen, nackt ausgezogen, geschoren, zu Fünfschopfträgern Flechtenträgern, Menschenschädelträgern [verschiedene Arten von Asketen] gemacht). Bhartṛiharis Çatakas ed. d. Nirn. Sāg. Pr. Çṛiṅgār. 59; ed. Bohlen ibid; ed. Purohit Gopināth ibid. 64. Cf. Çivadāsas Vetāl. ed. Uhle XIV vv. 5—12 (S. 35—36).

So heisst es bei Vāmana:

Akṛishṭāmalamaṇḍalāgrarucayaḥ saṃnaddhavakshaḥsthalāḥ
Soshmāṇo vraṇino vipakshahṛidayapronmāthinaḥ karkaçāḥ
Udvṛittā guravaç ca yasya çaminaḥ çyāmāyamānānanā
Yodhā vāravadhūstanāç ca na daduḥ kshobhaṃ sa evājitaḥ.
Kāvyālaṃkāravṛitti 4, 3, 7; ed. Cappeller p. 48, 49.)

D. h. Der Freudenmädchen Brüste, die mit dem Glanze ihrer obern Rundung die Scharen der Reinen anziehen, die ganze Busenfläche bedecken, voll Glut sind, bezeichnet mit Nägel- und Bisswunden, die Herzen der Nebenbuhlerinnen erschüttern, fest, emporgewölbt, schwer und mit bräunlichem Munde (Brustwarzen) versehen sind — wem die, infolge seines Seelenfriedens, keine heftige Bewegung verursacht haben, der ist in der That (od. allein) unbesiegt.[1])

Rudraṭa singt in seinem Çṛiṅgāratilakam (Pischel: „Es giebt wirklich in gar manchem Haus gute Dichter, die Redegeschicklichkeit besitzen, im eignen Heim erlangt man Ehre durch gute Eigenschaften, wie ein edles Mädchen; schwer zu erlangen aber ist der Geschickte irgendwo, dessen Rede der Geschmackvollen Sinn hinreisst, wie ein in der Menge der Künste gewandtes, feiles Weib. I, 7. Besonders handelt er I, 120 ff. von den Hetären Da heisst es u. a. (128–130):

Die Eifersucht ist nicht bei edeln Frauen,
Nicht fahrlos ist's bei Andrer Weib dem Diebe;
Bei Huren kann man beides reichlich schauen,[2])
Sie sind der ganze Inbegriff der Liebe.

---

[1]) Die andre Seite dieses doppelsinnigen Verses lasse ich hier natürlich unberücksichtigt. Das erste Kompositum: ākṛishṭa — ist ganz klar, soweit es sich auf die Kämpfer in der Schlacht bezieht; von den Brüsten liesse es sich vielleicht übersetzen: „die mit des herumgezogenen Rundes leuchtenden Spitzen versehen sind;" doch kann ich eine solche Bedeutung des ākṛishṭa nicht belegen.

[2]) D. h. bei ihnen ist Eifersucht, die pikante Würze der Liebe, und Fahrlosigkeit, Ungefährlichkeit bei Liebesbesuchen. Bei verheirateten Weibern aber kanns dem Verliebten oft schlecht gehen.

Als Çivas Auge zornentloht,
Gegeben Kāma einst den Tod,
Da rief ins Leben ihn zurück,
Ich denke, einer Hure Blick.

Wenn klug gebraucht, erfreu'n sie nur
Und töten, wenn man falsch es trifft,
Schwer zu erkennen von Natur;
Drum sind die Huren gleich dem Gift,

d. h. natürlich: gewisse Gifte regen uns an und bereiten uns Wonne, wenn man sie recht zu brauchen versteht, sonst töten sie einen. So die Hetäre.

Dass die Dichter es wenigstens nicht immer beim Hetärenpreisgesang in der Theorie bewenden liessen, zeigt u. a. Bhojaprabandha ff. 36, 38, wo Kālidāsa, als ihn der König ruft, aus dem Bordell kommt Merkwürdig ist eher, dass ihm der Fürst seinen Hang zu den Freudenmädchen verübelt. Wie übrigens auch im hellenistischen Zeitalter die Anschauung und die Sitte unter den Griechen die Hetären gerade so hoch stellte, darüber s. Rohde, Gesch. d. griech. Romans S. 61, 66, 68. Freilich sieht man ja schon aus manchem von mir Mitgeteilten, dass man sie in Altindien feierte wie bei uns etwa die Schauspielerinnen und andre ähnliche Künstler und Künstlerinnen. Man giebt manchem Menschenkinde splendide Diners, brüstet sich mit ihm und — verachtet es doch. Und der König Asoka spricht Milind. p. 122 nicht bloss als guter Buddhist zu der Hetäre Bindumatī:

Tiraden gegen die Hetären.

Kin te saccabalam atthi coriyā dhuttiyā, asatiyā, chinnikāya, pāpiyā, bhinnasīmāya atikantikāya andhajana vilopikāya?[1])

Ja, viele Dutzende von altindischen Versen und Sentenzen besagen das grade Gegenteil vom Preise der

1) D. h. Welche Macht der Wahrheit könnte in dir sein, der Diebin, Schelmin, Schlechten, Ungebundenen, (eig. [von der Tugend] Abgeschnittnen), Sündhaften, der Übertreterin aller Schranken, der Ausschweifenden, der Ausplünderin des blinden Volkes?

Dichter, keine wohl besser als diese aus Jacobis Ausg. Erz. in Māhār.

Yā vicitraviṭakoṭinighṛishṭā,
madyamāṃsaniratātinikṛishṭā,
komalā vacasi, cetasi dushṭā:
tāṃ bhajanti gaṇikāṃ na viçishṭā

yopatāpanaparāgniçikheva,
Cittamohanakarī madireva,
Dehadāraṇakarī kshurikeva:
Garhitā hi gaṇikā çalikeva.

d. h.:

Sie die von tausend Galanen zerrieben,
Rauschtrankergeben ganz niedrig geblieben,
Zärtlich im Wort, im Sinn böse Sieben:
Wie kann die Hure ein Trefflicher lieben!

Ihr, die wie Feuer zum Brennen sich wendet,
Die wie der Rauschtrank die Sinne verblendet,
Die wie ein Messer den Körper zerschändet:
Fluch sei der Hure, dem Dorne gespendet.

Im Lughucāṇakyam wird erklärt (ed. Teza, p. 8):

Khaṇḍe khaṇḍe ca pāṇḍityaṃ,[1])
krayakrītaṃ ca maithunaṃ,
bhojanaṃ ca parādhīnaṃ:
tisraḥ puṃsāṃ viḍambanāḥ

(Drei Dinge sind eine Schmach für Männer: Gelehrsamkeit in lauter Stückchen, erkaufte geschlechtliche Vereinigung und in Abhängigkeit von andern zu leben).

Vgl. auch den längern Sermon, den der Vater in Çivadāsas Vetāl. XXI seinen Söhnen über die Verderblichkeit des Spiels, der Hetärenliebhaberei und des Buhlens mit den Frauen anderer hält (vv. 2—13.[2])

[1]) Ein schöner Spruch von der Gelehrsamkeit, die über dem Kleinen das Grosse verliert:

Na svalpasya kṛite bhūri nāçayen matimān naraḥ; Etad evātipāṇḍityaṁ yat svalpād bhūrinaçanaṁ. Bhojaprab. ed. Vidyās. p. 4.

[2]) Hier wird auch als Strafe des Buhlers mit den Frauen andrer genannt: Abschneiden des liṅga (Phallus), Eselsritt, Auskehren von Töpferbuden (die Töpfer sehr verachtet).

Auch den geistigen Getränken war der Hindu nie abhold.

Sine Baccho friget Venus. So dachte der Verfasser des Daçakumāracaritam, so dachte der alte Inder. Drum heisst der Wein Kathās. 110, çl. 127 kandarpajīvitasya jīvitam „das Leben des Lebens der Liebe."

Schon vom vedischen Hindu sagt Zimmer mit Recht: „Gar manchem aus dem vedischen Volke wäre, wenn ihm eine gütige Fee oder ein auf Erden pilgernder Herrgott die Gewährung dreier Wünsche zugesagt hätte, die Wahl nicht schwer gefallen: Bei einem Leben von 100 Herbsten Glück im Würfelspiel, Freuden des Surāgenusses und Reichtum an Rinderherden.") Surā cānīyatāṃ sarvaçokavināçinī ‚bringt Rauschtrank her, den Tilger alles Schmerzes" (Rām. V, 24,44) klingt es durch alle Jahrtausende hin, den Indus und den Ganges entlang. „Die Welt ist Weh; überwinden wir sie entweder in ichvernichtender Askese oder in göttlicher Trunkenheit am schäumenden Becher und an des Weibes ambrosischen Brüsten!"

Die Jātakas melden uns, dass man allgemeine Rauschtrankfeste (surāchaṇo) feierte, wobei es oft sehr toll herging und viele Excesse vorkamen. Die höhern Gewalten schlugen auch hier, wie eben fast überall, aus der Thorheit und dem Laster Kapital: Jāt. No. 31 hören wir von einem Dorfoberhaupt, das den Branntweinausschank selber betrieb und zum kräftigen Trinken anreizte, und wenn dann die gottbegeisterte Dorfgemeinde sich zu allerhand Geniestreichen verstieg, so strich der Herr Schulze schmunzelnd die massenhaften Strafgelder ein. Wie die Menschen darauf verfallen seien, surā zu bereiten, das erzählt sehr ansprechend Jāt. No. 512. Bekanntlich verbietet der Buddhismus geistige Getränke. Volkstümlich schalkhaft wird uns im Jātaka, das ja natürlich nicht unverfälschten Buddhismus zeigt, erzählt (Jāt. II, S. 95 ff.): Ein König kehrte vom Kriegszug heim. Seine edeln Sindherrosse waren sehr ermattet. Er liess ihnen deshalb ‚Traubentrank' (muddikāpānam)

Ein guter Tropfen schadet nur Tröpfen.

) Surā ist Branntwein.

reichen. Sie gingen darauf in den Stall, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Das satzige Zeug, das sie übrig gelassen hatten, wurde mit Wasser angemacht und den Gepäckeseln zum Saufen dargeboten. Gleich waren sie benebelt, schlugen aus, bäumten sich, rasten umher u. s. w. Der König fragte Bodhisatta, seinen Minister, woher dieser Unterschied käme. Der sprach:

Ein Tröpfchen gieb dem niedern Thoren,
Gleich ist dem Rausch er heimgesunken;
Wer edler Art und hochgeboren,
Wird von dem besten Saft nicht trunken,

ein vieldeutiges, tiefsinniges Diktum, das besonders in übertragner Bedeutung gilt und auf allen Gebieten die allsobald verdrehten, lärmenden Hälblinge und die in stiller Begeisterung schaffenden Ganzen charakterisiert. In übertragener Bedeutung wird denn auch im Jātaka selber (s. d. Einleit.) und im Dhammap. ed. Fausböll p. 274 sq. dieses Wort, jedenfalls ein alter, vom Buddhismus zu eignen Zwecken umgedeuteter Trinkspruch, verwendet. [1])

Die Dichter nun vollends gefallen sich besonders in der Schilderung von Trinkgelagen. Reizende Weiber sind nach ihrem Kanon trunken und trunkene Weiber

[1]) Dies Jātaka ist auch insofern interessant, als wir hier vom Safte der Trauben (muddikā = Sht. mṛidhvikā) hören. Denn bekanntlich sind sie im alten Indien nicht einheimisch. Dass der hier erwähnte ‚Traubentrank' wirklicher Wein war, erhellt wohl klar genug. Der König wird ihn anderswoher für seine Tafel bezogen haben. Bezeichnend ist, dass noch im Raghuvamça der Wein als ausländisch erscheint. Raghuv. IV, 65:

Vinayante sma tadyodhā
Madhubhir vijayaçramam
Astīrṇājinaratnāsu
Drākshāvalayabhūmishu.

„Es vertrieben sich seine Kämpen mit Rauschtrank die „Siegesermüdung" in rebenumkränzten Gegenden, wo sie herrliche Felle hinbreiteten". König Raghu hat nämlich eben die Yavanas besiegt, und in deren Land thun die Soldaten sich gütlich. — Die im Jāt. erwähnten Sindherrosse, die Pferde vom Indus, genossen einen hohen Ruf. Besonders edle Rosse kamen aus Kambodscha (Jāt. IV, p. 464, v. 242; V, 445, v. 315; Raghuv. IV, 70).

unwiderstehlich. Wie besonders aus dem Becher die betäubend duftende Mangnoliablüte der indischen Erotik hervorblüht, so ist er natürlich für die Hetäre und den Lebemann die conditio sine qua non. Im zweiten Akt des Dhūrtasamāgama wird als Anregungsmittel, das die Schelme und Dirnen in einem Säckchen mit sich herumtragen, das bekannte orientalische Aphrodisiacum vom Hanf als sehr hochgeschätzt uns vorgeführt.

Da also das Daçakumāracaritam in Indien beliebt werden musste, so liesse sich erwarten, dass die dort vorkommenden Geschichten sich auch anderwärts fänden. Wie stehts damit?

Diese Skizze aus dem altindischen Leben lässt es uns auch begreiflich erscheinen, dass das Daçakumāracaritam in Indien so beliebt wurde, und es stünde wohl zu erwarten, dass die hier erzählten Geschichten sich auch anderweitig in der indischen Litteratur fänden. Peterson behauptet nun auch (Daçak. ed. Bühler und Peterson, Anm. zu II, p. 21, Zeile 21); „It must be remembered that Daṇḍin took his stories from older sources." Mir ist leider nicht bekannt, ob er das irgendwo bewiesen hat. Soweit ich die Sache verfolgt habe, hat Weber schon 1859 (in seinem Artikel: Über das Daçakumāracaritam, die Fahrten der zehn Prinzen, Monatsber. der Berl. Ak. 17. Jan. = Indische Streifen I, S. 309) im Grossen und Ganzen richtig bemerkt: „Ausser den, wahrscheinlich früheren Darstellungen entlehnten, vier Erzählungen des Mitragupta, mag eben der ganze Inhalt des Werkes seine Erfindung der Phantasie des Verfassers verdanken, natürlich unbeschadet, dass er auch einzelne Züge wie z. B. die Geschichte des Pramati anderswoher entlehnt hat."

Da und dort aber einen Fetzen und Flicken zu finden oder gefunden zu haben zu vermeinen und dann triumphierend auszurufen: „Das also sind die Quellen unsers Schriftstellers!" halte ich für wertlos und geht mir wider die Natur. Was hat man in dieser Weise nicht schon alles als Plagiat demonstriert! Fast alles Wesentliche im Daçakumāracaritam muss ich als originell anerkennen. Einzelnes freilich, was ich bisher nicht gesehen habe, oder was mir nicht eingefallen ist, wird sich höchst wahrscheinlich noch als Entlehnung darstellen lassen, wie ich

Fast alles Bedeutende im Daçakumāracaritam scheint original zu sein.

ja selbstverständlich das eben gegebene Urteil über Daṇḍins Originalität nur als jetzt geltend, oder doch für mich jetzt geltend, ansehe, nicht aber notwendig für die Zukunft. Natürliche Dinge wie diese: Ein Asket wird von einem Weibe (Hetäre) verführt, [1]) unterirdischer Gang, Verlieben beim ersten Anblick, Darstellung der erotischen Glut u. s. w. u. s. w. findet sich reichlich in der indischen Erzählungslitteratur vom Jātaka herab. Jedes Land hat eben eine bestimmte novellistische Maschinerie; denn solche Erzeugnisse kann doch die Phantasie nicht ausschliesslich aus der Luft greifen. Zudem weiss ja jedermann, dass besonders die orientalische Litteratur in mancher Beziehung sehr schablonenhaft ist, und die indische, vor allem die Kāvyalitteratur, gewiss nicht weniger als andre. Darüber später ein paar Worte.

Apahāravarmans Geschichte ist nicht nur die längste in unserm Schelmenroman, sondern auch eine wahre Perle. Sie ist auch sehr originell. Die grosse Rolle darin spielt der Fortunati Wunschsäckel: der geldspendende wunderbare Lederbeutel. In der ältesten mir bekannten altindischen Gestalt ist dieser Beutel ein Krug. Jāt. II, S. 431 (No. 291) wird uns erzählt:

Apahāravarmans Geschichte oder: der wunderbare Lederbeutel.

In vergangnen Tagen, als Brahmadatta in Benares regierte, ward Bodhisatta in einer Gildemeisterfamilie geboren und erhielt nach seines Vaters Hinscheiden die Gildemeisterstelle. In seinem Hause waren in der Erde vergraben 80 Millionen Geld. Er hatte aber nur einen Sohn. Als Bodhisatta die heiligen Werke, wie Almosenspenden u. s. w., gethan hatte, segnete er das Zeitliche und ward als Sakka, der Götterkönig, wiedergeboren. Sein Sohn nun machte, die Strasse hin, eine Laube, setzte sich mit vielen Leuten zusammen drin nieder und fing an, Rauschtrank zu trinken. Indem er Akrobaten,

Aelteste Gestalt des Wunschsäckels oder Tischleins deck dich.

[1]) Ich sehe jetzt nachträglich, dass H. Lüders in seinem Aufsatz über Ṛishyaçṛiṅga Gött. Nachr. 1897 S. 109 in Daṇḍins Geschichte vom Marīci und der Kāmamañjarī eine Ummodelung der Ṛishyaçṛiṅgasage sieht. Daṇḍin verlöre dadurch nichts. Doch ich denke, er hat eher aus dem Leben geschöpft.

Läufern, Sängern und Sängerinnen, Tänzern und Tänzerinnen Tausende spendete, gab er sich dem Leben eines Weiberschlemmers, Rauschtrankschlemmers u. s. w. hin, begehrte nur nach Gesellschaften, indem er rief: „Du singe! Du tanze! Du spiele!“ war so ganz toll, trieb sich umher und brachte auf diese Weise in kurzer Zeit die 80 Millionen Geld und Vorrat und den Hausrat unter. Arm und elend, in Lumpen gehüllt, ging er umher. Sakka vergegenwärtigte sich ihn im Geiste, erkannte seine Armut, kam aus Liebe zum Sohne herbei, gab ihm einen alle Wünsche gewährenden Krug (oder Topf) und sprach: „Väterchen,[1]) gieb acht, dass dieser Krug nicht zerbricht! Solang du den hast, wird dir nämlich das Geld nicht ausgehen; sei sorgfältig!“ Nachdem er ihn so unterwiesen hatte, ging er in die Götterwelt. Von da an schweifte der Sohn trinkend umher. Eines Tages nun, als er betrunken war, warf er den Krug in die Luft, und während er ihn so wieder auffing, verfehlte er ihn einmal. Der Krug fiel zur Erde und zerbrach. Von da an war er wieder ein Bettler, ging in Lumpen gehüllt mit einer Schale in der Hand nach Almosen umher und starb an der Hausecke eines Fremden.

Die Wirksamkeit des magischen Wunschgewährers vom Charakter des Besitzers abhängig.

Hier geht der Besitzer durch seine Thorheit des wunschgewährenden Schatzes verlustig. Dass aber für den, dessen Charakter böse ist, dergleichen sich als nutzlos erweist, das finden wir schon im 543. Jātaka (VI, S. 158 ff), wo ein alle Wünsche gewährender Stein, dessen ein gottloser Brahmane habhaft wird, sofort verschwindet, als ihn dieser ergreift.

Als Beutel begegnen wir diesem Tischlein deck dich auch in der von Aufrecht zuerst mitgeteilten Geschichte des Kathārṇava, und zwar hier mit demselben Zuge wie im Daçakumāracaritam, dass er nämlich seine Zauberkraft durch unrechtes Gut verliert. Ich gebe sie nach Weber, Ind. Streifen I, 251 f.

[1]) Das ist nun freilich nicht deutsch. Tāta im Original wird ebenso gebraucht wie das russ. batjuška auch als Anrede an Jüngere: ‚Mein Lieber‘ u. s. w.

„Die Polizeidiener brachten einen Dieb vor den König; nachdem er ihn als Dieb erkannt, befahl er ihn zu töten. Da sprach der Dieb: „Herr, ich bin im Besitz einer in der Welt unvergleichlichen Kunst: nimm sie an dich, und thue dann, was dir beliebt!“ Der König sprach: „Wenn du eine solche Kunst kennst, warum lässest du dich denn auf Diebstahl ein?“ Der Dieb antwortete: „Nur in der Hand dessen, der niemals irgend etwas gestohlen hat, gedeiht diese grosse Kunst.“ Da sprach der König zu seinem Minister: „Nimm du diese Kunst an dich.“ Der Minister aber sagte: „Herr, ich bin von Natur diebisch, denn die Beamten eines Königs sind von Habsucht wie verschluckt.“ Da sprach der König zu seinem Hauspriester: „So nimm du diese Kunst an dich.“ Der antwortete: [„Herr, ich bin von Natur diebisch,] da ich an allen von dem Könige (den Göttern) geweihten Gegenständen Diebstahl begehe.“ Da forderte der König auch die andern Beisitzer der Versammlung auf, aber auch unter ihnen war kein einziger Gerechter. Da sagten sie alle: „Der Herr selbst möge die Kunst an sich nehmen!“ Doch der König sprach: „Auch ich habe, als ich noch ein Kronprinz war, vielerlei Diebstahl begangen.“ Darauf sagte der Dieb:

„Wo der König selbst ist ein Dieb, samt Minister [und Hauspriester,
Was anders soll da ich wohl thun? Wie der König, [so ist das Volk.
Bei gutem Könige ist es gut, bei bösem bös, bei [halbem halb.
Die Leute folgen dem Beispiel. Wie der König, so [ist das Volk.“

Darauf liess der König, zu Gnaden gestimmt, den Dieb frei.“

Eine viel hübschere Gestaltung findet sich in der Purushaparīkshā:

Der Goldbauer.

Es war eine Königsstadt mit Namen Kāñcī. Dort lebte ein König, namens Supratāpa. Dort wurden einmal vier Diebe, die eines Reichen Gut stehlen wollten,

an dem Eingang zu der von ihnen gemachten Bresche in der Wand von des Strafmeisters Leuten ertappt, mit Fesseln gebunden und dem Könige gemeldet. Und der König wies die Henkersknechte an: „He, Henkersknechte, führt all die vier Diebe zur Stadt hinaus, pfählt sie und tötet sie so. Denn:

Den Bösen, sie vertilgend, wehren,
Die Guten fördern und sie mehren,
Das ist's, was die rechtkundigen Weisen
Als des Königs Pflichten preisen."

Sodann wurden, auf des Königs Geheiss hin, von den Henkersknechten drei Diebe durch Pfählung getötet, der vierte aber dachte:

„Steht selbst der Tod schon vor der Thür,
Giebt's Mittel doch zur Rettung hier;
Trägt Frucht das Mittel, weicht die Not,
Wenn nicht — was gäb's mehr als den Tod!

Wenn auch gequält von Schmerz und Leid,
Vom Fürsten auch dem Tod geweiht,
Kehrt doch von Yamas Thor zurück,
Wer, sich zu helfen, hat Geschick."

Der Dieb sprach: „He, ihr Henkersknechte, drei Diebe habt ihr schon getötet nach des Königs Geheiss; mich tötet erst, nachdem ihr dem König Meldung gethan habt, denn ich weiss eine grosse Zauberkunst. Bin ich tot, so wird diese Zauberkunst untergehen. Wenn aber der König diese Zauberkunst entgegengenommen hat, so mag er mich töten; die Zauberkunst soll in der Welt der Sterblichen bleiben." Die Henker sprachen: „He Dieb, Bösewicht, du bist zur Richtstätte herbeigeführt; was willst du noch weiter leben! Welche Zauberkunst kannst du? Wie in aller Welt sollte von dir niedrigem Kerl der Erdenbehüter eine Zauberkunst entgegennehmen!" Der Dieb sprach: „He, Henker, was redet ihr! Ihr wollt des Königs Angelegenheiten schädigen! Wenn der König die Zauberkunst bekommen soll, so muss er sie doch

entgegennehmen.[1]) Es ist eine grosse Zauberkunst. Und wenn ihr die Nachricht von der Zauberkunst überbringt, so wird der Herr unausbleiblich euch Huld beweisen."

Darauf ward nach des Diebes Worten, den Angelegenheiten des Herrschers zuliebe, diese Nachricht dem Könige mitgeteilt. Der König aber rief voll Neugier den Dieb herbei und fragte: „He Dieb, welche Zauberkunst verstehst du?" „Ew. Majestät, ich verstehe den Goldbau," also sprach der Dieb. Der König fragte: „Wie geht man der Reihe nach dabei zu Werke?" Der Dieb sprach: „Ew. Majestät, Goldsamenkörner von der Grösse des Senfkorns werden hergestellt und in die Erde gesät, schon nach einem Monat werden es sogleich Sträucher und blühen; diese Blüten werden reines Gold. Aus einem Samenkorn nur so gross wie eine raktikā werden solche so gross wie eine pala. Du sollst das mit eignen Augen sehen." Der König sprach: „Dieb, ist das wahr?" Der Dieb sagte: „Wer vermöchte vor Ew. Majestät die Unwahrheit zu sagen! Wenn meine Rede irrig ist, so wird das auch am Ende des Monats der Tod für mich sein; auch dann bist du ja Herr zu strafen und zu lohnen." Der König sprach: „Gut, säe Gold!"

Als sich der Dieb darauf Gold hatte geben lassen, machte er Samenkörner von der Grösse eines Senfkornes daraus, richtete am Lustorte des königlichen Harems, an einer äusserst verborgenen Stelle den Boden her und sprach: „Da jetzt das Feld und der Same fertig ist, so bringe man einen Sämann." Der König sagte: „Warum säst denn du nicht?" Der Dieb antwortete: „Ew. Maje-

[1]) Wie schon aus dem Nalopākhyāna bekannt ist, dachte man sich das sehr sinnlich. Jāt. III, 505 übergiebt dem Bodhisatta seine Jakkhinīmutter einen Zauber, den er entgegennimmt, indem er seine Hände schildkrötenförmig zusammenlegt. Vgl. IV, S. 200 ff. (Wer den hier genannten Zauber hat, kann also thun: Zu irgend einer Jahreszeit geht er hinaus in den Wald, stellt sich, sieben Schritte von einem Mangobaum weg, hin, recitiert den Zauber, wirft eine Handvoll Wasser auf den Baum: augenblicks fallen die alten Blätter vom Baume, neue sprossen, Blüten kommen, reifen sofort zu Früchten, fallen, süss und saftvoll, wie ein Regen herab).

stät, könnte ich das Gold säen, wie sollte ich da bei solcher Zauberkunst in solchen Nöten sein! Aber ein Dieb kann eben das Gold nicht säen. Wer nie etwas gestohlen hat, der muss säen. Warum sät Ew. Majestät nicht?“ Der König sprach: „Das Geld, das ich von meinem Vater empfing, um es den Sängern zu geben, habe ich gestohlen.“ Der Dieb sagte: „Dann sollen die Minister säen.“ Die Minister sprachen: „Wie könnten wir, die eines Königs Höflinge sind, von Diebstahl frei sein!” Der Dieb sprach: „Dann soll der Richter säen.“ Der Aufseher der Rechtspflege sagte: „Auch ich habe in meinen Kinderjahren der Mutter das Konfekt gestohlen.“ Der Dieb sprach: „Ihr alle seid Diebe, warum soll denn ich allein getötet werden!“ Als die Hofleute dies Wort des Diebes hörten, lachten sie alle, und auch der König, dessen Zorn durch den Reiz der Komik entfernt worden war, brach in Lachen aus und sagte: „He Dieb, du sollst nicht getötet werden. Hört, Minister, obgleich er ein Dieb ist, so ist er doch geschickt im Komischen. Darum soll er in meiner Nähe weilen und bei dieser und jener Gelegenheit mich erheitern und ergötzen.“ [1])

Geschichten wie die der Çukasaptati No. 7, von dem wunderbaren Mennig, der jeden Morgen 500 Goldstücke spendet, gehören zwar in diesen Kreis, liegen aber ein bischen weiter ab. Zu bemerken ist nur, dass auch hier dieser magische Schätzespender der Hure Sthagikā, die ihn einem ihrer Galane stiehlt und den Galan dann aus dem Hause wirft, sofort entschwindet.

Meine Absicht kann natürlich nicht sein, die reiche Litteratur über das Tischlein deck dich u. dgl. von Ceylon bis nach Island hinauf zu verfolgen. Die bereits mitgeteilte Geschichte von dem wunderbaren Krug findet sich auch im Kathāsaritsāgara (im 57. Tar.), wo wir auch Tar. III, çl. 45 ff. ein Gefäss finden, in welches man sich irgend eine Speise wünschen konnte (ebenso treffen

[1]) S. über d. purushaparīkshā Brockhaus, Leipz. Ges. d. Wissensch. 1857. S. 36 f. giebt er den Sanskrittext dieser Erzählung.

wir hier die Siebenmeilenstiefel. Tawney in seiner Übersetzung des Kathāsaritsāgara giebt ja viele Verweisungen Bd. I S. 14; Bd. II S. 2 (Anmerkungen).

Dass aber in unserm Roman dieser Zauberbeutel, der doch vor allen Dieben nichts spendet, als Mittel zu den grossartigsten Diebstählen dient, das ist eine prächtige Ironie. Wie dergleichen noch im spätern Indien nicht ausgestorben ist, darüber sehe man Sleeman's Rambles II, 144 ff. Da war nämlich ein berühmter Heiliger ums Jahr 1300, Nizam uddīn Aulia, dessen Grab heute noch grosse Pilgerscharen besuchen. In seiner Jugend soll er ein Räuber gewesen sein, und die Thags verehrten ihn später als den ältesten Repräsentanten ihrer Sekte. Wahrscheinlich unterhielt er auch heimlich Räuber- und Diebsbanden, denn er streute Geld um sich wie der grösste Fürst. Selbiges verlieh ihm ein dast ul ghaib (verborgne Hand), ein geheimnisvoller Beutel. So ging die Mär.

Der ‚edle Dieb'. Der ‚edle Dieb', der in diesem Kapitel des Daça-kumāracaritam — in Apahāravarmans Abenteuer — das bei Nacht durch die Strassen gehende Mädchen so gut behandelt und die Geschichte der Kulapālikā findet eine teilweise Parallele Vetālapañcaviṃçati No. 10. Der Inhalt ist dieser:)

Geschichte eines der Wahrheit ganz ergebnen Mädchens, eines edeln Diebs und andrer guter Leute.

Es lebte in Anaṅgapura ein reicher Kaufmann, Namens Arthadatta; der hatte eine hügelbrüstige Tochter Madanasenā, die ein wellendes Meer der Schönheit war. So sah sie einmal ein junger Kaufmannssohn und verliebte sich aufs heftigste in sie. In heissem Minneschmerz brachte er die folgende Nacht hin. Am Morgen fand er sie aufs Neue an einer einsamen Stelle im Park und warb feurig um ihre Liebe. Sie teilte ihm mit, dass ihr Vater sie längst dem Samudradatta versprochen habe, und dass in einigen Tagen die Hochzeit sein solle. Er

[1]) Vgl. zu d. folgenden Geschichte Oesterleys Baitāl Pachīsi p. 198 unten. Der Dieb dieser Erzählung in den „Vierzig Vezieren" scheint aus dem Daçakumāracaritam zu stammen.

liess sich aber nicht zurückweisen, sondern sagte: „Mag geschehen was da will, ohne dich kann ich nicht leben.“ Und weil er so stürmisch sich gebärdete, so fürchtete das einsame Mädchen, er möchte ihr Gewalt anthun, und sprach: „Dann lass erst die Hochzeit vorübergehen, damit mein Vater mich als Jungfrau hingeben kann; darauf will ich gewiss in Liebe dir nahen!“ Er aber entgegnete: „Welche Lust gewährt die Lotosblume, die ein andrer genossen hat!“ So musste sie ihm versprechen, in der Brautnacht vor der Vereinigung mit dem Gatten zu ihm zu kommen.

Als in der Brautnacht ihr Gemahl sich niedergelegt hatte, kehrte sie sich von ihm ab und wollte nichts von seiner Umarmung wissen. Auf seine sanften Worte antwortete sie nur mit Thränen. Er dachte: „Sie liebt mich gewiss nicht“ und sprach: „Schöne, wenn du mich nicht liebst, so gehe hin zu dem, den du liebst!“ Sie versicherte, dass nur er ihr teurer sei als das eigne Leben. Nachdem sie ihn hatte einen Schwur leisten lassen, dass er ihr nichts zu leide thun wolle, erzählte sie ihm den Sachverhalt und bat ihn flehentlich, dass er ihr gestatten möge, ihrem Worte treu zu bleiben, denn sie habe noch nie gelogen. Da er nun dachte, sie sei eben von Leidenschaft zu jenem erfasst, so liess er sie gehen.

Als nun Madanasenā in der Nacht auf dem Wege allein dahinging, sprang ein Dieb hervor, fasste sie am Gewandsaume und hielt sie an. Er fragte die Furchtergriffne: „Wer bist du, Schönbrauige, wo gehst du hin?“ Sie antwortete: „Lass mich los, was gehts dich an! Ich habe Geschäfte.“ Darauf sprach der Dieb: „Wie solltest du von mir, dem Diebe loskommen!“ Als sie das hörte, sagte sie: „Nimm meine Schmucksachen!“ Der Dieb entgegnete: „Holdselige, was soll ich mit diesen Steinen? Dich, deren Antlitz gleich dem Candrakāntasteine (oder wohl minder wahrscheinlich: lieblich wie der Mond) ist und die du die Zierde der Welten bist, lasse ich nicht.“ So erzählte ihm die Aermste ihre Geschichte und bat ihn, einen Augenblick zu warten, bis

sie wieder zu ihm zurückkäme, denn sie müsse und müsse ihr Wort halten. So liess er sie gehen.

Dharmadatta harrte ihrer sehnsüchtig, als sie ihm aber auf seine Frage erzählte, wie es ihr möglich geworden war, zu kommen, da ward er gerührt, und von ihrer Wahrhaftigkeit hocherfreut, sprach er: „Was habe ich mit dir, dem Weibe eines andern zu schaffen! Geh schnell heim, ehe dich jemand sieht!“ So kam sie zu dem wartenden Diebe. Der sprach: „Wie ist es dir ergangen?“ Sie teilte es ihm mit. Da sagte er: „Wenn dem so ist, so lasse auch ich aus Freude über deine Wahrhaftigkeit dich los. Geh jetzt mit deinem Schmuck nach Hause!“ Als sie ihrem Gatten alles berichtet hatte, da schloss dieser die Reine, Wahrheitsvolle an sein Herz, und in Liebe und Lust lebten sie lange Tage miteinander.[1])

Pramatis Abenteuer findet sich öfters in der indischen Litteratur. An seine nächtliche Versetzung auf das Lager der Prinzessin Navamālikā und tückische Entrückung, ehe er sie umarmt hat, erinnert gar sehr eine Erzählung des Kathāsaritsāgara.

Pramatis Abenteuer. Nächtliche Versetzung auf das Lager einer Maid.

Es war nämlich einmal ein König Çrīdarçana, der besonders den Gaṇeça sehr verehrte. Drum bestimmte dieser Gott ihn zum Weltenkaiser und die allein auf Erden seiner würdige wunderschöne Königstochter auf dem fernen Haṃsadvīpa zu seiner Gattin. So gab er seinen Gaṇas (Scharen, dienstbaren Geistern) Befehl, ihn zu ihr hinzutragen. Dann heisst es weiter (Kathās. Tar. 73, çl. 336 ff.):

---

[1]) Diese schöne Geschichte, bei der der Kynismus schweigen soll, ist ein weiterer Beweis zu den tausend andern, wie sehr die alten Inder die Wahrheit geschätzt haben. Sie galt ihnen mit Recht als die erste aller Tugenden. Jātaka III, p. 499, Zeile 5 ff. heisst es: „Bodhisatta konnte in gewissen Geburten andre Wesen töten, nehmen, was ihm nicht gegeben wurde, böse wandeln, dem Branntweintrunke obliegen, aber den wirklichen Sachverhalt anders darstellen, lügen, das konnte er nicht.“ In dem Hohenliede auf die Wahrheit, dem Mahāsutasomajātaka (V, 456 ff) sagt Bodhisatta, wie einst Epaminondas, auch im Scherze keine Unwahrheit. Vgl. Jāt. No. 513 und Jātakamālā ed. Kern p. 207 ff. (No. 31).

Ein König wird bei Nacht zu einer schlafenden Prinzessin gebracht, und was dann weiter geschieht.

Also von Gaṇeça angewiesen, führten die Gaṇas bei Nacht den schlafenden Çrīdarçana durch ihre Zauberkraft nach Haṃsadvīpa. Und nachdem sie ihn dort ins Schlafgemach der Anaṅgamañjarī (so hiess die Prinzessin) gebracht hatten, legten sie ihn auf das Lager der schlafenden Königstochter. Nach einem Augenblicke aufgewacht, sah Çrīdarçana dort plötzlich in einem herrlichen Schlafgemach, wo am Baldachin u. s. w. verschiedenartige unschätzbare grosse Edelsteine glänzten und der Boden schwarz war von Rājāvartasteinen, auf einem Lager, das mit einer schimmernd weissen Decke bespreitet war, die Anaṅgamañjarī liegen, leuchtend, wie ein schön dahinwallender Nektarstrom, den Augen Wonne bereitend, vergleichbar der Gestalt des Herbstmondes, wenn er an dem durch ringshinaus flimmernden, schimmernden Sternenkranz entzückenden Himmel auf dem Schosse eines weissen Wolkenfetzens ruht.[1])

Entzückt, verwundert und verwirrt, dachte er augenblicks: „Wie stimmt der Ort, wo ich erwacht bin, zu dem, wo ich entschlief? Dies ist gewiss ein Traum. Auch als solcher soll er mir willkommen sein. Darum will ich sie sogleich aufwecken und sehen.“ Nachdem er so sich entschieden hatte, stiess er die Anaṅgamañjarī sanft an die Schulter. Und sie erwachte augenblicks durch seine Handberührung wie der Nachtlotos durch die Strahlenhandberührung des Mondes mit wirr sich regenden Bienen-Augen.[2]) Und als sie ihn gesehen hatte,

[1]) Die Beschreibung des Schlafgemachs und der schlummernden Prinzessin erinnert auch noch sehr lebhaft an die Scene in Apahāravarmans Abenteuer (S. 96 ff. in meiner Übersetzung). Diese Stelle im Kathās. und Daṇḍins beide Beschreibungen sind wohl nicht unabhängig. Es ist aber unmöglich definitiv zu bestimmen, welche von beiden Kopie sei. Daṇḍins Schilderung kann ebenso wohl die Ausgestaltung dessen, was uns nun im Kathās. vorliegt, als dies eine gedrängte Wiedergabe von jenem sein. Ich wäre geneigt, Daṇḍin die Priorität zuzuerkennen. Vermutlich sind beide aus einer Quelle geschöpft. Alles ist hier unsicher.

[2]) vyālolanetrabhramarā von der Prinzessin: „deren bienengleiche Augen unruhig waren“, von der Lotosblumengruppe: „an der die beweglichen Bienen die Augen sind“.

dachte sie einen Augenblick: „Wer kann wohl dieser göttlich Erscheinende sein? Hier ist so schwer hereinzukommen; gewiss ist es ein Gott, der hier hereingekommen ist."

Sie erhob sich und fragte voll erregten Eifers und voll Ehrerbietung: „Weshalb und wie bist du hier hereingekommen? Sprich!" Als hierauf Çrīdarçana Kunde von sich gegeben hatte, teilte die Schöne, von ihm gefragt, auch ihm Gegend, Namen und Herkunft mit. Voll Sehnsucht und beiderseits den Wahn, es sei ein Traum, fahren lassend, tauschten sie darauf ihren Schmuck, um völlige Gewissheit zu erlangen. Als nun beide im Herzen begehrten, nach dem Gandharvaritus[1]) sich zu vermählen, da brachten die Gaṇas eine Betäubung über sie und versetzten sie in Schlaf. Sie fassten aber den entschlummerten Çrīdarçana und brachten ihn in sein Haus, indem er so durch Schicksalsfügung seinen Wunsch nicht erlangte.

Der weitere Verlauf der Erzählung weicht von der unsrigen ab, nur sind natürlich beide untröstlich, bis sie sich glücklich wiederfinden.

Eine zweite ähnliche Geschichte. Ein junger Mann wird ganz unverhofft zum glücklichen Bräutigam, kommt aber ebenso unerwartet wieder um seine Braut.

Man vergleiche ferner das zweitletzte Kapitel des Kathāsaritsāgara. Dort erzählt ein Brahmane Kandarpa seine Geschichte, wie er, von einem reissenden Strome in der Nacht mit fortgeführt, sich endlich gegen Morgen ans Ufer gerettet habe und in einen grossen, öden Tempel der Mütter getreten sei. Von çl. 208 an heisst es dann: „Nachdem ich dort eingetreten war, verneigte ich mich, beruhigter Furcht, vor den gleichsam glanzflimmernden Müttern, pries sie und bat: „Ihr Heiligen, lasst mir Elendem Schutz angedeihen. Denn ich nehme, hierher gekommen, meine Zuflucht zu Euch." Nachdem ich also gebetet hatte, ruhte ich, von der Flut des Stroms arg mitgenommen, sanft den ganzen Tag.

Darauf kam die schaurige Asketin Nacht herbei mit den Sternen als Knochenkranz, von dem Mondlicht

[1]) Eine Vereinigung, die nur auf dem Willen der beiden Liebenden beruht. Die Eltern billigen nachträglich diese rechtsgiltige Ehe.

als weisser Asche bestreut, mit dem Monde als schimmerndem Schädel.[1]) Und dieser Zeit dort erinnere ich mich; darauf kam aus der Mütter Schar hervor ein Hexenschwarm, und sie sprachen zu einander: „Heute müssen wir nach Cakrapura gehen zur allgemeinen Hexenversammlung. Welchen Schutz aber fände dieser Brahmane hier, wo es wimmelt von bösen Tieren! Darum wollen wir ihn mitnehmen und da niederlegen, wo er wohlbehalten ist und ihn dann wieder zurückbringen. Er ist zu uns um Zuflucht gekommen.“ Nachdem sie also gesprochen hatten, führten sie mich durch die Luft dahin, schmückten mich, setzten mich in irgend einer Stadt im Hause irgend eines reichen Brahmanen nieder und gingen davon.[2])

Als ich nun dort um mich schaute, da war der Altar bereitet zur Vermählung einer Tochter, der (astrologisch) günstige Augenblick gekommen, aber der Bräutigam und sein Gefolge war nicht zu sehen. Da sie mich nun in göttlicher Bräutigamsgewandung vor sich stehen sahen, sprachen die Leute: „Da ist ja doch wenigstens der Bräutigam gekommen“. Drauf führten sie mich zum Altar, brachten die geschmückte Tochter herbei, und dort gab sie mir der Brahmane nach dem Ritus hin. „Heil! Durch die Erlangung eines ihr entsprechenden Bräutigams hat die Schönheit dieser Sumanas jetzt Frucht getragen“. Also sprachen die Weiber miteinander. Als darauf die Vermählung geschehen war, schlief ich in dem Palaste mit der Sumanas zusammen, ergötzt durch herrliches erotisches Verfahren.

In der letzten Nachtwache sodann kamen die Hexen

[1]) Gewisse indische Asketen (kāpālika) schmücken sich mit Totenknochen u. Totenschädeln, und bestreuen sich mit Asche. Für tārāsthimālādhyā (gl. 211) möchte ich schier tārākshamālādhyā lesen: „mit den Sternen als Rosenkranz“. Doch steht tārāsthi — auch in der Bomb. Ausg.

[2]) Auch hier ist mir trotz der merkwürdigen Übereinstimmung eine gemeinsame Quelle wahrscheinlicher als Entlehnung des Kathās. aus dem Daçak.

von der allgemeinen Versammlung, nahmen mich durch ihre Zaubermacht weg und flogen in die Luft empor. Als sie nun durch die Luft dahingingen, entstand ein Kampf zwischen ihnen, und andern Hexen, die mich rauben wollten, und so fiel ich aus ihrer Hand hier herunter. Und ich kenne die Stadt nicht, wo ich die Sumanas heiratete, und weiss nicht, was jetzt werden wird". — Natürlich wird er später wieder mit ihr vereinigt.

Diese merkwürdige Trauung und manches, was folgt, erinnert lebhaft an die eigenartige Novelle Memel des leider so früh dahingeschiednen Bjälkin. Doch soll diese auf einer wahren Begebenheit beruhen.

Rohde, in seiner Geschichte d. griech. Romans u. s. Vorläufer, führt in der Anmerkung 4 auf Seite 49[1]) unter den bekanntlich im Morgenland und im Abendland so zahlreichen Geschichten, wo zwei sich im Traume sehen und verlieben, auch die Geschichte des Pramati im Daçakumāracaritam an. Er irrt sich aber, durch Weber. Ind. Streifen I, p. 333 missleitet. In der Erzählung des Daçakumāracaritam wachen sie ja beide.

Liebe durch einen Traum, mit der im Orient und Occident so viel verwendeten Liebe durch ein Bild kombiniert, bietet die in gar mancher Hinsicht fesselnde Geschichte vom Vikramāditya und der Malayavatī, einer altindischen ‚Princess', ‚Radagund' oder ‚Libussa' (Kathās. Tar. 122, çl. 20 ff.).

Liebe durch Traum und Liebe durch ein Bild.

Der König Vikramāditya sah nämlich das Bild einer unaussprechlich schönen Maid, das auf wunderbare Weise in seine Hände gelangte. Wer sie war, konnte ihm niemand sagen. Von heisser Liebe erfasst dachte er nur an sie. Eine Nacht nun, gegen Morgen, hatte er einen Traum. Er kam in diesem Traume an das andre Ufer des Oceans. Dort war eine herrliche Stadt. Aber nur Amazonen wandelten umher und schrieen gleich: „Tötet

[1]) Ich citiere immer die erste Ausgabe, da die zweite erst erschien, nachdem ich Übersetzung und Einleitung des Daçak. geschrieben hatte.

ihn"! Eine buddhistische Bettelnonne kam dazu, versteckte ihn schnell, erzählte ihm, dies sei die Stadt der männerhassenden Prinzessin Malayavatī; jeden Mann, der ihre Stadt zu betreten wage, lasse sie töten. Die Nonne hüllte ihn in Frauenkleider und führte ihn als ihre Nichte und ihren Gast zur Prinzessin. Als diese ihn sah, fühlte sie es sofort, dass er ein Mann wäre; etwas Geheimnisvolles regte sich in ihr, und die Liebe trieb den Dämon des Männerhasses aus ihrem schönen Herzen aus. Sie sprach zur Nonne: „Ists dein Gast, so ists auch mein Gast; lass mir deine Nichte". Der verschmitzten Nonne kam das grade gelegen.

Die Prinzessin spielte nun schlau mit ihren Freundinnen Heiratens. Dabei wurde sie und die „Nichte" der Bettelnonne vermählt, und so führte sie selbige als Bettgenossin in ihr Schlafgemach. Als Vikramāditya dort eben die Schamerfüllte zum Liebesgenuss vermocht hatte, da wachte er durch den Nachtwächterruf auf und sah, dass es nur ein Traum gewesen war.

Das Liebesfieber kam jetzt bei ihm zum vollen Ausbruch. Auf eines Hofmannes Rat malte er die ganze im Traum gesehene Stadt, liess ein neues Kloster mit Hospitien für Wandrer bauen, hing dort das Bild auf und setzte dem eine reiche Belohnung aus, der ihm den Namen und die Lage der Stadt sagen könne. Endlich kam ein weitgewanderter Barde und meldete, wie nur er und der Maler dieses Bildes je diese Stadt gesehen hätten, dass dort die männerhassende Prinzessin Malayavatī, die früher jeden auf ihrer Insel betroffnen Mann hätte töten lassen, einmal im Traume einen Mann in Frauentracht gesehen, sich in ihn verliebt hätte, ihm im Spiele angetraut worden wäre, darauf mit ihm der Liebe genossen und, erwacht, den Eid gethan hätte, in sechs Monaten ins Feuer zu gehen, wenn sie bis dahin nicht diesen Mann zum Gatten bekäme. Natürlich machte sich nun der König gleich auf und kam eben noch recht, als Malayavatī schon vor dem brennenden Scheiterhaufen stand.

Diese Geschichte bietet eine weitere Parallele zu Pramatis Abenteuer; im Daçakumāracaritam malt die minnende Maid selber ein Bild, wodurch die Verliebten von einander Kunde erhalten und wieder zusammen kommen. Doch Ähnliches findet sich auch sonst.[1]) Vgl. auch den Anfang der Geschichte von der Nitambavatī im Daçakumāracaritam.

Der Verliebte wird als ‚Tochter' oder ‚Schwiegertochter' von einem alten Vermittler zusammengebracht. Solcher Geschichten mehrere in Indien.

Die weitere Geschichte Pramatis, wie er als ‚Tochter' von dem alten Brahmanen zum König gebracht, durch diesen der Geliebten, der Prinzessin, als ‚Gespielin' beigegeben wird, ihr sich entdeckt, ihre Jugend- und Schönheitsblüte geniesst, dann entweicht und der König als Ersatz seine eigne Tochter giebt, findet sich in Indien häufig wieder.

So Kathās. Tar. 7, çl. 40—87. Da erscheint in dem, was hierher gehört, keine wesentliche Verschiedenheit. Der Verliebte wird, als die Prinzessin von ihm schwanger geworden ist, durch übernatürliche Macht aus dem Harem entrückt, wie denn auch dies übernatürliche Wesen, ein Gaṇa, hier die Rolle und die Gestalt des alten Brahmanen führt. Von einem Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Daçakumāracaritam und dem Kathāsaritsāgara kann keine Rede sein. Es fehlt dazu jeder sichere Anhalt.

---

[1]) Wie geläufig dem Hindu das Verlieben durch einen Traum war, zeigt auch die Behauptung des Asajjātimiçra im II. Akt des Dhūrtasamāgama (Lassens Anthologie p. 92):

Naishā tvadīyā bhavato 'pi neyaṁ
matsaṁnidhishṭhā subhagā madīyā
svapne 'pi pūrvaṁ jātakelis
Tato hetoḥ khalu vallabhā me.

„Sie ist nicht dein und auch nicht des Herrn da; die Schöne, die in meiner Nähe steht, ist mein. Und zwar habe ich früher im Traume mit ihr des Liebespiels gepflegt, deshalb ist sie bekanntermassen meine Gattin". Es wäre möglich, die Worte auch zu übersetzen: „Sogar im Traume hat sie des Liebesspiels mit mir gepflogen" (so gross ist nämlich die alte Liebe zwischen uns). Aber dies wäre doch allzusehr gegen den Zusammenhang des Verses mit dem Vorhergehenden, wonach wir keinen Grund haben ihn hier ein früheres Techtelmechtel mit ihr fingieren zu lassen.

Ebenso stehts mit Vīracaritam adhy. VIII. Der König Çaktikumāra wirbt um die Gandhamañjarī, die Tochter des Königs Malayaketu. Dieser weist ihn zurück. Çaktikumāras Held Çūdraka verkleidet sich als Brahmanen und ihn als Weib. Er geht zu Malayaketu. Ihn bewegt er, diese seine „Schwiegertochter" als Dienerin bei Gandhamañjarī bleiben zu lassen, bis er seinen Sohn, ihren Gatten, gesucht und zurückgebracht habe. Çaktikumāra entweicht schon in der nächsten Nacht, ohne sich der Königstochter zu entdecken, und begiebt sich zu Çūdraka. Beide kommen später vor den König: „Dies ist mein wiedergefundner Sohn, gieb mir meine Schwiegertochter!" Als der König ihm gestehen muss, dass diese nicht mehr zu finden sei, tobt der ‚alte Brahmane' und will sich verbrennen. Der König bietet ihm 100 Weiber für seinen Sohn. Er erklärt, nur die Prinzessin wiege seine Schwiegertochter auf. So muss sie der König hergeben. Sie ist aber später, als sie den Verlauf erfährt, nicht mit ihrem Gatten zufrieden und behandelt ihn als Weib, da er als Weib sie gewonnen habe. Der weitere ganz interessante Verlauf gehört nicht hierher. S. Webers Ind. Studien Bd. 14, p. 119. Der Sanskrittext dieses Kapitels steht da S. 153 ff.

Eigenartig und aus mehreren Geschichten zusammengewoben findet sich die Novelle Vetālapañcaviṃçati No. 15.

Eine ausgezeichnete Novelle aus der Vetālapañcaviṃçati als weitere Parallele.

König Yaçaḥketu in Nepal hatte eine entzückend schöne Tochter Çaçiprabhā. Im Park sah sie einmal ein reicher junger Brahmane Manaḥsvāmin, wie sie, den Arm emporstreckend, Blüten pflückte, wobei eine ihrer Brüste sichtbar ward. Sie raubte ihm sofort das Herz. Auch sie ward sogleich zu ihm hingezogen, als sie ihn sah. Aber alsobald erhob sich Getümmel. Ein wildgewordner Elefant stürmte daher, das Gefolge der Prinzessin floh; aber mutig sprang der Brahmane hinzu, hob die Königsmaid auf und trug die von Furcht, Liebe und Scham Erfüllte beiseite. Als die Gefahr vorüber war, kam das Gefolge zurück und führte die Çaçiprabhā in den Palast.

In seiner Liebespein nahm Manaḥsvāmin Zuflucht zu seinem zauberkundigen Lehrer, dem Brahmanenschelme Mūladeva. Der nahm ein Zauberkügelchen in den Mund; sofort war er ein verhotzelter Brahmanengreis. Ein andres Zauberkügelchen that er in Manaḥsvāmins Mund, wodurch dieser zum reizenden Mädchen ward.[1]) Er übergab diese seine ‚Schwiegertochter' dem Könige zur Hut, bis er seinen irgendwohin entwichenen Sohn zur Hochzeit mit ihr herbeigeholt hätte.

Die ‚Schwiegertochter' wird bald die vertraute Freundin der Königsmaid. Als sie nun beide eine Nacht zusammen auf dem Bette liegen und die liebesfiebergefolterte Prinzessin sich schlaflos herumwälzt, entlockt die ‚Schwiegertochter' ihr den Grund ihres Leides. Sowie sie die Erzählung vernommen hatte, that sie das magische Kügelchen aus dem Munde und sprach: „Jener Jüngling, der dich damals rettete, und dessen Namen du nicht kennst, bin ich ja. Aus Liebe zu dir habe ich mich durch ein Zauberkügelchen zum Mädchen gemacht". Da er ohne das Kügelchen im Munde seine natürliche Gestalt wiederbekommen hatte, so sah sie die ‚Freundin' als schönen Jüngling neben sich liegen, was sie nicht minder freute als die Fiordispina im Orlando Furioso (Canto 25).[2]) So vermählen sie sich nach Gandharvenweise. Bei Tage war er mit dem Kügelchen im Munde ein Mädchen, bei Nacht ohne Kügelchen ein Mann.

---

[1]) Vgl. hierzu und zu dem, was Manaḥsvāmin später von den Kräutern sagt, das liebliche Märchen von Ṛishidatta, Kathākoça transl. by Tawney p. 98 sqq., der Perle des ganzen Buchs. Ein Zauberkügelchen, das die Gestalt verwandelt, haben wir auch in der Erzählung Mūladeva — eine indische Berühmtheit — Jacobis Ausg. Erz. in Māhār. p. 56 sqq. Kathākoça (Tawney p. 130) finden wir eine Salbe, die eine Prinzessin in eine Katze verwandelt; Kathākoça p. 135 eine weisse Augensalbe, durch die Menschen in Kamele, und eine schwarze, durch die sie wieder in Menschen verkehrt werden. U. s. w. eine Menge solcher Dinge.

[2]) Bekanntlich erzählt der als seine Schwester Bradamante verkleidete Ricciardetto in dieser von der Vetālaerzählung wohl nicht unabhängigen Episode ebenso wie hier Manaḥsvāmin, dass er durch Zauberkraft in einen Mann verwandelt worden sei. Er habe eine Nymphe, die ein Faun

Da hielt der Sohn des königlichen Ministers Hochzeit mit einem Mädchen namens Mṛigāṅkadattā (Mṛigāṅgavatī). Bei dem Feste war auch die Prinzessin und Manaḥsvāmin in Mädchengestalt zugegen. Der junge Ministersohn verliebte sich gleich so heftig in dies ‚Scheinmädchen', dass er dem Tode nahe kam. Da sein Vater die Sache erfuhr und auch der König, so musste dieser auf das Drängen seiner Räte dem Liebeskranken das Scheinmädchen geben, sonst wäre er gestorben und aus Gram über ihn auch sein Vater; und da dieser die Hauptstütze der Regierung war, so gebot die Herrscherpflicht gegen die Unterthanen dem Könige, diese Verletzung der Pflicht gegen den Brahmanengreis. Man tröstete sich auch: „Kommt der Brahmane zurück, so wird sich schon Rat finden". Das Scheinmädchen aber sprach zum Könige: „Willst du mich durchaus ihm hingeben, so kann ich nichts machen. Du bist der König. Aber mein neuer Gatte darf mich nicht berühren, sondern muss erst sechs

---

sich aus dem See gefischt hatte (e mangiarsi il crudel la voleva cruda — ganz indisch! Oder nur Ironie?) gerettet, dadurch, dass er den Unhold getötet habe. Zum Danke habe die Nymphe ihre übernatürliche Macht in seinen Dienst stellen wollen. Er habe aber nur an die arme Fiordispina gedacht, die sich in ihn, das zuerst von ihr für einen Mann gehaltne Weib, verliebt hatte. Drum habe er der Nymphe den bösen Kasus berichtet. Darauf:

Ebbile a pena mia domanda esposta,
Ch' un altra volta la vidi attuffata;
Nè fece al mio parlare altra risposta
Che di spruzzar ver me l'aqua incantata,
La qual' non prima al viso mi s'accosta,
Ch' io, non so come, son tutta mutata.
Io 'l veggo, io 'l sento; e a pena vero parmi.
Sento in maschio, di femina, mutarmi.

E se non fosse che senza dimora
Vi potete chiarir, nol credereste.
E, qual nel' altro sesso, in questa ancora
Ho le mie voglie ad ubbidirvi preste.
Commandate lor pur; che fieno or ora,
E sempre mai per voi vigile e deste.
Così le disse; e fece ch' ella istessa
Trovò con man la veritade espressa (St. 64, 65).

Monate lang auf eine Pilgerfahrt gehen.[1]) Sonst werde ich mir die Zunge abbeissen". Der Ministersohn war damit herzlich zufrieden und griff sofort fromm zum Pilgerstabe.

Mittlerweile schliefen also seine beiden „Weiber" jede Nacht zusammen. So sprach Mṛigāṅkadattā eine Nacht zu dem ‚Scheinmädchen': „Freundin, erzähle mir eine Geschichte! Ich kann nicht schlafen". Das ‚Scheinmädchen' erzählte: „Es war einmal ein König, namens Ila. Durch der Gaurī Fluch ward er in ein Weib verwandelt, und zwar hatte er eine Gestalt, die jedermann toll machte. So verliebte sich des Mondes Sohn Budha in ihn. Aus der Vereinigung beider entstand Purūravas". Als der Schelm so die Geschichte kurz erzählt hatte, sprach er wieder: „So wird durch Göttergeheiss oder durch die Kraft von Zaubern und Kräutern manchmal ein Mann in ein Weib, manchmal ein Weib in einen Mann verwandelt". Als die unschuldige Mṛigāṅkadattā das gehört hatte, sprach sie (denn durch das Zusammenwohnen war sie vertraulich geworden): „Freundin, auf das Anhören dieser deiner Erzählung hin simmert mein Leib[2]) und das Herz sinkt mir gleichsam hinab. Drum sprich, was ist das?" Der frauengestaltige Jüngling sprach: „Freundin, das sind die dir bisher unbekannten Zeichen der Liebe, ich habe sie erfahren, ich mache dir

---

[1]) Natürlich um die Sünde zu sühnen, die er beging, indem er sie, die bereits Vergebene, heimführte.

[2]) Diese Wendung ist eine jener nicht allzu häufigen Genieblitze im Ausdruck, die durch ein kurzes Aufflammen eine weite Gegend ins hellste Licht setzen, eine jener „Sesam thue dich auf," die vor die fest verschlossenen Pforten der Phantasie auch des gewöhnlichsten Lesers hinfallen, sie weit aufspringen und mit einem Schlage eine ganze kleine Welt emporsteigen lassen. — Auf die wunderbare Phrase im Don Quijote: „Er stand wie eine bekleidete Bildsäule, denn der Wind bewegte seine Kleider", hat schon Schopenhauer hingewiesen. Ariosto sagt irgendwo im Orlando furioso: „Die Sterne hüllten sich (als der Morgen kam) in ihre Schleier und gingen heim vom Reigentanz (oder vom Ball ballo)". — Der Sanskritausdruck simisimāyate lässt sich glücklicherweise ziemlich gut wiedergeben.

kein Hehl daraus“. Da sagte jene: „Du bist mir gleich dem eignen Leben; was sollte ich dir es nicht sagen! Ist es möglich, irgendwie hier einen Mann hereinzubekommen?“ Der Schüler jenes Schelmenmeisters Mūladeva sprach: „Wenn die Sache so steht, so will ichs dir sagen. Freundin, ich habe eine Gnade von Gott Vishṇu, wodurch ich nach Belieben bei Nacht ein Mann sein kann; drum will ich jetzt dir zu liebe ein Mann werden“. Er that das Zauberkügelchen aus dem Munde und sie sah ihn in seiner eignen herrlich schönen Gestalt. Da feierten sie das Fest der Lustvereinigung. So lebte Manaḥsvāmin mit der Gattin des Ministersohnes zusammen, bei Tage ein Weib, bei Nacht ein Mann.

Als er hörte, dass der Minister wieder auf der Rückkehr wäre, entfloh er mit ihr. Auf diese Nachricht hin nahm Mūladeva einen jungen Freund, names Çaçin, mit sich und verlangte seine Schwiegertochter für diesen seinen gefundnen Sohn. Der König sagte, sie sei verschwunden, er wisse nicht, wo sie sei. Er ward sehr zornig, und der König musste mit „seinem Sohne“ (Çaçin) die Prinzessin als Ersatz feierlich vermählen. Mit den beiden hub sich Mūladeva von dannen. Nun aber hörte dies Manaḥsvāmin, kam herbei und wollte sein Weib, die Prinzessin, mit der er sich nach dem heiligen Gandharvenritus verheiratet hatte. Çaçin aber pochte auf das eigene Recht. Wer soll sie nun bekommen?

Verwandt mit dieser trefflichen Novelle ist die 62. Erzählung der Çukasaptati.

Eine verwandte Geschichte aus der Çukasaptati.

Ein Rājput in einem Dorfe hatte zwei schöne, geile Weiber. Er bewachte sie streng Liess ihnen einmal vom Barbier die Nägel schneiden, während sie hinter einem Vorhang waren und der Rājput abseits wachte. Sie gaben dem Barbier heimlich ihre Spangen: „Bring uns mit einem Mann zusammen!“ Er brachte einen jungen Kerl als Weib verkleidet: „Das ist meine Frau. Bei dir ist sie gut bewacht. Ich gehe über Land“. Der junge Mensch genoss nun die Weiber abwechselnd. Der Rājput aber war ein Don Juan und bat „sie“ bald um

die Gewährung ihrer höchsten Huld. „Sie“ wies ihn zurück. Da schöpfte er Verdacht und sprach: „Auf Geheiss der Devī (der Göttin, i. e. Kālī, Durgā, Gemahlin des Çiva) muss ich morgen ein grosses Fest feiern; da müsst ihr alle drei nackt tanzen“. Sie thatens auch; wie sie ihm aber doch blauen Dunst vormachten, das gehört nicht hierher.

Mitraguptas Geschichten.

Die vier Geschichten, die Mitragupta bei dem Bergsee auf der Insel, wohin er verschlagen worden ist, erzählt, machen schon auf den ersten Anblick den Eindruck, als ob sie anderswoher entlehnt wären.

Geschichte von der Dhūminī, dem Weib, das sich in einen Krüppel verliebt und ihren Gatten morden will.

Die Erzählung von Dhūminī nebst den verwandten hat schon Benfey, Pañcatantra I, S. 436—461 behandelt.[1]) Ich beschränke mich darauf, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Dhūminī im Jātaka.

Zum ersten Mal finden wir die Dhūminī im Jātaka und zwar No. 193 (II, S. 116 ff.)

In vergangnen Tagen, als Brahmadatta in Benares regierte, wurde Bodhisatta im Leibe einer Hauptgemahlin wieder empfangen, und am Tage der Namengebung nannte man ihn Padumakumāra (Prinz Lotos). Er bekam darauf noch sechs Brüder. Die sieben Leute wuchsen mit der Zeit heran, gründeten nach und nach jeder einen Hausstand und lebten wie des Königs Kameraden. Eines Tages nun, als der König in den Hof des Palastes hinunterschaute und sie mit grossem Gefolge kommen sah, fasste er Verdacht: „Diese könnten mich töten und das Königtum an sich reissen“, rief sie zu sich und sprach: „Liebe Kinder, ihr dürft in dieser Stadt nicht wohnen, geht woanders hin und kommt nach meinem Hinscheiden wieder und übernehmt diese eure angestammte Königsherrschaft“. Sie fügten sich der Rede ihres Vaters, weinten und klagten, gingen heim, nahmen ihre Weiber und verliessen die Stadt mit den Worten: „Lasst uns gehen, wohin uns eben grade der Weg führt und dort leben“. Als sie so den Weg dahingingen,

[1]) S. namentlich nach Liebrecht, zur Volkskunde p. 39 ff.

kamen sie in eine Wildnis und fanden da weder Speise noch Trank. Da sie den Hunger nicht zu ertragen vermochten, so sprachen sie: „Bleiben wir am Leben, so finden wir schon wieder Weiber“, töteten die Frau des Jüngsten, teilten sie in dreizehn Teile und assen das Fleisch. Bodhisatta aber legte, wenn er und seine Frau ihre zwei Portionen empfangen hatten, eine Portion beiseite, und ass zusammen mit ihr die andre. So töteten sie in sechs Tagen sechs Weiber und assen das Fleisch.

Als es am siebenten Tage hiess: „Wir wollen jetzt Bodhisattas Frau töten,“ gab ihnen Bodhisatta diese sechs (zurückgelegten) Portionen und sprach: „Esst diese sechs Portionen, morgen werden wir dann sehen‘. Nachdem sie das Fleisch gegessen hatten und eingeschlafen waren, nahm er sein Weib und floh. Als sie ein wenig gegangen waren, sagte sie: „Ich kann nicht mehr gehen, Mann“. Da nahm sie Bodhisatta auf den Rücken, und als die Morgenröte heraufstieg, gelangte er so aus der Wildnis hinaus. Nachdem die Sonne aufgegangen war, sagte sie: „Ich bin durstig, Mann“. Bodhisatta sprach: „Liebes Weib, es ist kein Wasser da“. Doch da sie es immer wieder sagte, so verwundete er mit dem Dolch sein rechtes Knie und sprach: „Liebes Weib, Wasser ist nicht da, setze dich aber nieder und trink das Blut aus meinem rechten Knie“. Sie that also. Endlich kamen sie zur grossen Gaṅgā, tranken, badeten sich, und nachdem sie wildwachsende Früchte gegessen und sich ausgeruht hatten, bauten sie an einer Biegung der Gaṅgā eine Siedelei und wohnten da.

Nun aber schnitt man einmal oberhalb an der Gaṅgā einem Räuber, der sich gegen den König vergangen hatte, Hände und Füsse, Nase und Ohren ab, legte ihn in einen Kahn und liess ihn dann die Gaṅgā hinuntertreiben. Während er laute Schmerzenstöne erklingen liess, gelangte er an diesen Ort. Als Bodhisatta seine jammervollen Klagelaute hörte, dachte er: „Ein in Not geratnes Wesen soll nicht umkommen, da wo ich bin“. Er ging hinab zum Gaṅgāufer, holte ihn heraus, brachte

ihn in die Siedelei und pflegte seine Wunden, indem er sie mit Säften auswusch, salbte u. s. w. Die Frau aber sagte beständig: „Wirklich, so einen Tagedieb[1]) hat er sich von der Gaṅgā herschwemmen lassen (oder: aus der Gaṅgā geholt) und pflegt sein". Sie ekelte sich vor dem Krüppel und spuckte aus. Als seine Wunden zugeheilt waren, liess Bodhisatta ihn bei der Frau in der Siedelei, holte aus dem Walde wildwachsende Früchte und nährte so ihn und die Frau.

Wie sie also da wohnten, verliebte sich das Weib in den Krüppel, sündigte mit ihm und sprach zu Bodhisatta, indem sie ihn auf diese Weise töten wollte: „Mann, als ich, auf deinen Schultern sitzend, aus der Wildnis herauskam, da schaute ich den Berg hier an und betete: „Ach du Gottheit, die du in diesem Berge geboren bist, wenn ich mit dem Gatten zusammen, heil und gesund das Leben erhalte, so will ich dir eine Opferspende darbringen". Die Gottheit bedroht mich jetzt; so will ich ihr die Opferspende darbringen." Bodhisatta, der dies nicht als Trug erkannte, erklärte sich mit dem Worte: „Gut" für einverstanden, richtete die Opferspende her, liess sie das Opfergefäss nehmen und bestieg mit ihr das Bergeshaupt.

Darauf sprach sie aber zu ihm: „Mann, nicht die Gottheit hier, du nur bist die höchste Gottheit; zuerst will ich dich mit Waldesblumen und -blüten ehren, dich rechts umwandeln und wenn ich dir Ehrfurcht bezeigt habe, der Gottheit die Opferspende darbringen". So stellte sie Bodhisatta grade vor den Bergsturz hin, verehrte ihn mit Waldblumen, umwandelte ihn rechts und

[1]) Im Original steht kuṇṭha und koṇṭha. Childers giebt nur die Form kuṇṭha und bloss die Bedeutung: „slow, lazy". Es hat aber auch im Jātaka die ursprüngl. Bedeutung „stumpf". So No. 406; cf. No. 70. Ein „Abgestumpfter" (an Händen, Füssen, Nasen, Ohren) wäre eben ein Verstümmelter, ein „Krüppel". So übersetze ich denn auch das Wort weiterhin. Bestärkt werde ich darin dadurch, dass der Kathās. in dieser Erz. immer das Wort ruṇḍa (Krüppel) setzt, das dazu sonst nirgends in ihm vorkommt, soviel ich weiss. Auch sonst habe ich im Pāli das Wort in dieser Bedeutung gefunden, wenn ich mich nicht sehr irre, mir aber leider keine Stellen notiert.

gab ihm, während sie sich stellte, als wollte sie ihm Ehrfurcht erweisen, einen Stoss in den Rücken, als sie hinter ihm stand, stürzte ihn die Bergsteile hinunter und sprach: „Heil mir! Ich habe den Rücken meines Feindes gesehen".[1]) Frohen Sinnes stieg sie den Berg herab und ging zu dem Krüppel.

Bodhisatta blieb, während er, den Bergsturz entlang, hinunterfiel, im Gipfel eines Udumbarabaumes, im dornenlosen, blätterbedeckten Gebüschel, hängen, konnte aber den Berg nicht hinuntersteigen. So setzte er sich ins Geäst, indem er die Udumbarafrüchte ass. Da kam ein ungeheurer Eidechsenkönig von des Berges Fuss drunten heraufgeklettert und ass im Udumbarabaum die Früchte. Als er an diesem Tage den Bodhisatta sah, floh er. Am andern Tage kam er wieder, ass auf einer Seite Früchte und ging davon. Indem er immer wieder kam, wurde er mit Bodhisatta vertraulich und fragte ihn: „Wie bist du an diesen Ort gekommen?" Als er die Veranlassung erfahren hatte, sprach er: „Fürchte dich nicht!" legte sich den Bodhisatta auf den Rücken, trug ihn hinunter, brachte ihn aus dem Walde hinaus, stellte ihn auf die Hauptstrasse und verabschiedete ihn mit den Worten: „Auf diesem Wege gehe hin!" Dann begab er sich wieder in den Wald.

Bodhisatta ging in ein Dorf und wohnte da, und nachdem er gehört hatte, dass sein Vater gestorben war, ging er nach Benares, übernahm sein angestammtes Reich und hiess Padumarāja (König Lotos). Die zehn Königspflichten[2]) erzürnte er nicht (d. h. er kam ihnen getreulich nach), in Gerechtigkeit regierte er, liess sechs Gabenverteilungshallen bauen: je eine an den vier Thoren, eine in der Mitte der Stadt und eine an seines Palastes

[1]) Vgl. Jāt. No. 419. In der Einleitung dazu stürzt das Mädchen den Dieb in einen Brunnen.

[2]) Sie sind: Almosenspenden, guter Charakter, Liberalität, Freiheit von Zorn, kein lebendes Wesen verletzen, Geduld, Gradheit, Milde, Frömmigkeit, nicht widerspenstig sein.

Thor, und gab Almosen, indem er täglich 6000 Geldstücke verteilen liess.

Das böse Weib aber hatte sich den Krüppel auf den Rücken gesetzt, den Wald verlassen und nährte nun den Krüppel, indem sie bettelnd umherzog und Reisgerichte zusammenbrachte. „Was ist dir dieser?“ also gefragt, sagte sie: „Ich bin seine Mutterbruderstochter, er mein Vaterschwestersohn, man gab mich ihm zum Weibe. Ich habe ihn, auch als er verurteilt worden war, als meinen Gatten aufgehuckt, nehme ihn so mit herum und ernähre ihn von Almosen.“ Die Leute sprachen: „Das ist ein gattentreues Weib“; und von da an gaben sie ihr noch mehr Reisgerichte. Andre sagten zu ihr: „Ziehe du nicht so umher, König Lotos regiert in Benares; indem er ganz Jambudvīpa (Indien) in Bewegung setzt, giebt er Almosen. Wenn er dich sieht, wird er sich freuen, erfreut wird er dir viel Gut geben. Setze deinen Gatten hier hinein, und ziehe hin!“ So brachten sie ihr den festen Entschluss bei und händigten ihr einen Korb ein. Die Sündige setzte den Krüppel in den Rohrkorb und ging nach Benares. Dort lebte sie von dem, was sie in den Gabenverteilungshallen bekam.

Bodhisatta hatte diese Gewohnheit: er zog auf dem Rücken eines Elefanten zu einer Gabenhalle (Almosenhalle), gab mit eigner Hand acht oder zehn Leuten Gaben und ging dann wieder heim. Die Sündige stand auf dem von ihm eingeschlagnen Weg, den Krüppel in den Korb gesetzt, den Korb aufgehuckt. Als der König sie sah, fragte er: „Was ist der zu dir?“ Sie sagte: „Er ist mein Vaterschwestersohn, Majestät, der mir von meinen Verwandten gegebne Gatte.“ Die Leute, die das Geheimnis[1]) nicht kannten, riefen: „Ach, welch ein gattentreues Weib!“ u. s. w. und priesen das sündige Weib. Aber der König fragte sie: „Ist dieser Krüppel dein dir von deinen Verwandten gegebner Gatte?“ Da sie den

[1]) Oder: „den wahren Sachverhalt“, antara „das Innere“. Cf. e. g. Jāt. IV, p. 80, l. 16; p. 81, l. 4, 18.

König nicht kannte, so ward sie zur Heldin und sprach: „Gewiss, Majestät!" Darauf sagte der König: „Was ist mit dem Sohne des Königs von Benares? Bist du nicht die Gattin des Prinzen Lotos, die Tochter des Königs Soundso? — Diese hat nämlich, nachdem sie das Blut aus meinem Knie getrunken hatte, sich in diesen Krüppel verliebt und mich eine Bergsteile hinuntergestürzt. Jetzt ist sie, den Tod auf der Stirne geschrieben tragend, hierher gekommen, da sie glaubte, ich wäre tot. Ich lebe aber wahrhaftig." Und er wandte sich an seine Minister: „Minister, habe ich nicht, von euch gefragt, also erzählt: „Meine sechs jüngeren Brüder haben ihre sechs Frauen getötet und das Fleisch gegessen. Ich aber habe meine Gattin heil und wohlbehalten durchgebracht, sie zum Gangāufer geführt, in einer Siedelei wohnend einen der Todesstrafe verfallenen Krüppel herausgeholt und ihn gepflegt. Das Weib aber hat, in ihn verliebt, mich die Bergsteile hinuntergestürzt. Ich habe durch meine liebevolle Gesinnung das Leben erhalten. Die, von der ich den Berg hinuntergestürzt worden bin, ist keine andre als diese Schlechtgeartete, und der der Todesstrafe verfallene Krüppel ist kein andrer, als eben dieser hier." Und darauf sprach er diese Verse:

„Dies eben ist sie, ich auch bin kein andrer,
Dies grad ist er, mit abgeschnittnen Händen,
Von dem sie sprach: „Er ist mein Jugendgatte."
Zu töten sind die Frau'n, sind ohne Wahrheit.

Wenn mit der Keul' ihr diesen Schelm getötet,
Den blut'gen, niedern Buhlen fremder Frauen,
So schneidet ab die Nase und die Ohren
Auch dieser ihm so ruchlos Gattentreuen."

Weil Bodhisatta den Zorn nicht hatte ertragen (bändigen) können, befahl er solche Strafe an ihr zu üben; aber er bändigte seinen Zorn wieder, liess ihr den Korb so fest binden, dass sie ihn nicht vom Kopf herunter nehmen konnte, den Krüppel hineinwerfen, und verbannte sie aus seinem Reiche.

Durch dieses Jātaka wird also mindestens zweifelhaft, ob diese „Form“ wirklich „jünger“ ist (Benfey) als die Pañcatantraerzählung.

Die Fassung Kathās. Tar. 65, çl. 2—41 liegt dem Jātaka viel näher als die Erzählung des Daçakumāracaritam, und auch sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach aus einer buddhistischen Quelle, wie so vieles andre im Somadeva.

Die Fassung der Geschichte von der Dhūmini im Kathā-sarit-sāgara.

Es war nämlich in einer Stadt ein Kaufmannssohn, eine „Inkarnation des Bodhisatta“, dessen Mutter gestorben war. Sein Vater heiratete wieder, und aus Liebe zu ihr trieb er den Sohn samt dessen Weib aus dem Hause. Der junge Mann kam in eine wasserlose, baumlose und graslose Wildnis. Sieben Tage lang erhielt er sein Weib mit seinem eignen Fleisch und Blut am Leben. Dann erreichten sie einen herrlichen Bergwald, wo ein Strom floss. Dort lebten sie, von wildwachsenden Früchten sich nährend.

So sah er einmal einen Mann, dem Hände und Füsse abgeschnitten waren, von der Wasserflut dahinführen. Er rettete ihn und pflegte ihn gesund. Der Krüppel erzählte, seine Feinde hätten ihn verstümmelt und in den Fluss geworfen. Von da an nährte der Kaufmannssohn beide mit wildwachsenden Früchten, die er herbeiholte. Als des Krüppels Wunden geheilt waren, pflegte das Weib, als ihr Gatte abwesend war, mit jenem der Lust, und die beiden verabredeten einen Plan, den Überflüssigen zu töten. Sie stellte sich krank, zeigte ihm unten, in einer wilden, tiefen Bergschlucht ein Kraut und sagte: „Im Traum hat mir die Gottheit verkündet, dass nur dies mich heilt“. An einem aus Gras gedrehten Strick, den er an einem Baum befestigte, liess er sich hinunter. Sie löste aber den Strick, und der Hinuntergestürzte wurde drunten von den wilden Wassern mit fortgerissen. In der Nähe einer Stadt jedoch rettete er sich ans Land und ruhte unter einem Baume aus.

Zu der Zeit war in dieser Stadt der König gestorben. In jener Gegend herrschte aber seit ewigen Zeiten diese

Sitte: Wenn der König gestorben war, so liesen die Bürger den Staatselefanten umherschweifen, und wen er mit dem Rüssel fasste und sich auf den Rücken hob, der wurde zum König geweiht.[1]) Der Elefant hob den Kaufmannssohn sich auf den Rücken, und der also Erkorne regierte von da an in diesem Lande, gerecht und weise.

Seine Gattin aber, die ihn für tot hielt, irrte umher, den Krüppel auf dem Rücken, als „gattentreues“ Weib. Auch in des Kaufmannssohnes Königsstadt bettelte sie, und jedermann ehrte sie als Heilige. Als aber der König sie einmal sah, erkannte er sie sogleich. — Der Rest ist im Wesentlichen wie im Jātaka, nur lacht hier Bodhisatta die Boshafte einfach aus, während die Minister sie brandmarken, ihr Nase und Ohren abschneiden und sie samt dem Krüppel aus dem Lande jagen lassen.

Die Erzählung von der bösen ehebrecherischen Frau

---

[1]) Im Jātaka versieht dies Amt gewöhnlich der phussaratho, „der Berührungswagen“, der in solchem Falle, wenn der König kinderlos gestorben ist, umhergeht, und vor wem er anhält, der wird König. So gelangt im Jātaka Bodhisatta öfters auf den Thron; einmal freilich hat er obendrein das aus der Märchenlitteratur rühmlichst bekannte wunderbare Hahnenfleisch gegessen. (No. 445. Cf. No. 284, 378, 529, 539.) Im Kathākoça transl. by Tawney lesen wir: „On the seventh day the king of that city died of cholera and left no male issue. As there was no son to succeed him, the ministers appointed an elefant, and fastened to its temples a pitcher full of water and let it go. It found the servant Devapāla asleep . . . . . under the pipal tree and emptied the pitcher on his head. They bestowed upon him the kingdom“. Eine sehr interessante Geschichte dieser Art findet sich in Jacobis Ausg. Erz. in Māhār. p. 36 ff. Der unter Hirten erzogene Karakaṇḍu verschafft sich ein Rohr oder einen Stock, dem die Eigenschaft innewohnt, dass er seinem Besitzer die Königswürde verschafft. Es ist eine für das gewöhnliche Auge ganz gewöhnliche Gerte, wächst draussen wie andre ihresgleichen. Aus dem Gespräche zweier Asketen, die sich über die Eigentümlichkeiten und Wirkungen verschiedener Arten von Stöcken unterhalten, erschnappt er sich die richtige Kenntnis. Karakaṇḍu gelangt nach Kāñcanapura. „Dort war der König kinderlos gestorben. Das Pferd, das als Symbol der Herrschaft galt, ging hin zu ihm, während er draussen schlief, und nachdem es ihn rechts umwandelt hatte, blieb es stehen. Als die Städter ihn voll Ehrfurcht mit den Zeichen (Körpermalen der königlichen Bestimmung) begabt sahen, erscholl der Ruf:

und dem Bhilla, die uns Kathās. Tar. 61, çl. 142—166 mitgetheilt wird und die Benfey Pañc. I, S. 439 ff. bespricht (wozu man Benfeys Orient u. Occident I, S. 125 ff. vergleiche), liegt schon ziemlich verschieden und zwar besser gestaltet im 63. Jātaka vor. Ebenso bietet, wie ich beim Lesen des Jātaka bemerkt habe, das Jātaka (V, 437 ff) die von Benfey l. c. S. 442 kurz erwähnte Geschichte von der Kinnarā, die älteste Form von Ariostos ausgezeichneter novella von Astolfo und Giocondo (Orlando Furioso Canto 28). Diese Erzählung gedenke ich anderswo zu besprechen.

Bemerkenswert ist besonders dies: In der Geschichte der Dhūminī, wie sie das Jātaka giebt, und in der von ihr abhängigen Erzählung des Kathās. findet sich der Zug nicht, dass die Frau ihren wirklichen Gatten beschuldigt, den von ihr herumgetragnen Krüppel so verstümmelt zu haben (Daçak. und Pañcat). Ebenso wenig zeigt das böse Weib Jāt. 63 den Kopf des Bhilla vor

---

Heil! Heil! und die Freudenpauke ward geschlagen. Er aber stand gähnend auf. Ganz wohlgemut setzte er sich auf das Pferd und ward hineingeführt". Ebenso gelangt der arme Mūladeva (ib. p. 62) zu einer Stadt, wo der König eben ohne einen Sohn gestorben war. Man liess dort die fünf Symbole der Herrschaft (divvāni) herumgehen. „Nachdem sie in der Stadt umhergeschweift waren, gingen sie hinaus, gelangten in die Nähe des Mūladeva. Man sah ihn im Schatten, der nicht von der Stelle rückte (cf. Raghuv. XII, 21). Als sie ihn gesehen hatten, schrie der Elefant, wieherte das Ross, ward er von dem Wasserkruge besprengt, von den Jakwedeln gefächelt, und stand der Sonnenschirm über ihm (dies sind natürlich die 5 divvāni). Darauf riefen die Leute: Heil! Heil! Der Elefant hob ihn sich auf den Rücken, er ward in die Stadt gebracht und von den Ministern und Vasallen besprengt". Die Besprengung ist nämlich die altindische Salbung des Königs. (Sehr interessante Angaben über die Königsweihe: Jāt. IV, 350, II, 40; IV, 493; V, 510; VI, 22 Cf. Raghuv. XVII, 8 ff). So recht im Geiste des Märchens ist es, dass im Jātaka, im Kathākoça und in andern Erzählungen der vom Schicksal zu so hoher Würde Erlesne ruhig schläft, in mehrern Geschichten sich erst noch gemütlich ausgähnt, während die Leute ihn zum König ausrufen, und mit der grössten Seelenruhe denkt „es müsst' so sein" (W. Müller, die Fischerin). Das Märchen hält es mit Psalm 127, 2: schāw' lākhem maschkīme qūm meachchare schebheth okhelē lechem hā'aṣābhīm kēn jitten līdhīdhō schenā.

und schreit, dieser ihr ‚Gatte' sei von jenem Bösewichte getötet worden. Im Jātaka haut vielmehr der „Räuber" zum Schluss der Frau selber den Kopf ab, indem er sich stellt, als wolle er ihrem Gatten dies Schicksal bereiten; denn er hat von diesem ihre Bosheit erfahren und fürchtet, sie möchte dem Zweiten wie dem Ersten thun. Die Geschichte der Dhūminī im Daçakumāracaritam scheint eine Kombination aus einer Erzählung wie der im 4. Buch des Pañcatantra und einer Form von Jātaka No. 193 zu sein. Die Variation, dass der Verstümmelte die Ehebrecherin zuerst mit ihren Anträgen rauh zurückweist und dann später auch, mit Freudenthränen für seinen Wohlthäter, den Trug des Weibes aufdeckt, findet sich nur bei Daṇḍin. Es ist möglich, dass dieser Zug von ihm herrührt, denn die indischen Märchen sind ebensowenig wie die andrer Völker auf Krüppel gut zu sprechen, eine Anschauung, die grausam scheint, aber doch nicht ganz unbegründet ist. Die Geschichte ist übrigens jetzt noch im indischen Volksmunde. In einer neuern Form, in der ich sie gelesen habe, wird ebenso wie im Pañcatantra die Frau durch den wunderschönen Gesang des Krüppels am Schöpfrad in Liebe entzündet (Cf. Sleemann Rambles II, p. 227 sq.).

Scheinbarer Ursprung der Geschichte der Dhūminī im Daçakumāracaritam.

Ein dem Daṇḍin eigentümlicher Zug.

Die zweite von Mitragupta dem Rākshasa erzählte Geschichte ist mir nur noch in einer altindischen Form begegnet, in der, die schon das Jātaka bietet. In dem Mahāummaggajātaka, wohl dem wichtigsten von allen, hören wir nämlich von Bodhisatta als einem Weisen schon in zartem Alter, der besonders allerhand Rätselfragen zu lösen und sich aus jeder Klemme zu helfen weiss, wobei uns so manche alte Bekannte aus Märchen, Schwänken u. s. w. begegnen (so sogar das Urteil Salomons). Bd. VI, S. 363 ff. heisst es dann:

Geschichte von dem haushälterischen Mädchen: Mitraguptas zweite Erzählung.

Von da an wurde Bodhisattas Ruhm gross, und als er sechzehn Jahre alt geworden war, dachte die Königin Udumbarā (seine Beschützerin): „Mein Kleiner ist gross geworden, auch sein Ruhm ist gross; man muss ihn jetzt verheiraten." Sie kündete die Sache dem Könige. Als

Die Form im Jātaka. Geschichte von Bodhisatta, der als Schneider verkleidet selber mit bestem Erfolge auf die Brautschau geht.

der König sie gehört hatte, sagte er, da er gnädig gestimmt war: „Gut; lass es ihn wissen!“

Sie liess es ihn wissen, und da er's zufrieden war, so sprach sie: „Lass uns dir dann ein Mädchen zuführen, Väterchen!“ Bodhisatta dachte: „Vielleicht möchte mir die von ihnen Zugeführte nicht gefallen; ich will selber gleich eine Prüfung anstellen.“ So sagte er: „Majestät, sagt ihr einige Tage lang dem Könige nichts; ich will mir selber ein Mädchen suchen, und die, welcher mein Herz sich zuneigt, will ich auch melden.“ „Thu' also, Väterchen!“ sagte sie.

Er verabschiedete sich ehrfurchtsvoll von der Königin, ging hin, gab seinen Kameraden einen Wink, ging in unkenntlicher Tracht mit den Werkzeugen eines Schneiders in der Hand allein zum nördlichen Thore hinaus und kam in das vom nördlichen Thore hinaus gelegene Javamajjhaka (cf. p. 330, l. 27). Dort aber war damals ein zerfallnes altes Gildemeisterhaus; dieses Hauses Tochter Amaradevī war schön, mit allen Glückszeichen begabt und von trefflichem Charakter. Sie hatte an dem Tage des Morgens einen Reisbrei gekocht und war jetzt mit ihm hinausgegangen in der Absicht, zu dem Orte zu gehen, wo ihr Vater pflügte.[1]) So hatte sie eben jenen

[1]) Dass er selber pflügte, das zeigt seine grosse Armut. ‚Kīnāça' Pflüger, ist ja synonym mit „bettelarm“. Kshetraṃ prakarshayed etc. „er lasse sein Feld pflügen“ heissts im Gṛihyasūtra des Açvalāyana (II, 10, 3) in dem Abschnitt über das Feldbestellungsritual (cf. Gobhila IV, 4, 27 ff.; Pāraskara II, 13, 17; Çāṅkhāyana IV, 13). Selber soll der Zweimalgeborne, das Mitglied der obern Kasten, es nicht pflügen. Nur in der grössten Not ist ihm das erlaubt (S. die Stellen aus den Gesetzbüchern in Stenzlers Uebers. von Açvalāyanas Hausregeln S. 85 f.). In den Jātakas begegnen uns mehrere Male Brahmanen, die eine grossartige Landwirtschaft betreiben, aber sie eben nur beaufsichtigen (Jāt. III, 293; IV, 276 ff.; wohl auch IV, 167 f.). Aber auch Brahmanen, die in Not sind, bestellen selber das Feld. Jāt. III, 162 ff.; II, 165 f. (Dies letztgenannte innig rührende Jātaka ist wohl die älteste Version des: „Ich bin der Doktor Wergeland, Ich stelle meinen Spiess an die — Mauer“ [statt: Wand]); V, 68. Vgl. auch II, 300 ff., wo ein Pflüger, der indische Vorfahr des Armen im Urteil des Schemjaka, sich die Stiere zum Ackern borgen muss. So ein Pflüger liess sich das Essen hinaus-

Weg eingeschlagen. Bodhisatta sah sie herkommen und dachte: „Das ist ein mit Glückszeichen begabtes Weib; wenn sie nicht verheiratet ist, muss sie meine Gattin werden.“ Und auch sie dachte, als sie ihn sah: „Wenn ich in das Heim eines solchen Mannes käme, so könnte ich eine Familie besorgen.“ Darauf dachte Bodhisatta: „Ich weiss nicht, ob sie verheiratet ist, oder nicht; ich will durch ein Zeichen mit der Hand sie fragen. Wenn sie klug ist, so wird sie's begreifen.“ So machte er von Ferne stehend eine Faust. Sie erkannte: „Er fragt mich, ob ich einen Gatten habe“, und zeigte ihm die geöffnete Hand.[1]) Er begriff, ging zu ihr hin und sprach: „Schöne, wie heissest du?“ Sie sagte: „Mein Herr, was nie war, nie sein wird und jetzt nicht ist, davon habe ich den Namen [oder: dessen Namen trage ich].“ Er sprach: „Schöne, in der Welt ist nichts Unsterbliches (amaram); dein Name wird Amarā (Unsterbliche) sein.“ „So ists, mein Herr.“ „Schöne, wem bringst du den Reisbrei?“ „Der ersten Gottheit, mein Herr.“ „Die erste Gottheit ist Vater und Mutter, ich denke, du wirst ihn deinem Vater bringen.“ „So wirds sein, mein Herr.“ „Was thut dein Vater?“ „Er macht aus eins zwei.“ „Das Entzweimachen des Einen heisst pflügen. Er pflügt,

---

bringen und blieb dann oft Tag und Nacht draussen im Felde (Vgl. Jāt. No. 354). Ein besonders anschauliches Bild aus dem altindischen Bauernleben, das uns mitten in des Landmanns und Pflügers Arbeiten und Hoffen, Not und Mühsal, bittre Enttäuschung und neues Ringen hineinführt, ist besonders Kathās. Tar. XX, çl. 7 ff., die Geschichte des indischen Fridolin. Nicht minder ergreifend und plastisch ist die Einleitung zu Jāt. 467. — Auch Çukasaptati No. 22 bringt die Bauersfrau ihrem Manne immer das Essen hinaus, lässt sich aber auf dem Wege regelmässig von ihrem Buhlen umarmen: No. 37 trägt es des Hauses Tochter dem Knechte hinaus und pflegt dort versteckt mit ihm des Minnespiels. — Jāt. IV, p. 363 wird als Zeichen der Verworfenheit der Brahmanen angeführt: „Sie pflügen“ (Strophe 247).

[1]) Die Frauen eines bestimmten Ortes in Italien (leider habe ich das Nähere vergessen) tragen im Haar eine geschlossene Hand, wenn sie vergeben, eine offne, wenn sie noch ledig sind. Da sie wegen ihrer Schönheit berühmt sind, so ist das eine menschenfreundliche Sitte. Oder auch nicht.

Schöne." „Ja, mein Herr." „Wo aber pflügt dein Vater?" „Von wo man nicht wiederkommt, wenn man einmal hingegangen ist." „Der Ort, wo die, die hingegangen sind, nicht wiederkommen, ist das Leichenfeld. Bei dem Leichenfelde pflügt er, Schöne." „Ja, mein Herr." „Schöne, wirst du heut noch kommen?" „Wenn es kommt, komme ich nicht; wenn es nicht kommt, komme ich." „Schöne, ich denke, dein Vater pflügt am Flussufer. Kommt das Wasser (d. h. schwillt der Fluss übermächtig an), so kommst du nicht; kommt es nicht, so kommst du." „So ists, mein Herr."

Als sie solange Rede und Gegenrede geführt hatten, lud ihn Amaradevī ein: „Willst du Reisschleim trinken, mein Herr?" Bodhisatta dachte: „Eine Zurückweisung wäre unheilvoll" und sprach: „Ja, ich will trinken." Sie setzte den Reisschleimtopf nieder. Bodhisatta dachte: „Wenn sie, ohne den Napf zu waschen und ohne mir Wasser zum Händewaschen zu geben, mir zu trinken giebt, so will ich sie auf der Stelle verlassen und fortgehen." Sie aber brachte in dem Napf Wasser, gab es ihm zum Händewaschen, stellte den Napf nicht auf die Hand, sondern that ihn auf die Erde, neigte den Topf und goss den Reisschleim ein. Es waren nun aber kleine Reisbällchen dort (d. h. natürlich im Reisschleim). Da sagte Bodhisatta zu ihr: „Schöne, dein Reisschleim ist zu dick." „Wir haben kein Wasser bekommen." „Die Felder werden kein Wasser bekommen haben, denke ich." „So ists, mein Herr." Sie gab den Reisschleim mit Ausnahme dessen, was ihr Vater brauchte, dem Bodhisatta. Er trank ihn, spülte sich den Mund aus und sagte: „Schöne, ich will zu deinem Hause gehen; sag mir den Weg!" Sie sprach: „Gut!" und recitierte, um es ihm zu sagen, den Vers im Ekanipāta:

Wo Grütze ist und saurer Reisschleim,
Der Zwiefachblättrige in Blüten,
Womit ich esse, da sag ich,
Womit ich esse nicht, da sag ich nicht;

Dies ist der Weg nach Yavamajjha.
Enträtsle den verborgnen Pfad! [1])

Er ging auf dem von ihr angegebenen Wege zu dem Hause: da sah ihn der Amaradevī Mutter, gab ihm einen Sitz und sagte: „Ich will dir Reisbrei herausthun, mein Herr.“ „Mütterchen, meine kleine Schwester Amaradevī hat mir ein wenig Reisbrei gegeben.“ Sie erkannte: „Um meiner Tochter willen wird er hergekommen sein.“

Obwohl Bodhisatta die Armut dieser Leute erkannte, sagte er doch: „Mütterchen, ich bin ein Schneider; giebts nichts zu nähen?“ „Mein Herr, wir haben kein Geld zu bezahlen.“ „Mütterchen, mir ists nicht um das Geld zu thun; bringt her! Ich werde nähen.“ Sie brachte alte, zerfallene Lumpengewänder. Alles, wie sie es ihm nur brachte, stellte Bodhisatta fertig; denn des Weisen Werke gelingen. Darauf sagte er: „Mütterchen, künde es deinen Gassennachbarn an!“ Sie verkündete es dem ganzen Dorf. Bodhisatta vollendete schneidernd, in einem Tage nur, tausend (Gewänder).

Als die Alte ihm aber das Frühstück gekocht hatte, sagte sie am Abend: „Väterchen, wie viel soll ich kochen?“ „Mütterchen, soviel, dass es für alle, die in diesem Hause essen, langt.“ Sie kochte viel Reisgericht mit mehreren Suppen und Würzbrühen. Am Abend kam Amaradevī mit einem Bündel Holz auf dem Kopfe und Blättern im Schoosse vom Wald, warf an der Vorderthür das Holz nieder und ging durch die Hinterthüre ins Haus. Ihr Vater aber kam später am Abend. Bodhisatta ass aufs Feinste, Amaradevī liess Vater und Mutter essen, später ass sie selber, wusch Vater und Mutter die Füsse und dann dem Bodhisatta.

Um sie auf die Probe zu stellen, wohnte er dort einige Tage. Dann sprach er eines Tages, um sie zu

[1]) D. h. Geh ins Dorf hinein, da wirst du einen Grützeladen sehen, danach einen Laden, wo saurer Reisschleim feil ist, von da weiter den zwiefachblättrigen Kovidārabaum blühen sehen, da nimm den Weg rechts; denn mit der rechten Hand isst man. So der Kommentator.

versuchen: „Liebe Amaradevī, mache du mit nur einer halben mālikā Reis mir Reisschleim und Kuchen und Reismus.“ „Gut“, stimmte sie zu, und stiess den Reis (um ihn von den Hülsen zu befreien); aus den schlechtesten Reisbestandteilen machte sie Reisschleim, aus den mittleren Reismus, aus den feinsten Körnern Kuchen, richtete eine dementsprechende Würzbrühe her und gab den Reisschleim samt der Würzbrühe dem Bodhisatta. Sowie der Reisschleim nur in seinen Mund gethan war, zuckte er ihm wohlig durch alle Geschmacksnerven. Nur um sie auf die Probe zu stellen, sagte er: „Liebe, warum hast du, die du nicht zu kochen verstehst, meinen Reis verschauert?“ spuckte den Reisschleim mit dem Speichel aus und liess ihn auf die Erde fallen. Ohne zu zürnen, gab sie ihm den Kuchen mit den Worten: „Wenn der Reisschleim nicht gut ist, so iss den Kuchen, mein Herr.“ Auch mit dem that er desgleichen; ebenso verfuhr er bei dem Reismus. „Warum hast du, da du doch nicht kochen kannst, mein Eigentum verdorben?“ Gleich als wäre er zornig, quetschte er drei Stückchen zu einem zusammen, bestrich ihren ganzen Körper, vom Kopfe an, damit und sagte: „Setz dich an die Thür!“ Ohne zu zürnen, sprach sie: „Gut, mein Herr“, und that also. Er erkannte, dass sie nicht hochmütig war und sagte: „Komme her, Liebe.“ Auf das eine Wort kam sie.

Bodhisatta aber war, als er kam, mit 1000 Kahāpaṇas (eine best. kleine Münze) und einem Obergewand im Bettelsack gekommen. Nun nahm er das Obergewand heraus, thats in ihre Hand und sagte: „Liebe, bade dich mit deinen Freundinnen, zieh dies Obergewand an und komme her!“ Sie that also. Der Weise gab alles, was er fertig gestellt, und alles, was er mitgebracht hatte, ihren Eltern, tröstete die Eltern, und ging mit Amaradevī zur Stadt.

Um sie auf die Probe zu stellen, hiess er sie in des Thorhüters Haus niedersitzen, machte dem Thorhüter (die nötige) Mitteilung, ging in sein eigenes Haus und sprach zu den Männern: „In dem Hause so und so habe

ich ein Weib gelassen; nehmt diese tausend Geldstücke, geht hin und stellt sie auf die Probe!“ So gab er ihnen die tausend und entsandte sie. Sie thaten also. Sie aber wollte nicht und sprach: „Dies ist den Staub von meines Gatten Füssen nicht wert.“ Sie gingen und meldeten es dem Weisen. Nachdem er sie noch zweimal geschickt hatte, sagte er beim vierten mal: „Dann nehmt sie bei der Hand und schleppt sie hierher!“ Sie thaten also.

Sie erkannte den Bodhisatta inmitten seiner grossen Herrlichkeit nicht, sondern sah ihn an und lachte und weinte.[1]) Er fragte sie nach dem Grund von beidem. Sie sagte zu ihm: „Mein Herr, ich lachte, als ich deine grosse Herrlichkeit sah, weil ich dachte: „Diese Herrlichkeit wird er nicht ohne Grund erhalten haben, sondern weil er im früheren Dasein Gutes gethan hat. Ach, wie köstlich ist die Frucht der guten Werke!“ Ich weinte aus Mitleid mit dir, weil ich dachte: „Da er jetzt sich an dem gehüteten und bewahrten Eigentum eines andern vergreift, so wird er zur Hölle fahren.“

Als er durch diese Probe ihre Reinheit erkannt hatte, sprach er: „Geht, führt sie wieder ebendahin!“ Nachdem er sie also entsandt hatte, nahm er wieder sein Schneidergewand, ging hin, schlief diese Nacht bei ihr, begab sich am andern Tage des Morgens in das Königshaus und machte der Königin Udumbarā Mitteilung. Sie meldete es dem König, schmückte Amaradevī mit allen Schmucksachen, liess sie sich in eine prächtige Kutsche setzen, brachte sie mit grossen Ehren in Bodhisattas Haus und liess das Fest ausrichten. Der König schickte dem Bodhisatta ein Geschenk, das Tausende wert war, alle Stadtbewohner vom Thürhüter an schickten Geschenke. Amaradevī teilte das vom König geschickte Geschenk in zwei Teile und sandte dem König einen Teil, auf diese Weise schickte sie auch allen Stadtbewohnern Ge-

[1]) In der Märchenlitteratur nicht selten und schon aus der Vetālapañcaviṁçati allgemein bekannt. S. auch Oesterleys Baitāl Pachīsī.

schenke und gewann sich so die ganze Stadt.[1]) Von da an lebte Bodhisatta einträchtig mit ihr zusammen und war des Königs Berater in weltlichen und geistlichen Dingen.

Sehr bald darauf bewies diese herrliche Frauenerscheinung aus dem Jātaka von Neuem ihre Keuschheit und Klugheit. Bodhisatta ward verleumdet, musste fliehen, vier Hofleute wollten bei der Gelegenheit ihr die Tugend rauben. Sie ging scheinbar darauf ein, sprang aber dann mit ihnen um wie Devasmitā in der berühmten Novelle Kathās. Tar. 13.[2])

Die dritte Erzählung Mitraguptas kenne ich sonst nicht in der altindischen Litteratur, wohl aber die vierte.

Nitambavatī: Die vierte Erzählung Mitraguptas: Verlieben durch ein Bild, Erlangung der spröden Geliebten dadurch, dass sie in den Verruf als Hexe gebracht wird.

Was zunächst die Verliebung durch ein Bild anlangt, so ist die ja gewöhnlich genug. Viel interessanter ists, wie dieser Don Juan aus dem Bilde so richtig herausliest, dass dieses Weib von ihrem Gatten in der Liebe nicht befriedigt wird. Eine sehr hübsche Parallele bietet

[1]) Dies scheint uns etwas sonderbar. Vgl. aber Rāmāyaṇa VII, 76, 31

Dattasya hi punardāne
sumahat phalam ucyate

(Reichlich erntet man dafür, wenn man das Geschenkte wieder (ver)schenkt)

[2]) Ueber diese siehe vor allem Eberts Jahrbuch Bd. 8. S. 44 ff. Vgl. Kathās. Tar. IV; Çukas. No. 33; Kathās. Tar. 123, çl. 147, 148 (wo einer, dessen Frau verschwunden ist, sagt: „Ihr Herz hat sich nicht geändert; dies weiss ich deshalb gewiss, weil sie mir diesen Kranz mit den Worten gegeben hat: „Wenn ich treu bleibe, so welkt dieser Kranz gewisslich nicht“, und er unverwelkt fortdauert.“ — Bodhisatta, der es mit Anselmo im Don Quijote I, Cap. XXXIII und XXXIV hält: „porque yo tengo para mí, o amigo, que no es una mujer mas buena de cuanto es ó no es solicitada, y que a quella sola es fuerte que no se dobla á las promesas“ — hat in der Probe, auf die er selber seine Frau stellt, mehr Glück, wie man sieht, als der arme Anselmo. Bekanntlich findet sich dies berühmte Motiv des Don Quijote auch sonst in der Litteratur, die dabei treubleibende Amaradevī aber nicht so leicht. Uebrigens wäre es nicht unmöglich, dass das Jātaka die Quelle wäre. Freilich ist das Motiv so allgemein menschlich. — In welches Dilemma die herrliche Amaradevī durch ihre so seltne Tugend die armen buddhistischen Theologen gebracht hat, darüber s. Milindapañho ed. Trenckner p. 205—207.

Rodolphe in Flauberts Madame Bovary, wie dieser das Gleiche nebst der Sehnsucht der Heldin nach einem „amante“ aus ihrer Erscheinung erschliesst (Deuxième Partie VII).

Gestalt in der Erz. in der Vetālapañcaviṁçati.

Dass einer die Geliebte als Hexe in Verruf bringt und dadurch in seine Gewalt bekommt, lesen wir auch in der ersten Erzählung der Vetālapañcaviṁçati. Sie weicht in sehr vielen Einzelheiten von der im Daçakumāracaritam ab, ist aber im Wesentlichen gleich. Die Verliebung durch ein Bild findet sich hier nicht.[1])

Der Geschichte im Daçakumāracaritam steht in manchem viel näher Kathākoça transl. by Tawney p. 149 ff.

Die Erzählung im Kathākoça.

Die beiden Freunde Amaradatta und Mitrānanda kommen in einen Tempel draussen vor Pāṭaliputra. Dort verliebte sich Amaradatta in eine sehr schöne weibliche

Verliebung in eine Statue.

Statue aus Stein und konnte sich gar nicht von ihr losreissen. Mitrānanda erfuhr, dass ein Baumeister in Sopāra Tempel und Statue gemacht habe. Er reiste nach Sopāra, nachdem er seinen liebeskranken Freund einem andern

[1]) Vgl. Kathās. Taraṅga 32, çl. 147 ff. und Oesterleys Baitāl Pachīsī p. 182. Die dort von ihm citierte Parallele aus dem Arabischen ist offenbar nicht eine Gestaltung der Vetālaerzählung, sondern der vierten Geschichte Mitraguptas im Daçak. — Im Vorbeigehen bemerke ich noch, was freilich aller Wahrscheinlichkeit nach Andre schon vor mir gesehen haben, dass die seinem Texte eigentümliche Geschichte von Vikrama und seinem Bruder ‚Bartharī‘, in der Einleitung eine Gestaltung dessen ist, was viel schöner in Hariharopādhyāyas Drama Bhartṛiharinirvedam uns entgegentritt. Bartharī ist nämlich niemand anders als der berühmte Dichter Bhartṛihari, und in sehr beliebten melodramatischen Volksschauspielen wird heute noch die Geschichte von dem, was zu seiner Weltentsagung führte, unter freiem Himmel von wandernden Mimen dargestellt. In die Vetālapañcaviṁçati ist sie nur ihrer sonstigen Beliebtheit wegen ganz äusserlich eingefügt worden. Im Bhartṛihari-nirvedam haben wir eine sehr schöne selbständige Erzählung. Historisch ganz unmöglich kommt mir die Geschichte selber nicht vor, aber unwahrscheinlich. Jedenfalls scheint die Verbindung mit dem berühmten Namen des Vikramāditya sekundär. Die von Albrecht Webers Sohn, von Max Müller und andern besprochenen bekannten Verse: Yaṁ cintayāmi satataṁ etc. („Ein Jüngling liebt ein Mädchen“) soll so entstanden sein. S. d. Einl. zu der viel zu wenig verbreiteten wertvollen Ausg. der Çatakas des Bhartṛihari von Purohit Gopi Nath (Bombay 1896).

anvertraut hatte. Von dem Baumeister hörte er auf seine Frage, dass diese Statue wirklich, wie Mitrānanda vermutet hatte, nicht aus seiner Phantasie gekommen, sondern eine Nachbildung der Prinzessin Ratnamañjarī in Ujjayinī sei. In Ujjayinī machte er sich mit einer Hetäre vertraut, die bei der Prinzessin freundschaftlich aus und einging. Durch sie liess er der Königstochter melden, er bringe ihr Nachricht von ihrem Geliebten Amaradatta. Sie ging halb im Scherz darauf ein, und setzte sich hinauf in einen Pavillon, der von sieben Wällen umgeben war. Mitrānanda aber liess sich nicht verblüffen, setzte mit einem Sprunge über die sieben Wälle weg, hinauf zum Fenster der Prinzessin.

Ueber sieben Wälle hinauf zur Prinzessin! Ein beliebter Zug im Märchen.

Die Nacht vorher hatte er um 1000 Denare bei einem Leichnam gewacht, bei dem sich niemand zu wachen getraute aus Furcht vor den Lamien (Māri, die auch die Gestalt schöner Weiber annehmen können, wie die ähnlichen Unholdinnen im Kathāsaritsāgara u. s. w.) Da jetzt die Prinzessin, als sie plötzlich einen Mann vor sich sah, sich schlafend stellte, so machte er ihr schnell mit seinem Dolch ein Zeichen auf die rechte Hüfte, nahm das Armband von ihrer linken Hand und kehrte zurück zur Hetäre.

Da die versprochnen 1000 Denare ihm nicht bezahlt wurden, ging er zu dem König. Der fragte ihn, wie es bei der Wache hergegangen sei. Er erzählte, in der vierten Nachtwache sei ein herrliches Weib gekommen; da er sie als Lamie erkannt hätte, so habe er sie gleich bei der linken Hand gepackt, und sie an der rechten Hüfte gezeichnet, sie aber habe ihr Armband in seiner Hand gelassen und sei entflohen. Er zeigte das Armband vor, der König erkannte es als das seiner Tochter. Bei der Besichtigung derselben zeigte sich auch das Zeichen auf ihrer Hüfte. Mitrānanda sagte, er sei ein Beschwörer. Der König wollte die „Hexe“ ihm gerne übergeben. Mitrānanda eröffnete der Prinzessin den ganzen Sachverhalt und erlangte durch energische Vorstellungen ihre Einwilligung. Sie stellte sich als wilde Hexe, Mi-

trānanda setzte sie unter Zaubersprüchen auf ein Ross, sich hinter sie und ritt eiligst nach Pāṭaliputra, wo er gerade ankam, als Amaradatta sich verbrennen wollte. Die Hochzeit fand gleich statt und Amaradatta ward später König. — Wie man sieht, stellt sich diese Erzählung in Einigem wieder näher zur Vetālapañcaviṃçati, namentlich darin, dass der kluge Freund die Sache zuwege bringt.

Eine Geschichte des Jātaka.

Als freilich sehr entfernt ähnlich liesse sich auf das schöne Jātaka No. 126 verweisen, wo ein Prinz seine Geliebte dadurch bekommt, dass ihrem Vater eingeredet wird, sie sei von einem Fluche besessen, der durch eine auf dem Totenfeld vorgenommene bestimmte Ceremonie und 108 Kübel Duftwasser vernichtet werden könne, wobei er sie dann entführt.

Viçrutas Abenteuer. Der schlechte, nur dem Vergnügen ergebne Regent.

Die letzte Geschichte, Viçrutas Abenteuer, kann ich ebenfalls sonst nicht nachweisen. Einzelne Züge freilich findet man sonst nicht selten. Aber der Dichter brauchte eben auch hier nur ins Leben zu greifen, wie es sich vor ihm abspielte. Könige, wie der hier uns vorgeführte, können auf eine lange Ahnenreihe zurückblicken. Vom Pāli-Jātaka herab bis auf die spätesten Erzeugnisse der Litteratur wimmelt es von Fürsten, die rückhaltslos ihren Launen lebten. Es ist daher sehr natürlich, dass alle, wenn so ein Landesvater gestorben war, mit tausend Freuden Holz zu einem Riesenholzstoss für ihn zusammentrugen, seine Asche dann mit einer wahren Sintflut zusammengeschleppten Wassers fortschwemmten, und nur ein guter alter Diener bittre Thränen weinte, weil er fürchtete, der jetzt glücklich zur Hölle Gefahrene möchte die Teufel so plagen, dass sie ihn schleunigst wieder zur Erde senden würden (Jāt. No. 240).

Wie schon in vedischer Zeit die Fürsten in gar manchen Stücken den künftigen Geschlechtern der Serenissimi voranleuchteten, darüber sehe man die Ved. Studien von Pischel und Geldner passim. Unser Anantavarman gehört da noch zu der liebenswürdigsten Sorte

der schlechten Regenten.[1]) An solchen Höfen sammelte sich natürlicherweise immer allerhand loses, leichtes Volk wie hier, das sich lächelnd über alle Schranken hinwegsetzte. Aber der Hindu bleibt doch immer der systematische, sogar haarspaltende Denker, der sich mit einer koketten Hetärenboudoirphilosophie nicht zufrieden giebt. Hetärenphilosophie.

So zählten die „Materialisten" im Gangeslande gewiss immer viel Anhänger. Was ihre sehr interessanten Lehren betrifft, so können wir sie leider nur aus den Widerlegungen, die ihnen in den Schriften andrer philosophischer Schulen widerfährt, sowie aus Stellen der übrigen Litteratur einigermassen zusammenstückeln. Der Abscheu des „orthodoxen" Hindu vor ihrer Philosophie war zu stark, als dass uns Schriften von ihnen selber hätten überliefert werden sollen. An Fürstenhöfen aber haben sie oft um so mehr ihre Macht zur Geltung zu bringen gewusst. Materialisten.

Ich übersetze zunächst aus dem Pālijātaka die philosophische Vorlesung, die so ein „Materialist" dem Könige von Mithila hält.

---

[1]) Ein ausgezeichnetes, mit klassischer Heiterkeit und indischer Glut ausgeführtes Bild eines indischen Don Juan, in seiner Art eines prächtigen Schwerenöters und Lebemannes, dem eine geistvolle Grazie eigen ist, bietet der 19. Gesang des Raghuvaṃça. Die Erotik ist in ihrer Weise berauschend schön. Der Gesang gehört zum Trefflichsten im ganzen an Glanzstellen so reichen Werke, um so mehr, als sein Ende tragisch ist: der Held stirbt an der durch seine Galanterie herbeigeführten Schwindsucht (nicht umsonst im Skt. rājayakshma „Fürstenkrankheit" genannt). Von ihr heisst es mit eigenartigem Humor, dass sie, bleichgesichtig, mit wenigem Schmuck versehen, zögernden Ganges und leiser Stimme einer Verliebten glich (also wohl jetzt seine Buhlin war). Physiologisch wohl richtig, aber dichterisch eine grässliche Unthat, die auch späteres, freilich geschickt gemachtes Anhängsel sein mag, ist dies, dass die Königin vor seinem Tode noch von ihm schwanger wird. Wie grossartig und lebenswahr wäre dieser Schluss gewesen: Nach der langen, glorreichen Reihe von Vorfahren erlischt das Heroengeschlecht in diesem feinen Bruder Liederlich:

Nirvishṭavishayasnehaḥ
Sa daçāntam upeyivān
Asīd āsannanirvāṇaḥ
Pradīpārcir ivoshasi. Raghuv. XII, 1.

Es giebt nicht Gut oder Bös und keine Vergeltung.

„Es giebt keine Frucht des Tugendwandels, weder gut noch bös. Es giebt keine andre Welt; denn wer ist je von dort zurückgekommen? Es giebt keine Eltern, woher sollte es Mutter und Vater geben! Es giebt keinen Lehrer; denn wer könnte Ungebändigte bändigen (die Erziehung hilft nichts; ein gut angelegter Mensch muss sich zum Guten entwickeln, ein schlecht Angelegter zum Schlechten) Ganz gleich sind die Wesen. Ehrfurcht braucht man vor nichts zu haben. Es giebt nicht Kraft und Tüchtigkeit, wie sollte energische Mannheit gelten; ewiger Bestimmung folgen alle Dinge wie das Kielwasser dem Schiff.[1]) Was der Sterbliche bekommen soll, das bekommt er; wie sollte es hier Frucht des Gebens (und andrer guten Werke) geben! Andern nur folgt der Untüchtige. Was die Thoren geben, nehmen die Klugen mit Freuden entgegen. Sieben ewige, nicht vertilgungsfähige, unkränkbare Elemente giebt es hier: Feuer, Erde, Wasser, Luft, Lust, Unlust und das Lebensprincip; dies sind die sieben Elemente, für die es keinen Vernichter giebt. Es giebt keinen Töter noch Vernichter, wie könnte einer einen töten![2]) Waffen gehen mitten zwischen diesen Elementen hindurch (ohne sie zu verletzen). Wer auch hier mit scharfem Schwert den Kopf eines andern abhaut, der zerhaut doch nicht diese Elemente; wie sollte es also eine Vergeltung für „Böse“ geben! In 84 grossen Kalpas (Weltperioden) reinigen sich alle im Kreislauf der Geburten; ist diese Zeit nicht gekommen, so reinigt sich auch der nicht, der sich selber bändigt. Und wenn er noch so viel Gutes thut, reinigt er sich doch nicht vorher. Und wenn er noch so viel Böses gethan hat, kann er dieser Zeit (der Reinigung) doch nicht entgehen“ (Jātaka VI, S. 225, 226).

---

[1]) yathā goṭaviso tathā, was d. Komm. erklärt: yathā nāvāya pacchimabandho nāvam eva anugacchati tathā ime sattā niyatam eva anugacchanti. Da ich aber den terminus technicus für diesen pacchimabandho nicht kenne, so habe ich ein andres Bild substituiert.

[2]) Vgl. Kaṭh. Up. II, 18 ff., wo freilich der Gedanke ganz anders verwendet wird.

Ein ähnlicher Weiser belehrt den König von Benares: „Durch die Annahme der vier Elemente entsteht die Form der lebenden Wesen, und woher sie gekommen ist, dahin kehrt sie wieder zurück. Hier nur lebt, was lebt; sowie es stirbt, geht es zu Grunde: vernichtet werden die Menschen (beim Tode), Thoren und Weise. Und wenn sie vernichtet werden, wie kann das Böse an ihnen kleben bleiben!“ Und ein andrer, der die „Wissenschaft der Kshatriyas“ predigt, lässt sich also vernehmen: „Selbst Vater und Mutter, Weib und Kind muss man im Notfalle töten, wenn es der eigne Nutzen erheischt (Jāt. Bd. V, S. 239, 240).[1]) Vgl. Milindap. p. 5; Majjhima-Nikāya I, S. 287 und namentlich I, S. 400 ff. (das 60. Sutta). Auf dies 60. Sutta ginge ich gerne näher ein.[2])

Wir müssen natürlich bedenken, dass wir auch hier die Darstellung einer Lehre aus Feindesmund haben. Trotzdem wird sie im Wesentlichen richtig sein. Denn der Hindu ist eben ein konsequenter Systematiker. Bei keinem Volke wohl finden wir ein so inniges Familien-

[1]) Vgl. Jātakamālā No. 23; No. 29, wo manches besser ausgeführt ist.

[2]) Wie der Hindu überhaupt das Anschauliche, Drastische liebt, so heisst es da z. B. „Wenn einer verletzt, verletzen lässt, verstümmelt, verstümmeln lässt, quält, quälen lässt (oder vielleicht wörtlicher: bratet, kocht?), in Leid versetzt, in Ungemach versetzt, um sich schlägt, (andre) um sich schlagen lässt, lebende Wesen tötet, nicht Gegebnes nimmt, in die Häuser einbricht, plündert, Diebstahl verübt, Wegelagerei treibt, zu Andrer Frauen geht, lügt — während er das alles thut, thut er keine Sünde; wenn einer auch mit einem messerumsteckten Diskus die lebenden Wesen dieser Erde zu einem Fleischkuchen, zu einem Fleischklumpen machte, nicht erwächst ihm daraus eine Sünde: es giebt keine Vergeltung des Bösen (oder: Böses kann gar nicht zu stande kommen). Und wenn man auch das rechte Ufer der Gaṅgā entlang ginge, tötend, töten lassend, verstümmelnd, verstümmeln lassend, quälend, quälen lassend, daraus erwächst keine Sünde, es giebt kein Nahen des Bösen (d. h. Böses kommt gar nicht zu stande, oder: es wird nicht vergolten). Und wenn man auch das linke Ufer der Gaṅgā entlang ginge, gebend, geben lassend, opfernd, opfern lassend, es erwächst daraus keine gute That (kein Verdienst), denn es giebt kein Nahen des Guten: durch Geben, Selbstbändigung, Selbstüberwindung, Wahrheit wird nichts Gutes gethan, es giebt kein Nahen des Guten“. Majjh.-Nik. I, S. 404.

leben, solche Zärtlichkeit der Eltern gegen die Kinder und besonders solche Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegen die Eltern, wie die, die uns in der indischen Litteratur entgegentritt. Und doch hat den grübelnden Hindu sein vor nichts zurückschreckendes Denken öfters auf Lehrsätze geführt, wie den zuletzt genannten. Die beste mir bekannte Darstellung solcher Philosophen erscheint im Rāmāyaṇa (II, Sarga 108).

„Es giebt nicht Vater und Mutter. Allein wird der Mensch geboren, allein lebt er, allein stirbt er.“

Rāma schickt sich an, nach dem Gebote seines Vaters in die Verbannung zu ziehen. Der Brahmane Jābali will ihn davon abhalten und sagt u. a.: „Welcher Mensch wäre denn des andern Verwandter! Denn allein wird der Mensch geboren und allein stirbt er) Warum sollte also irgend jemand in dem Gedanken: „Es ist meine Mutter; es ist mein Vater“ sich an sie hängen! Für einen Verrückten muss man einen solchen halten. Keiner ist dem andern irgend etwas.[1]) Wie jemand, der in ein andres Dorf geht, draussen übernachtet, dann am andern Tage seine Nachtlagerstätte verlässt und weiter zieht, gradeso ist für den Menschen Vater und Mutter, Haus und Habe nur Lagerstätte für eine Nacht. Gute Menschen hängen ihre Neigung nicht daran. Nichts ist für dich Daçaratha (Rāmas Vater) und du nichts für ihn. Ein andrer ist der König, ein andrer du.[1]) Drum thue,

---

[1]) Ähnliche, so tiefe Wahrheit bergende Gedanken haben gar manche Dichter und Denker ausgesprochen. Nur ihre praktische Anwendung ist hier hässlich. Am trefflichsten wohl in Hamerlings „Blättern im Winde“ (S. 63):

Einsam.

Einsam ist der Stern am Himmel,
Einsam zieht er durch die Weite:
Jeder freilich — will uns dünken —
Hat ein schimmerndes Geleite;
Aber die den Pfad zu teilen
Scheinen, traut gesellt zu wandern,
Sind sich fern viel tausend Meilen,
Einer ewig fern dem andern!

Einsam ist die Menschenseele
Ob wir Herz an Herz auch drücken,

was sich geziemt (d. h. geniesse unbekümmert dein Reich). Der Vater ist nur der Keim des Menschen, Same und Blut wird verbunden durch die Mutter, quae menses habet, das ist die Entstehung des Menschen hier. Wer nur dem Nutzen und der Tugend ergeben ist (nicht dem

---

Klafft doch immer eine Tiefkluft,
Die wir niemals überbrücken:
Nichts kann ganz des andern werden,
Jedes folgt dem eignen Triebe.
Und ein Traumbild bleibt die Sehnsucht,
Und ein schöner Wahn die Liebe.

Ob die Blumen blüh'n in Haufen,
Ob die Wellen ziehn in Scharen,
Kann ein Sein, gesellt dem andern,
Völlig je sich offenbaren?
Suchend sich mit Liebesaugen,
Bleibt sichs fremd im tiefsten Kerne,
Schwimmend durch das Meer des Lebens
Ewig nah und ewig ferne.

Sehr schön schliessen auch die trefflichen Yogi-Verse in Çivadāsas Vetālapañcaviṁçati ed. Uhle p. 57:

Ko 'haṁ, kasmin katham āyātaḥ?
kā me jananī, ko me tātaḥ?
iti paribhāvita iha saṁsāraḥ
sarvo 'yaṁ svapnavyavahāraḥ.

D. h.:

Wer bin ich? Woher kam ich Rater?
Wer meine Mutter? Wer mein Vater?
Mir hat sich der Saṁsāra ergeben
Als dies: Ein Traum ist all das Leben.

(Mit Wesenkreislauf übersetze ich das bekannte Saṁsāra.)

In die herrlichste Ethik gewandelt ist der Gedanke in den jainistischen Māhārāshṭrī-Versen, in denen der Asket spricht:

Savve jāyā sayaṇā,
Savve jīvā ya parayaṇajāyā;
Egassa jiyassa u
Ko moho ettha bandhūsu!

D. h.:

Alle sind meine Lieben geworden,
Alle Wesen sind Fremde mir jetzt.
Was soll dem einsamen Menschen denn
Wahn ob Verwandter und Freunde hier!

(Jacobi, Ausgew. Erz. in Māhār. p. 46.)

Nur das Vergnügen echt!

Vergnügen), den beklage ich, sonst niemand. Denn hier hat er nur Schmerz und jenseits erntet er die Vernichtung. Um Gaben zu ergattern, sind diese Bücher (die Veden etc.) gemacht worden: „Opfere, gieb Almosen, weihe dich, übe Askese, entsage!“ Sei überzeugt: Es

Es giebt keine andre Welt.

giebt keine andre Welt! Was du vor Augen siehst, das fasse: was du nicht siehst, dem kehre den Rücken!“ (Cf. Rām. VI, Sarga 83.)

Darstellung des indischen Materialismus aus dem Sarvadarçanasaṁgraha.

Ausserdem haben wir noch eine Darstellung des indischen Materialismus im Sarvadarçanasaṁgraha, der „Zusammenfassung aller philosophischen Systeme,“ einem im 14. Jahrh. verfassten Kompendium des Mādhavācārya. Garbe giebt in seiner „Sāṅkhyaphilosophie“ danach folgendes Résumé: „Die Cārvākas (Materialisten) lassen als Erkenntnismittel allein die Perception gelten und verwerfen die Schlussfolgerung. Als das einzig Reale erkennen sie die vier Elemente an, d. h. die Materie. Wenn durch die Verbindung der Elemente der Körper gebildet ist, so entsteht nach ihrer Lehre der Geist ebenso wie die berauschende Kraft aus der Mischung bestimmter Stoffe. Mit der Vernichtung des Körpers ist auch der Geist wieder vernichtet. Die Seele ist also nichts andres als der Körper mit dem Attribute der Intelligenz, da eine vom Körper verschiedne Seele durch Sinneswahrnehmung nicht festzustellen ist. Natürlich werden auch alle anderen übersinnlichen Dinge geleugnet und zum Teil mit Ironie behandelt. Die Hölle ist irdischer Schmerz, durch irdische Ursachen hervorgerufen;[1]) das höchste Wesen ist der König des Landes, dessen Dasein durch die Wahrnehmung der ganzen Welt erwiesen wird: die Erlösung ist die Auflösung des Körpers. Die nach-

[1]) Anukulakalatro yas, tasya svarga ihaiva hi:
pratikūlakalatrasya narako, nātra saṁçayah.
(Cit. v. Teza Laghucāṇakyam p. 40.)

D. h.:

Ein Weibchen gut und liebeweich,
Das ist schon hier das Himmelreich:
Doch wem ein böses Weib bescheert,
Hat, tramm, die Hölle auf der Erd'.

wirkende Kraft des Verdienstes und der Schuld, die nach dem Glauben aller andern Schulen das Schicksal eines jeden bis in die kleinsten Einzelheiten bestimmt, existiert für den Cārvāka nicht, weil dieser Begriff nur durch Schlussfolgerung gewonnen wird. Auf den Einwand eines orthodoxen Philosophen, dass für den, der diesen allmächtigen Faktor negiere, die verschiedenartigsten Erscheinungen dieser Welt keine Ursache haben, erwidert der Cārvāka, die eigne Natur der Dinge sei die Ursache, aus der die Erscheinungen hervorgehen . . . . . Sinnenlust wird als das einzig erstrebenswerte Gut hingestellt. Der Einwand, dass sinnliche Freuden nicht das höchste Ziel des Menschen sein können, weil ihnen stets ein gewisses Mass von Schmerz beigemischt ist, wird mit der Bemerkung zurückgewiesen, dass es Sache unsrer Klugheit ist, die Freuden so rein wie möglich zu geniessen und sich dem mit der Lust unzertrennbar verbundnen Schmerz so viel wie möglich zu entziehen. Der Mensch, der Fische wünsche, nehme ihre Schuppen und Gräten . . . mit in den Kauf. Drum habe es keinen Sinn, aus Furcht vor dem Schmerz auf die Lust zu verzichten, die wir instinktiv als unsrer Natur zusagend empfinden. — Die Veden werden für ein Geschwätz von Schelmen erklärt, das mit den drei Fehlern der Unwahrheit, des innern Widerspruchs und der nutzlosen Wiederholung behaftet sei, und die Vertreter vedischer Wissenschaft für Betrüger, deren Lehren sich gegenseitig aufheben. Das brahmanische Ritual ist für die Cārvākas ein Schwindel, und die kostspieligen und mühevollen Opfer haben nur den einzigen Nutzen, den Schlauköpfen, die sie vollziehen, den Lebensunterhalt zu verschaffen (p. 123, 124). Vgl. Deussen, Syst. d. Vedānta, S. 310. Bezeichnend ist, dass Mādhavācārya sein Kapitel über das System mit dem Bedauern darüber versieht, dass die Mehrzahl der lebenden Menschen dem von Cārvāka vertretnen Materialismus anhänge.

Auch die Helden unsers Romans sind so oft prak-

tisch Materialisten, obgleich sie sorgfältigst den religiösen Traditionen ihren Tribut entrichten. Es giebt eben viele Menschen, die über dergleichen wie Cicero denken: „Schaden kanns ja nicht, vielleicht aber doch nützen.“ Auch auf Erden schon empfiehlt sich das offne Freidenkertum nicht immer. Ausserdem trägt der Mensch die Fetzen des ihm in seiner Jugend verfertigten Kirchenrocks durchs ganze Leben, wenn er sich auch sonst keinen Deut um so etwas kümmert.

So hat es sich denn ergeben, dass eine ziemliche Anzahl der Geschichten im Daçakumāracaritam anderweitige indische Parallelen findet.

Der Rahmen des Daçakumāracaritam.

Auch der Rahmen unsers Schelmenromans steht nicht einzig da.

Kathās. Tar. 70 wird der Prinz Mṛigāṅkadatta zusammen mit seinen zehn Ministern von seinem argwöhnischen Vater verbannt. Nach einigen hier unwichtigen Fatis sieht er (çl. 53 ff.) in einem öden Walde einen Asketen mit aschenbedecktem Leibe u. s. w. stehen. Er naht sich ihm und fragt, warum er allein in diesem Walde weile, wo nicht einmal eine Einsiedelei sei. Der Büsser spricht: „Ich bin ein Schüler des grossen Lehrers Çuddhakīrti und bin einer wahren Flut verschiedenartiger Zauber mächtig. Einmal fand ich einen mit guten Zeichen begabten Kshatriyaknaben und machte ihn besessen. In diesem Zustande gab er mir auf meine Fragen die Orte von Zauberkräutern und Zaubersäften an und fuhr fort: „Es steht hier im Vindhyawald in der nördlichen Gegend ein einsamer Çiṃçapabaum, und unter ihm ist eines Nāgakönigs grosser Palast. Dort lebt ein ausgezeichneter Nāga (Art Schlangengeist von menschenähnlicher Gestalt), Namens Pārāvatāksha. Der hat ein unübertreffliches Schwert vom Kampfe der Götter und Asuren (Dämonen) erlangt. Das Schwert heisst Vaidūryakānti. Wer dieses Schwert erlangt, der wird König der Siddhas (best. Geisterklasse) und unbesieglich. Und dieses Schwert kann man nur durch den Beistand

von Helden bekommen.“[1]) Als der Besessene so gesprochen hatte, entliess ich ihn. Von da an wandte ich mich von allem andern ab und durchschweifte die Erde, und da ich keine Heldengenossen gefunden habe, so bin ich hierhergekommen, vor Verdruss zu sterben.“

Als Mṛigāṅkadatta dies gehört hatte, sagte er: „Ich samt meinen Ministern bin dein Beistand.“ Der Asket bestrich nun die Füsse aller mit einer magischen Salbe, und (jedenfalls im Nu) gelangten sie zu jener Stelle. Nachdem er dort in der Nacht den König und dessen Gefährten geweiht und durch Zauber gefeit hatte, warf er besprochne Sesamkörner hin, wodurch das sonst verborgen dort befindliche Gewässer (in dem ja die Nāgas leben) sichtbar ward, und hob an, unter schlangenbewältigenden Sprüchen zu opfern. Die darauf erscheinenden Hindernisse: Meteore, Wolken u. s w. besiegte er durch die Macht seiner Zaubersprüche.

Darauf kam von jenem Çiṃçapabaume ein göttliches Weib heraus, die in dem Klingen ihres Juwelenschmucks gleichsam den Verblendungszauberspruch ertönen liess, nahte ihm und verwundete seine Seele durch ihre Seitenblicke. Die Festbrüstige umarmte ihn wie verliebt[2]) und schlug ihm, der seines Zaubers völlig vergass, das Opfergefäss aus der Hand. So konnte ihm der Nāga beikommen und trat sofort aus seinem Palast hervor, anzuschauen wie die dichte Wolke des jüngsten Tages (kalpānta, Ende eines Weltalters). Schrecklich loderte sein Auge, und er brüllte fürchterlich. Als der Asket ihn so sah, entschwand ihm die göttliche Maid, und sein Herz zerbarst.

---

[1]) Er gebraucht also den Knaben als okkultistisches Medium. Eine interessante Okkultistenscene haben wir auf Seite 69 des Kathākoça in der Übersetzung von Tawney: „Then the king summoned etc.“ Das Mädchen beantwortet in ihrem abnormen Zustand viele Fragen. Auch die Art, wie sie in diesen Zustand gebracht wird und ihn erklärt, ist belehrend.

[2]) Ich lese: hṛitadhairyeva. Man könnte auch in hṛitadhairyasya ändern, doch würde der Ausdruck dann überflüssig.

Weil nun der Königssohn nebst seinen Gefährten dem Zauberer geholfen hatte, verfluchte sie der Nāga dazu, auf einige Zeit von einander gerissen zu werden. Finsternis empfing sie sofort, nichts konnten sie mehr hören; von einander getrennt, liefen sie fort, der eine hierhin, der andre dorthin; und Mṛigāṅkadatta sah sich am Morgen allein im Walde.

Nach und nach kamen sie alle wieder zusammen und erzählten sich ihre Abenteuer. Die Art und Weise ihrer Wiedervereinigung aber, wie auch ihre Erlebnisse, sind ganz anders wie im Daçakumāracaritam. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der eben mitgeteilten Erzählung und dem Daçakumāracaritam kann wohl niemand entgehen. Dies scheint mir aber auch ungefähr alles zu sein. Dass diese Stelle aus dem Kathās. eine Quelle mit dem Rahmen der ‚zehn Prinzen' gehabt haben mag, ist ziemlich wahrscheinlich, trotz so mancher grossen Unterschiede. Wäre wirklich die eine aus der andern entlehnt, so könnte es nur die im Kathās. sein. Die Zahl zehn — im Kathās. sind es übrigens elf ‚Prinzen' — kann nicht sehr ins Gewicht fallen aus leicht ersichtlichen Gründen. Von Beschwörern, die die Hilfe eines Helden brauchen, hören wir öfters in der indischen Litteratur. Dass die Helden getrennt werden und dann wieder zusammenkommen, ist doch auch sonst nicht unerhört. Es kommt hauptsächlich auf das Wie an; dies ist aber hier sowohl bei der Trennung als bei dem Wiederfinden verschieden. Weber, der zuerst auf das Verhältnis der beiden Erzählungen hingewiesen hat, behauptet, sie „stimmten genau" (Ind. Streifen I, 315; II, 67). Genau nicht, aber so einigermassen. Andre haben Webers Diktum ohne Weiteres angenommen[1]) Wo aber Pullé, Un progenitore Indiano del Bertoldo, p. XI seine ganz falsche Angabe her hat, lässt sich kaum ahnen. Er sagt: „La cornice del romanzo (i. e. Daçak.) per così chiamarlo, rivela dei rapporti colla Bṛihatkathā, percio que risponde a quella de Kathāsaritsāgara." Wenn er

[1]) So Uhle i. s. Ausg. d. Vetāl. p. XII.

fortfährt: „forse il racconto generale fu con quest' ultimo attinto alla medesima fonte," so ist auch dies nicht einmal sehr wahrscheinlich; denn wir haben allem Anscheine nach im Kathāsaritsāgara ein wesentlich treues Bild der Bṛihatkathā. Es müsste sich also so eine Ansicht aus Somadeva beweisen lassen.

Eine Charakteristik der indischen Erzählungslitteratur.

Es stellt sich eben immer mehr heraus, dass man ungemein behutsam sein muss mit solchen Theorien. Wie den indischen Geist und die indischen Litteraturerzeugnisse, so könnte man auch im Besondern die indische Erzählungslitteratur mit dem Nyagrodha = oder Banianbaume jenes üppig sprossenden und treibenden Landes vergleichen. Da ist ein unendliches Zweiggewirr und Gestämme, Ast um Ast senkt sich herab und wird zum neuen Stamme, Halle reiht sich an Halle weit hinaus, sodass zuletzt ein ganzes Heer Soldaten Platz fände im Schatten des einen Baumpatriarchen mit seinem schier zahllosen, im wörtlichen Sinne mit ihm verwachsen gebliebnen Söhneschwarm rings um ihn her; das steigt hinauf und hinunter in ewig sich neu gebärender Kraft; der eine Baum ein Wald; in seinem Laubgewoge sitzen märchenfarbenprächtige Vögel und singen wundersame Lieder und durch die Blätter rauscht es von ewigen Mysterien; aber auch viel hässliches Schlangengezücht und ekles Gewürm kriecht durch dies Asyl für alle; Fluten von Sonnengold rieseln auf das Laub und tropfen da und dort perlend zwischen den Blättern hinab, aber auch schwarzes, schauriges Schattendunkel brütet durch den Baum hin: das Leben und der Tod gatten sich unter diesem riesigen Brautbettbaldachin. Die Fülle der indischen Erzählungslitteratur mit ihrem unabsehbaren Gewirre und Geschlinge macht es so oft unmöglich, mit Bestimmtheit zu sagen: „Dies kommt daher". Vieles ist erhalten, vieles verloren. Wenn nun zwei Erzählungen Aehnlichkeiten aufweisen, ja wenn sie dem Inhalte nach wesentlich ganz gleich sind, wie können wir da wissen, ob sie nicht beide unabhängig von einander aus derselben Quelle flossen!

Wir können selten der Ableitung einer Form aus einer bestimmten andern gewiss sein.

Selbst der Stil und die Ausgestaltung bieten wenig Anhalt.

Dasselbe gilt, wenn der Stil und die Darstellung frappante Analogien zeigt. Man muss da nicht, wie so vielfach geschehen ist, erklären: B ist offenbar Ausfluss von A. Auch die grössere oder geringere Vollkommenheit einer Erzählung ist kein Anhalt. Gewisse Geschichten schleifen sich im Lauf der Zeit zu tadellosen Edelsteinen zurecht, andre, ursprünglich sehr schöne, zerbröckeln, verwittern und werden missgestaltet mit zunehmendem Alter. Im Pāli-Jātaka steht gar manche Geschichte als litterarisches Meisterwerk da, die in keiner spätern Form wieder so trefflich erscheint.

Die indische Litteratur oft schablonenhaft.

Dazu kommt noch eine andre Schwierigkeit: Bei aller beständig regen Fabulierungslust ist doch der Hindu auch darin ein Orientale, dass er so gern im Stereotypen verharrt. Omār Khayyām hat doch gewiss eine eigentümliche Dichterphysiognomie; und trotzdem muss Whinfield in seiner Ausgabe des Rubiyyāt gestehen: weil die persische Poesie immer so sehr in gewissen Gleisen einherfahre, so sei es oft unmöglich, zu entscheiden, ob ein gewisser Vers dem Omār Khayyām wirklich angehöre (p. XVII). Besonders bei der prätensiöseren Litteratur, die mindestens seit Christi Geburt in Indien blühte,[1]) macht sich dies fühlbar. Der Kunstdichter geht fast unfehlbar in streng nach der poetischen Mode gefertigten und gewichsten Lackstiefeln einher, so und so sind seine Manschetten gemacht und nicht anders, diese zierlich gedrechselten Redensarten lässt er bei diesen und diesen Gelegenheiten vom Stapel und keine andern: kurz, die

[1]) „Die Inschriften erlauben das Vorhandensein einer Kāvyalitteratur im Sanskrit und Prākrit, während der ersten fünf Jahrhunderte unsrer Ära zu beweisen". Bühler, Die ind. Inschr. u. d. Alter d. ind. Kunstpoesie. Wien. Sitzungsber. Bd. 122 (1890) p. 3. Die Beweise natürlich in dieser epochemachenden Abhandlung. — Die Wiener Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenl. ist mir in den frühern Jahrgängen leider nicht zugänglich. — Auch vor unsrer Zeitrechnung war ja die Naturdichtung durchaus nicht die Sache der Hindu; sonst wäre er damals gar kein Hindu gewesen. „Auch die indische Kunstpoesie hat sich nicht nach, sondern vor dem Beginne unsrer Ära entwickelt". Bühler, l. c. p. 72. Vgl. Pischel u. Geldner's Ved. Studien II, p. 154.

Kunstpoesie hat ihre bis ins Kleinste gehenden Regeln und Modelle; die Alaṃkāralitteratur (die Lehrbücher der Rhetorik und Poetik) ist im 2. Jahrh. nach Chr. vorhanden gewesen (Bühler l. c. p. 56). Auch ein gadyaṃ kāvyaṃ (Kunstdichtung in ungebundner Rede) „welches in seinen Grundprincipien, sowie in sehr vielen Einzelheiten den klassischen Mustern dieser Art ähnlich war," hat Bühler für das zweite Jahrh. n. Christo dargethan (p. 68). Da nun infolge dieser frühen Entwicklung des Alaṃkāra die indische Kunstpoesie beständig am Schürzenbande ihrer Chaperone, der Alaṃkāralitteratur, sich präsentiert, so wird sie nicht nur oft eintönig, sondern macht es uns bei den Schablonebewegungen und Redefloskeln, die ihr von besagter Chaperone eingedrillt worden sind, oft unmöglich, an ihr Charakterstudien zu machen, zu sagen: „Dieser Dichter schreibt so, und darum ist dies von ihm und jenes nicht."[1])

Auch derselbe Satz, Vers u. s. w. in zwei Schriftstellen kein untrügliches Zeichen.

Ja, selbst wenn in einer Schrift ein bestimmter Satz, Vers oder Passus vorkommt, den wir in einer andern Schrift ganz oder doch fast ganz gleichlautend wiederfinden, so scheint es mir äusserst gewagt, gleich einen chronologischlitterarhistorischen Hypothesenbau auf diese Wolken hinzustellen. Auch die Wolken am litterarischen Himmel sind einander oft sehr ähnlich und doch nicht dieselben; zwei Geister verfallen oft ganz

[1]) Damit ist natürlich nicht verneint, dass auch in Indien wirklich scharf ausgeprägte Dichterindividualitäten zu finden sind. Ein Kālidāsa hätte gewiss das Daçak. nicht schreiben können. Ein andres ist der Geist eines Dichters, ein andres seine Kravatte: der Geist ist der Hauch Gottes in ihm, und der wehet wo und wie er will, und man höret sein Sausen wohl; die Kravatte bindet er sich gewöhnlich wie andre Menschenkinder. Ein andres ist, vom allgemeinen Charakter aus ein Urteil fällen, — das sehr häufig individuell sein muss —, ein andres, bestimmte Ausdrücke und Redewendungen zusammentragen und daraus Schlüsse ziehen. Ich hatte einmal die Absicht, zum Scherz vermittelst so eines Phrasenzettelkastensystems „nachzuweisen", dass der Verfasser des Raghuvaṃça das Daçakumāracaritam verfasst habe. Und doch halte ich den Raghuvaṃça, mit dem der allerdings unbedeutendere Kumārasaṃbhava zusammenzugehen scheint, für Kālidāsas Werk.

selbstständig auf merkwürdig verwandte Sachen. Ausserdem scheint es mir, als ob die altindischen Dichter, so gut wie unsre modernen im Abendlande, öfters mehr oder minder berühmte Dikta und Stellen, oder auch vielleicht manchmal solche aus Lieblingsschriftstellern citierten, entweder wörtlich oder periphrastisch. Der Hindu wusste gleich, woher diese eingeflochtne Blume kam. Wir armen, spätgebornen Abendländer aber werden oft sehr irre geführt; denn Gänsefüsschen stehen in den indischen Werken ja nicht, noch auch unter dem Texte ein Aequivalent für unsrer Schriftsteller: „Goethe“ oder „Sophokles.“

Daṇḍins Zeit.

Diese Bemerkungen habe ich natürlich vor allem um Daṇḍins willen gemacht. Man wird es vermisst haben, dass ich bei den angegebnen Parallelen zu bestimmten Geschichten des Daçakumāracaritam nicht „wissenschaftlich“ verfahren bin, nicht pragmatisch dargelegt habe: „Diese Form der Erzählung ist offenbar nur ein Abklatsch von jener, und zwar aus den folgenden Gründen“ — und nun eine mehr oder minder scharfbewehrte Argumentenkolonne! Ich muss aber leider gestehen, dass ich auch nicht in einem einzigen Falle das ganz bestimmte Verhältnis einer Fassung zu einer andern hätte beweisen können.

Ich glaube mit andern,[1]) dass wir im Kathās. wesentlich die alte Bṛihatkathā des Guṇāḍhya haben. Wann man auch diesen Autor ansetzen mag, dass er vor Daṇḍin gelebt hat, sagt Daṇḍin uns selber (Kāvyādarça I, 38). Es wäre nun interessant gewesen, zu zeigen, wie Daṇḍin die von ihm daher entlehnten Geschichten behandelt hätte. Es lässt sich aber eine solche Entlehnung nicht darthun. Selbst gewisse nahe Berührungen im Ausdruck und höchst eigentümliche sonstige Verwandtschaft, dergleichen übrigens hier nicht grade viel

[1]) Hall and Bühler have shown that implicit confidence is due to Somadevas and Kshemendras statements to the effect that their books are translations into Sanskrit and abridgements of an older work. Peterson, Introd. to Kādambarī p. 69.

zu finden ist, genügt nicht. So musste ich alles in der Schwebe lassen. Die schönste Hypothese, die wir heute mit inniger Vaterfreude an die Brust drücken und die uns keiner krumm anschauen darf, grinst uns morgen als blöder, öder Wechselbalg an; neues Material hat sie unmöglich gemacht. Und häufig gilt auch hier: Ignoramus et semper ignorabimus.

Glücklicherweise steht die Zeit Daṇḍins aus andern Gründen so ziemlich fest. Der schier allgemeine Konsensus versetzt Daṇḍin jetzt ins sechste oder siebente Jahrh. n. Chr.[1]) Die ganze auf diese Frage bezügliche Litteratur von Wilson herab durchzugehen, hätte keinen Zweck, um so weniger, als ich keinen Fetzen neues Material beisteuern kann. Nur einige Bemerkungen, die auch ohne solches nicht ganz wertlos sein dürften, mache ich.

Petersons Angriff auf Webers Zeitbestimmung Daṇḍins verfehlt.

Peterson hat in der Vorrede zu Daçak. Part. II (Bombay Sanskrit Series) sich gegen die allgemeine Anschauung über die Zeit Daṇḍins gewendet. Schon Cappeller erklärt in seiner Ausgabe von Vāmanas Lehrbuch der Poetik (Jena 1875) S. IX: „Ob Daṇḍin so früh gelebt hat, wie Weber . . . . annimmt, ja ob er überhaupt älter ist als Vāmana, scheint mir äusserst unsicher.“ Gründe giebt er nicht. Mir macht Vāmana einen andern Eindruck. Sein so treffliches Lehrbuch stellt sich mir als die vollendete Blüte einer Entwicklung dar, die bei Daṇḍin noch nicht so sehr sich entfaltet hat. Gewissheit aber ist aus solchen Indicien nicht möglich.[2])

[1]) S. bes. Wilsons Ausg. d. Daçak. p. 2 ff. (= Works ed. Rost III, p. 344 sqq.); Weber, Ind. Streifen I, 308—316 (auch Litteraturgesch 2, p. 229, 252 ff.); Peterson, Daçak. II, Preface; Pischel, Rudraṭa, Einleit.; Weber, Saptaç. des Hāla XXI; Müller, India etc. p. 332 (deutsche Übers. S. 352 ff).

[2]) Wenn man, wie Cappeller l. c. p. VIII thut, Vāmana ins 12. Jahrh. versetzt, so kann man wohl den Daṇḍin, der die Poetik geschrieben hat, nur dann später einreihen, wenn man annimmt, der Kāvyād. und das Daçak. hätten verschiedne Verfasser. Denn, dass die Abenteuer der zehn Prinzen erst im 12. oder 13. Jahrhundert geschrieben worden wären, ist doch recht sehr unwahrscheinlich.

Peterson nun führt bestimmte Argumente für seine Ansicht vor, dass Daṇḍin ein späterer Autor als Vāmana sei. S. 2 u. 3 sagt er: „At Kāvyādarça II, 358, 359

Ananvayasaṃdehāv upamāsv eva darçitau
Upamārūpakaṃ cāpi rūpakeshv eva darçitam.
Utprekshābheda evāsāv utprekshāvayo 'pi ca

I see a clear reference to Vāmanas teaching with regard to the figures of speech which he calls ananvaya, saṃdeha, upamārūpakam and utprekshāvaya. For Vāmana these are four separate Alaṃkāras requiring separate treatment. Daṇḍin has made the first three fall under his general definition of upamā and rūpakam respectively. But he deems it necessary to note that he has done so. He mentions it at all, it is clear, only out of respect to some predecessor. In the present state of our knowledge we must, I submit, take it that the predecessor is Vāmana, and that the asāv utprekshāvayaḥ of Kāvyādarça II, 359 is a challenge of Vāmanas Diktum Kāvyālaṃkāravṛitti IV, 3, 33: utprekshāhetur utprekshāvayaḥ.“

Warum muss nun aber grade Vāmana es sein, den Daṇḍin hier im Auge hat! Vor dem 6. oder 7. Jahrh. hat es Alaṃkāraschriftsteller gegeben. Dass aber ein Späterer von Vorgängern behandelte Dinge anders einordnet, oder gar zwei oder mehrere von ihner koordinierte Dinge einander subsummiert, und dass ein noch Späterer wieder zu dem Ursprünglicheren zurückkehrt, ist doch wahrhaftig nicht so selten. Sodann war Daṇḍin in gar Manchem ein sehr selbstständiger Mann und sagt ja ausdrücklich, er habe frühere Lehrbücher zusammengezogen; so ist es begreiflich, dass er auch hier eigne Wege ging, während Vāmana eben, einerlei aus welchen Gründen, in diesem Punkte einer allgemeinern Ansicht folgte.

Peterson fährt fort (l. c. p. 3): „Daṇḍins contraction of the styles of poetry to two only, the Vaidarbha and the Gauḍa varieties, appears also to me to be a reflection on Vāmana who recognizes three, the Vaidarbha, Gauḍa and Pañchāla (Kāvyād. I, 40—43; Kāvyāl. I, 2, 9—13).“

Hätte Peterson die von ihm citierte Stelle aus Daṇḍins Dichtungsspiegel nur ein klein bisschen genauer angesehen, so hätte er sich dies Argument gewiss gespart. Daṇḍin sagt Kāvyād. I, 40:

Asty aneko girāṃ mārgaḥ
sūkshmabhedaḥ parasparam;
tatra Vaidarbhagauḍīyau
varṇyete prasphuṭāntarau.

Dies übersetzt Böhtlingk richtig: „Es giebt eine Menge von Stilarten, die von einander nur ganz wenig unterschieden sind. Unter diesen wird jetzt der Stil der Vidarbha und der Gauḍa beschrieben, da deren Unterschied klar zu Tage liegt.“ Ganz im Einklange mit der Hinduart kommt auch diese Menge von Stilarten durch die „feinen Distinktionen” (sūkshmabheda) zu stande. Es muss nun aber schon ein sehr kindisches Kind sein, das in seinem „Vereinfachungsenthusiasmus“, wenn die Mutter drei Aepfel auf den Tisch legt, in die Worte ausbricht: „Ach, ist das eine Menge von Aepfeln; die will ich aber auch alle bis auf zwei aufessen!“ Daṇḍin kann also rein unmöglich Vāmana im Auge gehabt haben. Auch Weber will irrtümlicherweise aus dem Kāvyādarça ersehen, dass etwa im 6. Jahrh. schon zwei Stilarten anerkannt worden wären: wozu dann bei Daṇḍins Nachfolgern noch vier andre gekommen wären (Ind. Streif. III, 48). Wie wäre es auch schon a priori möglich, dass der Hindu sich mit zwei, wirklich zwei Stilarten bis aufs 6. oder 7. Jahrhundert herab zufrieden gegeben hätte!

Peterson sowohl wie der von ihm citierte Paṇḍit Maheçcandra Nyāyaratna führen noch folgenden Beweisgrund ins Feld: In Daṇḍins Kāvyādarça (II, 197) steht:

Aratnālokasaṃhāryam,
avāryaṃ sūryaraçmibhiḥ
dṛishṭirodhakaraṃ yūnāṃ
yauvanaprabhavaṃ tamaḥ

(Nicht durch den Schein von Edelsteinen verscheuchbar, nicht durch die Sonnenstrahlen abwehrbar ist die

aus der Jugend geborne Finsternis der Jünglinge, die das Sehen hemmt). In Bāṇas Kādambarī ed. Bomb. p. 102 (Zeile 17 u. 18) steht: Kevalaṃ ca nisargata evābhānubhedyam, aratnālokocchedyam, apradīpaprabhāpaneyam atigahanaṃ tamo yauvanaprabhavam (Nur ist von Natur schon die aus der Jugend entspringende überaus dichte Finsternis weder durch die Sonne zerteilbar, noch durch den Schein von Edelsteinen vertilgbar, noch durch der Leuchten Glanz entfernbar). Aus dieser Uebereinstimmung schliessen beide Gelehrte, dass Daṇḍin diesen Vers aus der Kādambarī zurechtgestutzt habe. Ich glaube, es wäre möglich, obwohl nicht sehr wahrscheinlich, dass die zwei Stellen absolut nichts mit einander zu thun hätten, was ihre Entstehung anlangt. Da mir aber hierin wohl nicht viele folgen werden, so frage ich:

1) Wie weiss man, dass nicht Bāṇa diese ‚reminiscence' gehabt hat?

2) Wie weiss man, ob nicht beide die Stelle in einer Quelle gefunden haben und jeder sie dann, aus dem Gedächtnis oder vom Buch weg, reproduciert hat?

3) Wie weiss man, dass dieser Vers im Kāvyādarça von Daṇḍin und nicht von einem früheren Dichter ist?

Wie schon angeführt, glaube ich nicht, dass die so beliebte Methode, das Vollkommenere, Raffiniertere, weiter Ausgeführte als Ausfluss aus einer weniger kunstvollen und minder ausgebildeten Form anzusehen, immer so vertrauensvoll eingeschlagen werden sollte. Ist aber hier wirklich die eine von den beiden Formen auf die andre zurückzuführen, so kann es kaum einem vorurteilslosen Menschen einfallen, im Bāṇa das Prototyp zu suchen. Daṇḍin war ein Mann von feinem Kunstverständnis, natürlich mit gewissen Einschränkungen. Wie hätte er darauf verfallen sollen, das völlig überflüssige und so anstössige yūnām noch einzuflicken, das mit gutem Takte in seiner vorgegebnen Quelle, Bāṇa, nicht stand! Glaubt man denn, er wäre so blind gewesen, nicht zu sehen, dass es da mit gutem Bedachte weggeblieben war? Versnot wird doch im Ernste niemand an-

nehmen, der den in der Versvirtuosität im Grossen und Ganzen so ausgezeichneten Kāvyādarça kennt. Hat aber Bāṇa geborgt, so ist alles klipp und klar. Darauf weist uns auch alles übrige: alles ist bei ihm viel weiter ausgeführt und besser präcisiert. Man vergleiche auch die ganz allgemeinen, vageren saṃhāryam und avāryam des Daṇḍin mit den scharf zugespitzten bhedyam, ucchedyam, apaneyam; instruktiv ist auch abhānubhedyam, das einesteils individueller, persönlicher ist als sūryaraçmibhiḥ (avāryam), anderenteils express mit Rücksicht auf Daṇḍin gewählt zu sein scheint, um einen Unterschied zu gewinnen; denn warum hätten wir sonst — āloka und — prabhā und nicht, was doch folgerichtig und parallel wäre, auch — raçmi oder ein Synonym davon! Bei aratnālokocchedyam hätte Bāṇa nicht gut die Veränderung anbringen können. Aratnocchedya wäre, wenigstens nach meinem Sanskritsprachgefühl, unmöglich.

Verhältnis Daṇḍins zu Subandhu und Bāṇa nach Weber.

Weber hat schon vor ungefähr einem halben Jahrhundert das Verhältnis zwischen der Kādambarī, der Vāsavadattā und dem Daçakumāracaritam richtig dargestellt: „Da nun die Schreibweise und der Stil Bāṇas sich in der That wohl nur als eine im Verhältnis zu Daṇḍin sekundäre Litteraturphase erklären lässt, werden wir hiernach für Letzteren etwa in das sechste Jh. geführt, zumal wir ja aus demselben Grunde wohl auch noch Subandhu, den Verf. der Vāsavadattā, zwischen Beide einzufügen haben . . . .“ (Ind. Streifen I, 335; 373). Das Harshacaritam hat ja dann später in der That durch Bāṇas eignes Zeugnis Subandhu vor Bāṇa gerückt, wodurch Webers drittes Glied in der Schlusskette um so bestimmter seinen ihm von diesem ausgezeichneten Gelehrten zugewiesenen Platz erhält. Pischel freilich behauptet, es liesse sich durchaus nicht so schliessen (Rudraṭa p. 22). Seit Bühlers schon öfters angeführter Abhandlung über die Inschriften und d. ind. Kunstpoesie könnte Pischels Protest um so begründeter erscheinen. Im Kāvyād. (I, 80) heisst es: Ojaḥ samāsabhūyastvam; etad gadyasya jīvitam (Kraft besteht in der vielfältigen

Zusammensetzung; dies ist das Leben des Kunstgedichts in ungebundner Sprache). Wie alt dieser Kanon ist, erhellt aus den Inschriften. Schon in der Girṇār-Praçasti (160—170 p. Chr.) „versteigt sich“ der Verfasser zu einem Kompositum von 40 Silben. Schlimmer treibts der Verfasser des Daçak. ums Jahr 600 auch nicht sehr häufig. Vergleicht man die von Bühler zusammengestellte Liste von reimenden und ähnlichen Wortspielen aus der Girṇār-Praçasti mit unserm Spitzbubenroman, so muss man sagen: Daṇḍin hätte ebensowohl bedeutend früher gelebt haben können. Andres freilich, wovon die Zehn Prinzen voll sind, finden wir gar nicht oder erst sehr schüchtern in der Inschrift. Es liegen aber eben auch so viele Jahrhunderte zwischen beiden.

Webers Ansicht wird weiter begründet.

Also ein in stilistischer Hinsicht so verzwicktes Produkt wie die Kādambarī könnte an und für sich wohl ohne die von Weber angenommene Stufenfolge: Daçak. — Vāsavad. — Kādamb. entstanden sein. Es hat auch vor Daṇḍin wahrscheinlich schon Romane gegeben, die angesichts der Kādambarī an sprachlicher Verschrobenheit sich wohl nicht zu schämen brauchten.[1]) Aber es hat wohl vor Subandhu und Bāṇa nie ein Mann von solchem Geiste sich auf dies Feld geworfen. Es hätten sich eben dann jene frühern Romane nur durch ihre bizarre Form ausgezeichnet. Wie aus gar manchen Stellen des Kāvyād. und noch mehr aus dem Daçak. hervorgeht, stellte Daṇḍin die Geschraubtheit dem natürlichen Ausdrucke — beides freilich indisch ver-

[1]) Es wundert einen schier, in Indien einen so guten Hieb auf Bāṇa zu finden wie Bhojaprabandha S. 75 (ed. Jib. Vidyāsāgara):

(Bhavabhūti spricht)

Haṭhād ākṛishṭānāṃ katipayapadānāṃ racayitā Janaḥ spardhāluç ced — ahaha! — kavinā vaçyavacasā, Bhaved adya çvo vā — kim iha bahunā — pāpini kalau Ghaṭānāṃ nirmātus tribhuvanavidhātuç ca kalahaḥ. (Wenn ein Mensch, der einige mit Gewalt herbeigezerrte Wörter zusammenfügt, mit einem Dichter, der die Rede in seiner Gewalt hat, wetteifern will, o weh, so möchte — wozu viel Worte hier! — in diesem bösen Kalizeitalter heute oder morgen ein Streit entstehen zwischen einem Töpfer und dem Dreiweltschöpfer.)

standen — weit nach. So konnte er es bei seiner grossen Begabung schon wagen, seinem eignen Hange zu folgen, wenn er keine grossen Vorgänger hatte. Nach der Kādambarī aber, die einen so ungeheuern Erfolg errang, hätte er seinen Roman nicht so schreiben können, wie er uns vorliegt. Er hätte sich keinerlei Beifall versprechen dürfen. Ausserdem war er trotz vieler Selbstständigkeit keineswegs von den Fehlern seiner Zeit und seines Volkes ganz frei. Ich muss gestehen, es haben mich manchmal Zweifel angewandelt, ob derselbe Mann so manches im Kāvyādarça (bes. im III. Buch) und das Daçakumāracaritam habe schreiben können. Er hat aber wohl in diesen uns oft an das Tollhaus gemahnenden Versdrechseleien, von denen übrigens einige in ihrer Art wunderherrlich sind, so recht einmal zeigen wollen, dass auch er grade so gut, ja noch besser wie andre, auf so glitschigem Boden sich bewegen könne. Hatte er dies urbi et orbi ad oculos demonstriert, so konnte er im Uebrigen mit selbstzufriedenem Gekicher wieder seinem Genius folgen.[1]) Aber nach einer Kādambarī, die auf einem Gebiet lag, das wir nach unserer Kenntnis als seine specielle Domäne bezeichnen müssen, hätte er doch wohl seinen Roman anders gestaltet.

Hat Daṇḍin die Mṛicchakaṭikā geschrieben?

Nun hat Pischel, der übrigens Daṇḍin nicht unter Vāmana herabdrücken will, die Hypothese aufgestellt, unser Autor habe die Mṛicchakaṭikā geschrieben (Rudraṭa p. 13 sqq.). Schon vor Pischel ist bemerkt worden, dass die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände in beiden Werken sehr ähnlich sind.[2]) Dies führt auch er

[1]) Man begreift auch da nicht recht, warum er solche Sprachepileptik vom Dichter verlangt. Humor hat er gehabt. Aber dies als Witz zu fassen, geht doch nicht an. Der Mensch ist halt ein sonderbares Gemächte. Dass aber ein Daṇḍin so etwas bietet, zeigt, wie allgemein diese ästhetische Pest damals schon grassierte.

[2]) Weber, Ind. Streif. I, 315, 316; Bühler, On Daçak. Diesen letzten Hinweis habe ich aus Pischel Rudraṭa S. 19 herüber genommen. Es ist

ins Feld: ein Argument, das er wohl selber nicht mehr sehr betonen wird. Denn was die Zustände betrifft, so könnten die beiden Dichtungen mehrere Jahrhunderte auseinanderliegen, wie hoffentlich aus meinen Ausführungen über die Kulturlage klar geworden ist.

Den Schwerpunkt seiner Argumentation legt Pischel in den seitdem viel besprochenen Vers lampatīva tamo, der in der Mṛicchakaṭikā (ed. Stenzler p. 14, 16) und zweimal im Kāvyādarça (II, 362 u. 226) steht. An der letztgenannten Stelle bespricht Daṇḍin diesen Vers in einer langen Ausführung, was sonst seine Gewohnheit nicht ist. Pischel schliesst daraus, dass es sein eigner Vers sein müsse. Ich schliesse daraus, dass es nicht sein eigner Vers sein könne. Ich denke doch zu hoch von Daṇḍin, als dass ich ihm zutrauen sollte, er habe die Eigentümlichkeit der kleinen Poetlein besessen, die sich nicht genug thun können, die Fürtrefflichkeit ihrer Velleitätserzeugnisse dem „blinden" Publikum haarklein auseinanderzusetzen. Dazu kommt, dass man grade bei diesem Vers sehr vorsichtig sein sollte. Pischel selber bespricht die Thatsache, dass er von den Indern mehreren Autoren zugeschrieben wird, und schliesst daraus sehr richtig, dass der wahre Verfasser vergessen worden war. Den richtigen Schluss aus diesem an und für sich ziemlich gleichgiltigen Schluss zieht er aber nicht, nämlich zunächst den: der Urheber der Mṛicchakaṭikā ist nicht der Urheber dieses Verses. Es war jedenfalls zu seiner Zeit schon ein allbekannter älterer Vers, dessen Verfasser man möglicherweise schon damals nicht mehr kannte, einerlei aus welchem Grunde. Es scheint mir also ein Fall vorzuliegen, wo ein Dichter einfach citiert. Ich kann mir vorstellen, dass sich ein grosses Tücherschwenken rings erhob, wenn diese vertraute Stelle vorkam, und selbst vielleicht Gevatter Schneider und Schuster sich schmunzelnd sagen könnte: „'S ist doch

beschämend, dass ich diese Schrift Bühlers nicht kenne. Oder meint Pischel die notes zur Textausg. des Daçak. von Bühler? Dann läge ein Fehler in der Seitenangabe vor.

schön, wenn man gute Schulen genossen hat;“ gar nicht zu reden von dem Teil des Publikums, das „schrecklich viel gelesen“ hatte. Wäre der Vers von dem Autor des Schauspiels selber, wie in aller Welt hätte man das vergessen können! Aber man wusste eben, dass dieser Vers nicht von ihm war, und so verfiel man auf diesen und jenen Schriftsteller.

Doch wie man auch hiervon denken möge, einstweilen ist dieser Vers nicht imstande, so ein Gebäude zu tragen. Pischel gesteht ja selber zu, dass aus einem einzelnen Verse, der in zwei verschiednen Werken vorkomme, ein Schluss auf die Identität des Verfassers sehr übereilt sein könne.[1]) Weiter führte uns vielleicht eine sorgfältige Collation der beiden Werke. Da aber Pischel selber andeutet, bei bessrer Gelegenheit dies thun zu wollen, so darf ich wohl um so eher davon abstehen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, wenn auch natürlich nicht gewiss, dass wir am Schluss einer solchen Untersuchung ins Einzelste nicht mehr als bei einer allgemeinen Vergleichung sagen können, nämlich etwa dies: „Zwei verwandte Geister, sowohl was ihre Begabung als auch ihre Richtung anlangt, sprechen aus diesen beiden Werken. Es wäre recht wohl möglich, dass der Verfasser dieses aus dem alltäglichen Leben herausgegriffenen, humor- und geistvollen, lebensfrischen Romans und der jenes durch gleiche Vorzüge ausgezeichneten Dramas identisch wäre. Beweisen lässt sichs nicht.“

Ebenso sollte uns die verschiedne Autorangabe stutzig machen, ob der Verfasser des Kāvyādarça der Urheber dieses Verses sei. Dass Daṇḍin all seine Beispiele selber verfasst habe, ist nicht erweisbar. Dass sie mindestens fast alle von ihm sind, muss uns äusserst wahrscheinlich vorkommen, und wird kaum jemand bezweifeln. Ich neige mich sehr zu der Annahme, dass schon

[1]) Als interessantes Beispiel, wie bei verschiednen Dichtern dasselbe fast mit denselben Worten wiederkehrt, erwähne ich nachträglich Bhartṛihari ed. Gopi Nath. II, 75 (p. 189) mit den Anmerkungen. Überhaupt wirkt dies Buch auch in dieser Beziehung belehrend.

bei Daṇḍin ganz derselbe Fall vorliege wie nach Pischel bei Jayadeva, der auch dies Beispiel — den Vers lampatīva tamo — anführt, obwohl er sonst nur seine eignen Verse verwendet.

Diese Einwände, die sich mir selber dargeboten haben, mögen hier genügen. Im Uebrigen verweise ich auf Böhtlingks Einleitung zu seiner Ausg. des Kāvyād.; die dort citierten Ausführungen des Pandit Maheçchandra Nyāyaratna in Proceedings of the Asiatic Society of Bengal for 1887, p. 193 ff. (schon S. 123 oben angeführt); Jacobi im Litteraturblatt III, Teil III (1887); Revue Critique, 6. Juni 1887. Leider ist mir von all diesen Besprechungen nur die Böhtlingks im Kāvyādarça zugänglich.

Eine Anzahl andrer, fälschlich dem Daṇḍin zugeschriebnen Werke hat schon sehr gut Pischel (Rudraṭa l c.) besprochen. „Chandoviciti" Kāvyād. I, 12 kann allgemein „Metrik" heissen; bezeichnet es wirklich ein Buch, so lässt sich aus Daṇḍins Worten nicht ersehen, wem es angehört. Stünde es fest, dass Chandoviciti hier ein bestimmtes Werk Daṇḍins bezeichnete, so wäre vielleicht mit einem Schlag die Frage nach der Zeit Daṇḍins entschieden, denn die Chandoviciti wird in Subandhus Vāsavadattā zweimal erwähnt (ed. Jib. Vidyāsāgara S. 63, Z. 2 und S. 122, Z. 3 von unten). Freilich auch hier kann man das Wort einfach in dem Sinne von „Metrik" verstehen.

Nur der Kāvyādarça und das Daçakumāracaritam Daṇḍins Werk.

Also ist der Kāvyādarça das einzige von den drei berühmten Werken des Daṇḍin, das neben dem Daçakumāracaritam feststeht. Wir müssen demnach seine Dichterphysiognomie aus diesen beiden zu erkennen suchen.

Daṇḍins Dichterphysiognomie.

Wie in den Zehn Prinzen, so finden wir auch im Kāvyādarça die gewagtesten stilistischen Seiltänzerstückchen. Das meiste darin aber ist einfach, die Beispiele, besonders in Anbetracht der Thatsache, dass sie einen Teil eines rhetorischen Lehrbuches bilden, oft von sehr hohem poetischen Werte.

Es ist interessant zu sehen, wie dieser Schelmenromanschreiber sich in allem als echter Hindu darstellt. Ist doch der Inder, um es zu wiederholen, ein Mensch, der in der süssesten Romantik schwelgt, der zarteste, entzückendste Duft der „blauen Blume“ zieht durch seine Poesie, und doch ist er auch ein Kyniker ersten Ranges. Der Inder ist ein Spintisierer, ein für die höchste Ethik Begeisterter und ein Asket von Geburt; er ist aber auch voll flammender Sinnlichkeit, ja sogar voll hässlicher Triebe; kurz:

Er ist kein ausgeklügelt Buch;
Er ist ein Mensch mit seinem Widerspruch.
(C. F. Meyer, Huttens letzte Tage XXVI. Homo sum).

Die schier ätherische Idealität gar mancher Gedichtchen im Kāvyādarça ist ein neuer Beweis, dass auch die erotische Poesie der Inder eben nicht ausschliesslich der groben, naturalistischen Sinnlichkeit Tribut zollt, wie das öfters behauptet worden ist. Nur selten tritt die von vielen so stark verurteilte grobsinnliche Liebesdichtung im Kāvyādarça hervor.[1])

Würdigung des Daçakumāracaritam.

Die specielle litterarische Würdigung der zehn Prinzen kann wohl dem Leser meiner Uebersetzung überlassen bleiben. Ich verweise hierüber auf das im Vorwort Gesagte und füge hier nur ein paar Worte hinzu.

Hinter dem pikaresken Roman der romanischen Völker steht dieser altindische, abgesehen von stilistischen Unannehmlichkeiten für unsern Geschmack, vornehmlich wohl in einem zurück: die grosse Menge geistvoller Schlaglichter auf das Leben und die fast überall so feine Charakterisierung der auftretenden Personen fehlt hier. Aber man findet doch nicht selten prächtige Pinselstriche, trotz einer gewissen Einförmigkeit mehrere recht gute Charakterbilder, besonders in den Abenteuern

[1]) Wenn übrigens unsre eignen Dichter gewöhnlich so idealistisch in der Minne sind, so möchte das doch auch zum Theil an Gewöhnung und Mode, sowie an — unsrer Sprache liegen:

Weil dein Gedicht idealistisch in einer idealistischen Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du idealistisch zu sein.

des Apahāravarman, an andern Stellen wenigstens einige Züge, die es bei genauem Hinsehen oder genügender Phantasie des Lesers ermöglichen, die ganze Persönlichkeit sich lebhaft vorzustellen. Auch gute Witze sind drin, die sich freilich selten gut wiedergeben lassen.

Humor der Situationen.

In den Situationen, in der Verwicklung und Entwicklung der Handlung aber zeigt sich eine grosse Meisterschaft. Das ajinaratna (carmaratna), der Fortunati Wünschsäckel, namentlich ist auch für den Verfasser ein magisches Tischlein deck' dich, das uns die köstlichste Fülle von Delikatessen darbieten muss. Die Komik der Sache selber, die tiefe Ironie des Faktums, diese wohl höchste Art des Humors, ist reichlich im Daçakumāracaritam zu finden, wie denn die mehr volkstümliche Litteratur Altindiens, besonders die Pālijātakas, die Çukasaptati u. s. w. eine gute humoristische Ausbeute gewähren.

Die ‚poetische Gerechtigkeit' fehlt.

Ein nicht genug zu betonender Vorzug des Daçakumāracaritam ist auch dies, dass die sogenannte poetische Gerechtigkeit darin mangelt. Die Schelme triumphieren, die Dummheit und die Einfalt wird geschoren und ist rechtlos, vogelfrei; den Geistesarmen übereilt Tod und Verderben. Freilich werden die Opfer der kecken oder verschmitzten Streiche dieser famosen Prinzen meist als schlechte Menschen dargestellt, die ihr Loos vollauf verdienen. Ja sogar das nicht erst von den Jesuiten erfundene Wort: „Der Zweck heiligt die Mittel“ [1]) muss reichlich Absolution und Ablass spenden. Aber das ist ja grade das allerkomischste in dieser urkomischen Welt, dass wir Menschen all unsern Egoismus und all unsre Schlechtigkeit und Schwächlichkeit so allerniedlichst in den Tugendmantel zu drapieren verstehen. Wer da glaubt, Daṇḍin hätte dies nicht empfunden, es wäre dergleichen eine unfreiwillige Komik, der hat den eigen-

[1]) Jesuita nascitur, non fit; soviel natürlich auch hier die Erziehung nachhelfen kann. Non condemnamus errorem, qui de odio Judaeorum et fidei pietate descendit. Hieronymus, der Eunuch an Geist und Herz unter den Kirchenvätern, in seinem Kommentar zu Matth. 23, 35, 36.

tümlichen Humor, der im Hindu steckt, noch nicht erfasst. Doch wie man darüber auch denken mag, das Faktum bleibt: der Gauner triumphiert im Daçakumāracaritam, ganz treu dem Leben; denn die Lüge ist die kalpalatā, die wunderbare Ranke, an der die Güter dieser Welt wachsen. Wer nur schlau ist, schwimmt obenauf; die mit der Schlauheit gewöhnlich verbundne wirkliche Dummheit schadet da gar nichts.[1]) Von dem Diable Boiteux des Le Sage hat Saint Beuve richtig bemerkt: „On peut dire comme on l'a dit si bien de Gil Blas: Ce livre est moral comme l' expérience." Diese Worte gelten auch vom Daçakumāracaritam.

Unsre Spitzbuben haben aber auch ihre guten Seiten.

Dass die gaunerhaften Kerle in unserm Roman aber dabei viele guten Seiten haben, wird man leicht sehen und gereicht der litterarischen und sonstigen Einsicht des Verfassers sehr zur Ehre. Sie sind treue Freunde, scheuen keine persönlichen Nachteile, wenn es sich um solche, die ihnen lieb sind, handelt, sie halten in ihrer Weise auf Ehre und Wahrheit, die hastigen Ehen, die sie schliessen, haben allem Anscheine nach Bestand, sie sind tapfer und schneidig, klug und nicht ohne edle Anwandlungen, sie vergiessen keinen Tropfen mehr Blut — als halt gerade sein muss u. s. w. Mehreres hievon hat schon Wilson angemerkt.

Dass grade Prinzen, spätere Fürsten, die Spitzbuben-

---

[1]) Sehr schön heisst es im Rāmāyaṇa, VI, 35, 14:

Dharmo vai grasate 'dharmaṃ,
yadā kṛitam abhūd yugam;
adharmo grasate dharmaṃ,
tadā tishyaḥ pravartate.

Fast als wörtliche Übersetzung dazu könnte ein Wort Bismarcks gelten. Moltke schrieb in ein Stammbuch:

Wahrheit besteht, Lüge vergeht.
v. Moltke, Feldmarschall.

Der eiserne Kanzler setzte darunter:

Wohl weiss ich, dass in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält;
Doch gegen Lüge dieses Lebens
Kämpft selbst ein Feldmarschall vergebens.

helden unsers Romans sind, ist zunächst ein köstlich humoristischer Zug; und grade die Fürsten als die grössten Sünder anzusehen, war beim Hindu natürlich. Die Unterweisung in den Gaunerkünsten ist ja in unserm Roman gradezu ein Teil der Prinzenerziehung. Andrerseits aber mochte Daṇḍin es doch für nötig halten, in einem Kāvya, einem Kunstgedicht, was ja sein Roman ist, fürstliche und andre hohe Persönlichkeiten als die hervorragendsten dramatis personae auftreten zu lassen.

Ob auch die erste Abteilung, die pūrvapīṭhikā, von Daṇḍin ist, hat man mehrfach angezweifelt.

Hat Daṇḍin die pūrvapīṭhikā geschrieben?

Schon Wilson hat in seiner Ausgabe des Romans bemerkt: „As it (the pūrvapīṭhikā) is somewhat less ambitiously written, and as the incidents related are, in one or two cases, briefly repeated in the body of the work, and with some contradictions, doubts have been started as to the accuracy of the attribution“ (to Daṇḍin). Less ambitiously written! Nein, bedeutend prätensiöser ist die pūrvapīṭhikā als das übrige Werk. Freilich so gut wie das meiste im übrigen Roman ist sie nicht; aber der Autor derselben hat sich meist redlich Mühe gegeben. Ueberhaupt lassen sich überall durch das Werk hin Schwankungen wahrnehmen: bald hebt sich sowohl Form als Inhalt, bald sinkt beides wieder. Vom Stile aus zu urteilen schreibe ich den Roman von vorne bis hinten unbedenklich dem Daṇḍin zu. Die Widersprüche verursachen nicht die mindesten Schwierigkeiten. Es ist kein Wunder, wenn bei der schwer übersehbaren Verschlingung so vieler Fäden auch dem Verfasser selber ein paar Versehen passiert sind. Quandoquidem dormitat et bonus Homerus.

Hypothese über die Art der Abfassung des Romans.

Ich stellte mir nach sorgfältiger Betrachtung die Sache so vor: Daṇḍin hat in ziemlich früher Jugend den Roman begonnen. Die pūrvapīṭhikā zeigt oft etwas Dünnes, Infantiles, Unbeholfenes und mehr Bombast als der Rest des Werkes. Es ist sehr begreiflich, dass Daṇḍin in seinem damaligen Lebensalter sich nicht von der Mode befreien konnte und darum uns gleich mit

den schon in den Jahrhunderten vor ihm hervortretenden Wortriesenschlangen und sonstigem haarsträubenden Zeug aufwartet. Wie schon ein Blick auf meine Uebersetzung lehrt, feiert fast durch die ganze erste Abteilung hin ein gongoristisches Antithesengetändel und Wortgewitzel, Reimelei und allerhand Wortspielerei seinen Hexensabbat. Nach dieser, übrigens meist ziemlich schwachmatischen Blocksbergphantasmagorie wird die Luft schon gegen das Ende der pūrvapīṭhikā reiner, und im eigentlichen Werke dann meistens frei, offen und klar. Es ist wahrscheinlich, dass Daṇḍin das Werk da, wo die pūrvapīṭhikā schliesst, längere Zeit hat liegen lassen, dann in seinen besten Jahren, wo er im Bewusstsein seiner Kraft sich auch von den hergebrachten Grässlichkeiten — vermeintlichen Zierden natürlich — des Stils emancipieren konnte, die Arbeit wieder aufnahm, im zweiten Kapitel der Hauptabteilung, den Abenteuern Apahāravarmans, die höchste Höhe erklomm, dann bald gut, bald minder trefflich, das Werk fortführte, bis ihn beim letzten, unvollendet gebliebnen Kapitel der Tod überraschte.[1]) Dieses letzte Kapitel zeigt auch im Vergleiche zu dem grössten Teil des Romans etwas Seniles, Schwaches, so oft auch wieder der Geist des jüngern Daṇḍin hervorblitzt. So diese viele Seiten langen, an „gar erschröcklichem Exempel“ gezeigten Folgen leichtsinnigen Lebenswandels und leichtsinniger Philosophie, die beide mit den Augen eines älter gewordenen Mannes, nicht mit der Freude an dergleichen, wie sie sonst oft in dem Roman hervorleuchtet, angesehen werden. Dass auch der Stil hier minder gut ist, hat schon Wilson angedeutet. Eine gewisse Greisenhaftigkeit liegt auch schon in der freilich dem Morgenländer so recht konge-

[1]) Ob dies letzte Kapitel von Daṇḍin herrührt, wird schwer zu entscheiden sein. Der Name Bhojapura ist sehr gewöhnlich in Indien. Dass grade der berühmte Bhoja im Daçak. gemeint sein muss, steht mir nicht fest. Ist er gemeint, so könnte eine alte Korruptel vorliegen, denn nach der Tradition hat er ja wie Kālidāsa, Bhavabhūti, Bāṇa u. s. w. an dieses Bhoja Hof gelebt.

nialen Idee, eine ganze Geschichte zu erzählen, ohne einen einzigen Lippenbuchstaben zu verwenden (wie im Abenteuer des Mantragupta), wobei natürlich oft halsbrecherische Umschreibungen eine Stätte erhalten müssen. In dergleichen Wunderlichkeiten verfällt, wie jede Litteratur zeigt, auch der ausgezeichnete Dichter in seinen alten Tagen. Auch der greisenhafte Kitzel lässt sich bemerken, so recht einmal zu zeigen, was man for a' that and a' that noch könne. Diese Erzählung ist bekanntlich die zweitletzte.

Auch auf die drittletzte scheinen schon die Schatten des Lebensabends sich zurückzudehnen. Denn in diese — in Mitraguptas Abenteuer — sind ja vier Erzählungen hineingeschachtelt, von denen ich drei sonst in Indien nachgewiesen habe, und von denen die übrigbleibende aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls Daṇḍin nicht angehört.[1])

Diese meine Theorie erklärte so ziemlich alle Schwierigkeiten. Sie liesse sich noch durch manches andre in dem Roman stützen. Doch ist's wohl nicht nötig. Auf nur e i n e merkwürdige Einzelheit will ich die Aufmerksamkeit wenden. Ist eine Person in Angst, Schmerz u. s. w. und spricht sie, so heissts in der Hauptabteilung des Werkes häufig: sagadgadam agadat, „stammelnd sprach" . . . ., ein gar nicht übles Wortspiel.[2]) Sagadgadam kommt in dergleichen Fällen auch öfters in der pūrvapīṭhikā vor, aber es folgt dann darauf ein andres Verbum dicendi. Stammt die pūrvapīṭhikā von einem andern, so liegt es ja auf der Hand, dass er sich bestrebt hat, genau Daṇḍin nachzuahmen, nur natürlich nach Imitatorenmanier „to out – Herod Herod." Wie

[1]) Auf Nandanas Verfahren gegen die vermeintliche Mālatī bei Bhavabhuti und auf Shakespeare's Ende gut, alles gut weist Weber hin (Ind. Streif. I, 347).

[2]) Vgl. diese Stellen mit einander: p. 14, Zeile 8 u. 9; p. 39, Z. 1; p. 80, Z. 7, 8; p. 109, Z. 3 u. 4; p. 139, Z. 3; p. 190, Z. 4 u. Z. 2 von unten. Alles natürlich in der Bombayer Ausgabe. Ebenda siehe noch die Variante unten auf Seite 116.

wäre es da denkbar, dass er sich dies sagadgadam agadat hätte entgehen lassen? Sonst hätte dieser vermeintliche Nachahmer doch dem Daṇḍin glücklich abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Dass aber ein Schriftsteller zu gewissen Zeiten seines Lebens gewisse Ausdrücke bevorzugt, sehen wir überall.[1])

Das einzige, was gegen Daṇḍins Urheberschaft spricht, ist der Umstand, dass von den drei Kommentatorenwerken, die der trefflichen Textausgabe von Godabole und Parab beigegeben sind, nur die Padacandrikā die pūrvapīṭhikā erklärt. Allein die Laghudīpikā ist offenbar nur aus den beiden andern zusammengestoppelt, und auch die Bhūshaṇā scheint jünger zu sein als die Padacandrikā, da sie Erklärungen derselben opponiert. Die Bhūshaṇā nimmt überhaupt in einigen Dingen eine eigentümliche Stellung ein. Der Verfasser scheint von einer gewissen Geckerei nicht frei gewesen zu sein, (s. die Eingangsverse) und hat sich vielleicht etwas drauf zu Gute gethan, die pūrvapīṭhikā nicht zu kommentieren, die doch die Tradition dem Daṇḍin zuschreibt und wohl auch zu seiner Zeit zugeschrieben hat. Zur Freude seiner Verwandten hat er, wie er selber erklärt, sich hingesetzt und seinen „lieblichen Kommentar“ geschrieben. In der That ist er

---

[1]) Selbst die letzte, unvollendete Erzählung kommt mir bei jeder neuen Lektüre in ihrem Stil und ihrer ganzen Art immer mehr als Daṇḍins echtes Eigentum vor. Wie sehr meine Vermutung mit dem sagadgadam agadat gerechtfertigt war, sehe ich jetzt nach der Beachtung einer varia lectio, die sich im Bombayer Text findet, bestätigt. Die Geschichte von der durch Gaṇeça verfluchten Gaṅgā in Upahāravarmans Abenteuer war auch dem Hindu nicht klar genug. So setzte sich einer hin und schrieb eine Interpolation, in der alles vernünftig erzählt wird. Es sind nur einige Zeilen, und doch verfehlt der Nachahmer nicht, das sagadgadam agadat hineinzubugsieren, so wenig er sich auch sonst auf unsern Autor versteht, denn er gebraucht das Wort anehas (alpīyaṃsam anehasam) „Zeit“, das nie im Daçak. vorkommt. Anehas finden wir in diesem Sinne auch zweimal in der uttarapiṭhikā, die der Bombayer Ausg. angehängt ist. Derselbe Autor? — Die eben besprochne varia lectio nimmt nur Tarkavacaspati in den Text auf. — Übrigens gebraucht Daṇḍin sagadgadam agadat nicht immer. Er lässt sich volle Freiheit.

öfters eine Hilfe, so sehr er auch einfach die Padacandrikā wiederholt und sonstige gewöhnliche Fehler von dergleichen Scholiastenwerken teilt. Uebrigens scheint ihm entweder eine in gar manchem abweichende pūrvapīṭhikā vorgelegen zu haben; oder, was wohl wahrscheinlicher ist, hat er aus dem Gedächtnis citiert und das dort Erzählte mit anderweitigen Geschichten zusammengewirrt. Am Anfang der Erzählung des zweiten ucchvāsa giebt er nämlich folgende Uebersicht über Rājavāhanas vorhergegangne Schicksale: „Rājavāhana sagte eines Tages seinem Vater Lebewohl, schweifte dann mit seinen Freunden im Vindhya umher und sah einen Çivatempel. Dort erblickte er einen Brahmanen, der vor Liebespein über die Massen abgemagert war, weil er Namucis Tochter aus einer dortigen Höhle hatte hervorkommen und Çiva verehren sehen. Unter dem Vorgeben, er wolle sich ausruhen, blieb er dort zusammen mit den Freunden. Als die Freundesschaar irgendwohin weggegangen war, erzählte ihm der Brahmane seine Geschichte. Darauf in der Nacht schlief er mit den Freunden und der Brahmane eben dort. Da sie (die Namucitochter) in der Mitternacht herauskam, und, nachdem sie den Herrn (Iśa) verehrt hatte, davon ging, ging er ihr nach, nachdem er an die Thüre geschrieben hatte, seinen Freunden mitzuteilen, er sei, um dem Brahmanen einen Dienst zu erweisen, in die Höhle bei dem Gotteshause gegangen. Dort in einer goldnen Stadt fragte Rājavāhana sie, die von hundert Mädchen umgeben war und auf einem Lager sich befand: „Wer bist du?“ u. s. w. „Majestät, als Namuci von Vishṇu in dieselbe Welt (mit ihm selber sālokya) geführt worden war, ward, mich tröstend, also gesprochen: „Wer sich hier in die Feuergrube begeben wird, der ist dein Gatte.“ Also sagte sie. Darauf begab sich der Brahmane in die Feuergrube und heiratete sie. Und den von ihr ihm gegebnen Hunger und Durst entfernenden Edelstein mitnehmend, ging er hinaus (Rājavāhana aus der Höhle). Als aber die Freundeschaar ihn am Morgen dort nicht bemerkte, brach sie auf nach den Weltgegenden, um

ihn zu suchen. Auch Rājavāhana durchwanderte die Erde, da er die Freunde nicht fand.“

Wir haben hier also unser schon aus dem Kathāsaritsāgara bekanntes, überall verbreitetes, vielverzweigtes Märchen von der goldnen Stadt, das William Morris in seinem Earthly Paradise so herrlich behandelt hat. Warum freilich die Freunde wie toll die Erde durchsuchen, wenn Rājavāhana ihnen doch fürsorglich über seinen Verbleib einen Brief hinterlassen hat, bleibt unerklärt. Vermutlich haben sie das landesväterliche Schriftstück nicht gefunden.

Alles in allem erwogen, halte ich die pūrvapīṭhikā für echt. Gewissheit lässt sich nicht erlangen.

Die Pūrvapīṭhikā.

1. Kapitel.

Die Geburt der Prinzen.

Sie, die am Sonnenschirme „Weltenei“ die Stange,
Des Lotos, der da Brahmas Ursprung, Stengelstange,
Des Schiffes „Erde“ Mastbaumstange, der die Stange
Des Banners, dessen wallend Tuch die Himmelsgaṅgā,
Sie, die an jenem Lichtrad ist die Achsenstange
Und der drei Welten hehre Siegessäulenstange:
Sie schenke Heil dir, des Dreischritt'gen Fussesstange,
Für Götterfeinde eine grause Todesstange.[1])

Es giebt eine Stadt, mit Namen Pushpanagarī, aller Städte Probierstein, des Magadhalandes Zierstein — denn sie besitzt die Herrlichkeit des juwelenreichen Meeres — berühmt durch der Güter Gedränge, wie der Edelsteine Menge u. s. w., die dort ausgebreitet liegen unter unzählbaren Waren. [2]

Des dortigen Königs hochemporgereckter, keulenhaft ge-

---

[1]) Diese grausige Strophe, die kaum von Daṇḍin selber herrühren wird, enthält in ihrem stets wiederkehrenden daṇḍa (Stange) eine Anspielung auf den Namen Daṇḍin (Stangenträger „Stängler“). — Nach der indischen Vorstellung ist die Welt aus einem Urei entstanden, dessen obere Schale jetzt der Himmel ist. — Der Gott Brahma entsteigt dem Lotos, der aus Vishṇus Nabel hervorsprosst. — Die Gaṅgā (Ganges) floss ursprünglich nur im Himmel. Wie sie auch auf die Erde herabgeführt ward, ist ein beliebtes indisches Thema. — Der Dreischrittige ist Vishṇu. Er erbat sich in seiner Verkörperung (Avatāra) als Zwerg (vāmana) soviel Land, als er mit drei Schritten durchmessen könnte und durchschritt dann mit drei Schritten die 3 Welten (wohl urspr. die Sonne in ihren drei Stadien ihres Laufs: Aufgang, Mittagshöhe, Untergang).

streckter Arm war wie der Mandara,[1]) und mit ihm quirlte er im Meere aller Feindesheere, worinnen heldenhehre Soldatenmengen hoch empor als die Wellen schwellen und Rosse und Elefantentrosse sich offenbaren als die furchtbaren Meerungeheuerscharen. Rings hinaus duftete sein übergrosser Ruhm, eifrig gesungen von der jungen Götter-Freudenmädchen Scharen, die so gerne lustwandeln in den Hainen der Stadt des Städtebrechers;[2]) und dieser Ruhm hatte die Zwischenräume der Weltgegenden durchhallt in einer Gestalt, die da leuchtete wie der Mond, welcher am Herbsthimmel thront, wie die Wasserlilie, die weisse, wie des Kampfers Gegleisse, wie der Reif der Flur, wie eine Perlenschnur, wie Lotosfasern, wie Schwanenfedern, wie der Götterelefant, wie des Kailāsa Wand, wie eine Milchlache, wie Çivas laute Lache, wie das weissflimmernde, weissschimmernde Kāsgras.[3])

Beglückt war er durch den Genuss der Lieblichkeit seiner Geliebten; der Erde, welche umgürtet wird von den wellengeküssten Küsten des Meeres, das da reich ist an Edelsteinen, so gross und so glänzend wie der Gipfel der Himmelswelt.[4]) Er unterhielt, ohne ans Aufhören zu denken, mit Opfergeschenken die Menge der gelehrten, hochgeehrten, weisheitbeschwerten Götter der Erden.[5]) Durch die seinen Widersachern verursachten Qualen war er an Strahlen immerdar gleich dem Schwan mitten im luftigen Plan,[6]) [3] Rājahaṃsa (der Königsschwan) genannt.

[1]) Die Götter banden die Weltenschlange Çesha (die Mittgardschlange) als Seil an den Berg Mandara und quirlten mit ihm das Meer. Bei dieser Butterung kamen eine Menge wunderbarer Dinge (14 ratnāni) zum Vorschein: die Göttin der Schönheit und des Glückes (Lakshmi, Çrī), der Unsterblichkeitstrank u. s. w.

[2]) Der Städte- oder besser Burgenbrecher ist Indra, der Götterkönig. Die Hetären des Himmels sind die wunderholden Apsaras.

[3]) Die kanonische Farbe des Ruhms ist weiss bei den altindischen Dichtern; ebenso ist das Lachen, besonders Çivas lautes Gelächter, weiss. Der Götterberg Kailāsa ist von Silber.

[4]) Die hier gemeinte Himmelswelt ist der Götterberg Meru im Norden. Er ist von Gold, und alles auf ihm erscheint in goldnem Glanze.

[5]) Die Götter der Erde sind die Brahmanen. Als „Menschengötter" oder „menschliche Götter", Götter in Menschengestalt (manushyadeva) werden sie schon im Çatapatha-Brāhmana II, 2, 2, 6 bezeichnet. Cf. Webers Ind. Studien 10, 35 ff; Zimmer, Altind. Leben 205 ff.

[6]) Der durch den Himmel schwimmende Schwan ist die Sonne.

Voll reizender Gewalt war seine untadelige Gestalt verschwistert ganz dem Schönheitsglanz des vom Uebermutstriebe erfüllten Gottes der Liebe.

Seine gesinnungsholde Holde war Vasumatī geheissen, ein Stirnjuwel, das Geschlecht der Schönen zu krönen. Als der zornäugige Stirnäugige[1]) die sichtbare Erscheinung des Gottes der Liebe zu Aschengestiebe versehrte, verkehrte, da wurden aus Furcht, in dem Gedanken: „Dies ist ein untadeliges Weib“ gleichsam Kāmas[2]) Bienenreihe zu ihren netzgleichen Haaren; der Mond, diese Liebesmine, zu ihrer Miene, zu ihrem lotosblumenbesiegenden Gesicht; der Fisch, der sein Siegesbanner bildet, mit seinem Weibchen vereint, zu ihrem Augenpaar; der erste unter all seinem Kriegsgesind: der Malayawind[3]) zu ihrem Atem; sein (rötlicher) junger Baumestrieb, ein Schwert, das stets der Reisenden Herz zerhieb, zu ihren Bimbalippen;[4]) seine Siegesmuschel zu ihrem holden Halse, dem Kopfesträger und Anmutsträger; seine beiden vollen Krüge zu ihren cakravākagleichen Brüsten;[5]) seine beiden Lotosstengelranken, die er als Bogensehne verwandt und denen nichts an Weichheit verwandt, zu ihren Armen; die nur ein wenig aufgeblühte Wasserlilien-

---

[1]) Der Stirnäugige ist Çiva. Da er auch auf der Stirne ein Auge hat, wird er tryambaka, der Dreiäugige, genannt. Als er einmal sich der Askese widmete, verführte ihn Kāma, der indische Amor, zur Liebe. Drum verbrannte ihn der Gott mit einem zornlohenden Blick. Seitdem hat Kāma keine leibliche Gestalt mehr, sondern heisst „der im Herzen Geborne“ u. s. w. Doch hindert das natürlich nicht, dass man sich ihn doch als gestaltet vorstellt, und zwar ist er das Idealbild der Schönheit.

[2]) Kāma der Gott der Liebe.

[3]) Der Frühlingswind kommt von dem sandelreichen Malayagebirge im Süden. — Das Auge der Schönen wird wohl wegen seiner leichten, gefälligen Beweglichkeit mit dem Fisch zusammengestellt.

[4]) Mit der roten Bimbafrucht vergleichen die indischen Dichter oft die Frauenlippen. Ebenso mit rötlichen jungen Schossen. — Kommen im Frühling die jungen Sprossen hervor, und jemand wandert fern von der Geliebten in der Fremde, so ist das ein grosses Unglück.

[5]) Mit Wasser gefüllte Krüge sind glückbedeutend und werden bei wichtigen Unternehmungen wie z. B. Hochzeiten im Hause aufgestellt. So auch vom Kāma, wenn er auf seine Kriegs- und Siegeszüge geht. Mit hinausgewölbten Krügen werden die hochschwellenden Brüste des herrlichsten Weibes oft von den Hindus verglichen.

knospe seines beim Spiele getragnen Kranzes auf dem Haupte, zu ihrem einem Wasserwirbel im Ganges vergleichbaren Nabel; seines Siegeswagens Rad, das der Asketen Herzensrat vereitelt, zu ihrer festen Veste der Liebesfeste;[1]) seine beiden Säulen des Sieges die — schönen, gleich Pisangstammesstreben — das Streben des Büsservolkes hindern, zu ihrem Schenkelpaar; sein Sonnenschirm: die Lotosblume zu ihren süssen Füssen; die Blüten, die als Pfeile ihm beschieden, zu ihren verschiedenen andern Gliedern. [4]. Also wohnend in Pushpapurī, der Blumenstadt, die da übertraf die Götterstadt, erfreute sich der Magadhakönig nach Belieben seiner Lieben, der Vasumatī, wie der Erde, sie hegend und pflegend mit unendlichen Genüssen.

Dieser König hatte drei ihm überaus sehr ergebene Minister, in deren Familie dies Amt erblich war; Dharmapāla, Padmodbhava und Sitavarman genannt, die vermöge ihres starken Geistes selbst Komplexe von Geschäften, die dem Lehrer der Götter zu denken gegeben hätten, für etwas Geringes achteten. Unter diesen wurden dem Sitavarman zwei Söhne: Sumati und Satyavarman, dem Dharmapāla diese: Sumantra, Sumitra und Kāmapāla, dem Padmodbhava die beiden: Suçruta und Ratnodbhava geboren. Von diesen war Satyavarman der Tugend einzig zugethan, und da er erkannte, dass alles, was besteht, nicht besteht, ging er in eine andre Gegend voll Verlangen nach einer Wallfahrt zu heiligen Badestätten. Kāmapāla betrug sich sehr unordentlich: ganz an Wüstlingen, Tänzen und feilen Weibern hängend, setzte er die Ermahnungen seines Vaters und seines ältesten Bruders hintenan und schweifte im Lande umher. Ratnodbhava betrieb in seiner Handelsgeschicklichkeit die Seefahrt von einer Küste zur andern. Die übrigen Ministersöhne blieben, als ihre Väter Gäste in Indras Stadt geworden, wo und was sie waren.

Der Magadhafürst, der in unzähligen, vermöge seiner Geschicklichkeit in der Führung verschiedner gewaltiger Waffen geschlagenen Schlachten seine Wurfgeschosse auf den Kronen-

[1]) Mit dieser keuschen Umschreibung gebe ich ghanam jaghanam wieder. Der Ausdruck ist uns wohl geläufig genug. Vgl. dazu besonders die Italiener und ähnliche Christen z. B. Orlando Furioso Canto 25, Stanze 68: Non rumor di tamburi o suon di trombe etc.

reihen der prächtigen Fürstengeschlechtigen hatte sich nieder fallen lassen, zog darauf einmal aus gegen den nach frischen [5] Kämpfen hungernden Mālavakönig Mānasāra, dessen Wesen wilder Stolz gewesen. Bei diesem Zuge erschütterte er durch der Pauken Getöse, das die selbstbewusste Grösse des Meeresgebrauses spielend demütigte,[1]) den Kreis der beim Hören des gewaltigen Lärmens von grimmer Furcht übermannten Weltelefanten;[2]) der Kopf des Schlangenkönigs, der durch das Tragen der von ihrer eignen Last sich neigenden Erde schon sowieso Qual zu leiden hat, ward von einer vierteiligen Armee sehr versehrt. Mit ihr zog er zu Felde, ergriffen von einem sehr grossen, auf Schlachten bedachten Zorn. Der Mālavaherr zog hehr mit einem vielzähligen Elefantenheer daher, hingegen ihm entgegen, an mutiger Kraft unversiegt und unbesiegt, gleichsam selber der Krieg, der in ihm einen Leib gekriegt.

Von dem durch Wagen und Rosseshuf zermalmten Mulm der Erde erhub sich nun eine die Luft erfüllende Staubmasse, vergleichbar einem aus Vorhängen gebildeten, unten durch die von den Schläfen Elefantentruppe triefenden Brunstsaftströme gewaschenen Brautpavillon für die himmlischen Mädchen (Apsaras), die gekommen waren, sich neue Liebhaber zu küren;[3]) und in dieser Staubmasse entstand Waffe gegen Waffe, Hand gegen Hand, ein Kampf der auf einander losschlagenden Heere, der alle Weltgegenden durch ein Paukengeschmetter betäubte [6], welcher jedes andre Klingen in den

[1]) D. h. sie weit übertraf, das Meeresgebrause laut übertönte.

[2]) An den vier Himmelsgegenden steht je ein Elefant (Weltelefant), der die Erde trägt. Sie befinden sich natürlich unterhalb der als Scheibe gedachten Erde.

[3]) Die Apsaras sind himmlische Nymphen von einzigartiger Schönheit, die Freudenmädchen der Götter, die Huris des altindischen Himmels. Dass sie die in der Schlacht gefallenen Helden sich zu Gatten küren, wird sehr oft in der altindischen Litteratur erwähnt: z. B. Raghuv. VII, 50; Kumāras. XVI, 36, 48 Kathākoça (Tawney) p. 37. S. namentl. Holtzmann ZDMG 33, 642 ff. Auch die weiblichen Siddhas widmen sich solcher Kämpenbeglückung (Rudraṭa, Çṛiṅgārat. III, 60). Ursprünglich sind die Apsaras Wasserwesen, wie schon der Name (im Wasser gehend) andeutet, und damit die nächsten Verwandten unrer Schwanenmädchen, Donauweibchen u. s. w. Diese ihre Schwanenmädchennatur lässt sich vom Ṛigveda herab (X, 95) immer und immer wieder so deutlich erkennen, dass es merkwürdig erscheint, wie so manche Gelehrte dies aus dem Auge verloren

Wolkenklingen weit übertraf.[1]) Dort nahm der Magadhakönig den Mālavakönig, dessen Heereskreis ganz dahingeschwunden war, lebendig gefangen, setzte ihn dann aber aus Mitleid wieder in sein Reich ein.[2])

Die von der Juwelenmine Ocean umgürtete Erde sodann ohne einen Nebenbuhler beherrschend, verehrte er wegen seiner Kinderlosigkeit unausgesetzt den Nārāyaṇa, jene einzige Ursache aller Welten.[3]) Da sah nun einmal seine Hauptgemahlin zur Zeit der Morgenfrühe ein gutes Traumgesicht,[4]) wobei sie die Worte hörte: „Empfange durch den Gott [oder: durch den König] die Frucht der Wunschranke." Sie empfing darauf eine Leibesfrucht, die die Blüte des Herzenswunsches ihres Geliebten war. Der König aber, der sich grösser als Indra dünkte in seinem Glück und Glanz, lud den Kranz der befreundeten Fürsten und richtete der Königin das Fest der Haarscheitelung[5]) aus, wie es seinem Verlangen nach Glück gemäss war.

Eines Tages, als er mit den ihm wohlgesinnten Freunden, Ministern und Hauspriestern in der Halle, [7] durch seine Vorzüge mächtig und prächtig,[6]) auf dem Throne sass, meldete ihm der Thürhüter mit an der Stirn zusammengelegten Händen:

---

haben. Eine Spur ihrer Schwanenfüssigkeit liegt meines Erachtens auch darin, dass sie Milindap. p. 169 taubenfüssig heissen. Raubt man ihnen ihre Gewänder, während sie baden, so kann man sie gefügig machen. (Kathās. Kap. 121); auf diese Weise kann man sie sich auch, wie Hagen im Nibelungenlied die Donauweibchen, dazu bringen, verborgene Dinge einem zu offenbaren (Kathās. Kap. 108). Ihre ursprüngliche Wasserwesennatur erklärt auch aufs Trefflichste ihren Unbestand in der Liebe u. s. w. Sie gleichen ihrem Elemente.

[1]) Wörtlich: „welches jedes andre Getön auf dem Pfade der im Himmel Sitzenden (der Götter) weit übertraf". Dieser Pfad ist natürlich die Luft. Selbstverständlich ist vor allem an den Donner gedacht (das ‚Klingen aus den Wolkenklingen)'. ‚Klinge' ist ein dialektisches Wort für Schlucht (gebraucht z. B. von Kerner in der Seherin von Prevorst).

[2]) Er handelte also als dharmavijayin. S. Vallabha zu Raghuv. IV, 43 (ed. Shankar Pandit).

[3]) Vishṇu ist gemeint.

[4]) Die bekannte, von Schopenhauer philosophisch gerechtfertigte Anschauung, dass Morgenträume wahr seien, ist auch dem Hindu sehr geläufig.

[5]) Im 4. Monat der Schwangerschaft wird dem Weibe unter feierlichen Ceremonien das Haar gescheitelt. In den Gṛihyasūtras wird genaue Anweisung darüber gegeben.

[6]) Wörtlich: „An Vorzügen unverkürzt".

„Majestät, das Herz voll Verlangen, vor Ew. Majestät zu gelangen, steht ein Asket an der Thüre, der es werth ist, dass Ew. Majestät ihm Ehre erweise.“ Auf des Königs Erlaubniswort ward sofort jener sich selber Bändigende zum Fürsten geführt. Als der Herr der Erde ihn kommen sah, erkannte er vollkommen, dass es ein heimlicher Spion war, entliess die ganze Dienerschar und, von seinen Ministern umgeben, sprach er mit leisem Lachen zu jenem sich Verneigenden, Verbeugenden: „Nun, Büsser, was du, unter falschem Gewand und Vorwand das Land durchstreifend durchschweifend, erfahren hast, das erzähle Du!” Da sprach der Händefaltige, im Landdurchstreifen Gewaltige: „Majestät, Ew. Majestät Befehl aufs Haupt empfangend, machte ich diese unschuldige Tracht zu der meinigen, betrat des Mālavakönigs Stadt, und dort mich ganz verborgen aufhaltend, habe ich vollständige Kunde über diesen König eingezogen und bin so zurückgekehrt. Nachdem der stolze Mānasāra in jenem Streit, der seiner Krieger Lebenszeit und Herrlichkeit verkürzte, von dir besiegt worden war, ward das Herz des Verwegenen der verlegenen Ziellosigkeit Ziel, und voll Leid, ohne Mitleid, gewann er sich den im Mahakālatempel wohnenden, mit der Kālī scherzenden, herzenden Herrn von Majestät, der immer besteht und nimmer vergeht (d. i. Çiva), und empfing von diesem in der Freude über die Grösse seiner Askese [8] eine furchtverbreitende, auch unvergleichlich heldenhafte Feinde niederschlagende Keule, und weil er deshalb für unwiderstehlich sich hält, hat er, hochmutgeschwellt, alle Vorbereitungen getroffen, auf dich in einem Treffen zu treffen. Das Weitere hat Ew. Majestät zu bestimmen.“

Als die Minister dies erwogen und bei sich bestimmt hatten, was zu thun war, meldeten sie ehrfurchtsvoll dem Könige: „Majestät, mit einem Gott als Stütze, gegen den kein Mittel nütze, naht ein Feind zum Kampf. Drum ist für uns zu dieser Statt und Zeit unstatthaft der Streit. Man muss sich eilends in eine Burg flüchten.“ Obgleich sie aber ihm dies vielfältig vortrugen, wies doch der Herr, hehr an stolzem Mut von ungedämpfter Glut, ihre Rede als unthunlich zurück und beschloss, eine Gegenschlacht zu liefern. Durch sein çivaverliehenes Wurfgeschoss, voll Kraft und Mark, gleichsam des Hochmuts Mark,

geworden der Kampfbegierigen Spitze, in aller Rüstungen Vollbesitze, zog Mānasāra ohne Müh und Pein ins Magadhaland hinein. Als die Minister das vernommen hatten, brachten sie, indem sie mit knapper Not der Erde Grosskönig, den Magadhakönig, dazu günstig stimmten, seinen von Kerntruppen beschützten Harem in die den Feinden unzugängliche Mitte des Vindhya(gebirgs). Rājahaṃsa aber, zusammen mit ausgezeichneten Soldaten, die der Zagheit entladen, schritt mit heftigem Schritt hinaus und hemmte den überaus grimmigen Feind.

Während nun der Kampf der beiden gegen einander bitter vergällten Helden, den Luftdurchwandrern (Göttern u. s. w.), die ihn zu schauen herbeigekommen waren, Staunen verursachend, [9] vor sich ging, warf des Mālavalandes siegesverlangenerglühter Behüter seine ihm früher von Çiva, dem Burgenfeind, verbürgte Keule auf den Magadhakönig, der dem Götterkönig in Schlachten, welche durch die feste Führung der verschiednen Waffen sich auszeichneten, die Wage hielt. Obwohl nun diese Keule von der Menge der scharfen Pfeile in Teile zersplittert ward, so tötete sie doch, weil das Geheiss des Herrn der Tiere (Çivas) nicht unfruchtbar ist, zuerst den Wagenlenker und versetzte dann den auf dem Wagen stehenden König in Ohnmacht. Darauf gingen die von keinem Zügel gelenkten, am Leibe ungekränkten Zugtiere (Pferde) durch Schicksalsfügung hinein in den Wald, der des Harems schützender Aufenthalt. Der Mālavahüter, von der Siegesglücksgöttin behütet, machte sich zum Herrn in den reichen Magadhareichen und beherrschte Pushpapura.

Die Minister, die durch der Wurfgeschosse dichte Scharen ermattet waren, deren Leben aber durch Schicksalsfügung sie nicht verlassen hatte, kamen durch den Wind am Ende der Nacht wieder zu sich, erholten sich etwas und gelangten, ringsum spähend und den König nicht sehend, traurig zur Königin. Als aber Vasumatī erfuhr, dass das ganze Heer zu Grunde gerichtet, vernichtet, und der König nicht mehr zu sehen war, da beschloss sie, schaudernd, ins Schmerzensmeer versunken, [10] dem Geliebten im Tode nachzufolgen. „Der Tod des Geliebten der Erde, o Treffliche, ist nicht gewiss. Ausserdem weilt, von den Wahrsagern verkündet, ein zarter Prinz in deinem Leibe, der ein lieblicher Beherrscher der ganzen Erde sein wird, die

Feinde plagend, verjagend, zerschlagend. Daher will sich für dich jetzt des Lebens Verlassen nicht passen.“ Also von den Ministern und Hauspriestern mit schmuckvollen Reden beschwichtigt, erschien auf einen Augenblick sie, für die doch dahin das Fest, fest und still.

Um Mitternacht darauf, als ihrem Dienerheere in der Menschenleere der Schlaf die Augen überzogen hatte, überschritt sie, da sie über des Schmerzensmeeres Getose, das uferlose, nicht hinübersetzen konnte, die mit keinem Laute sich regenden Gegenden, wo die Armee sich gelagert hatte, und da, wo des Königs Pferde, die vom Wagenziehen und Fliehen und weil der Wagen hängen geblieben war, nicht mehr weiter konnten, auf dem Wege verirrt und verwirrt, vorher stehen geblieben waren — dort an eines in der Nähe stehenden heiligen Feigenbaumes[1]) Ast, der wie eine Todeslinie anzusehen war, band sie irgendwo ihr halbes Obergewand, [11] also zum Todesmittel (Todesstrick) verwandt; und von der Schönen voll Todessehnen ward folgende Klage angestimmt, indem ihre thränenerstickte Stimme des Kokila Stimme misstönend erscheinen liess (d. h. sie weit übertraf): „O du an Lieblichkeit dem Blumenpfeilbewehrten[2]) ebenbürtiger Buhle der Erden, mögest du auch in dem zukünftigen Dasein mein Geliebter sein“[3].)

Als der Magadhakönig, der durch das Hervortriefen einer tiefen Flut Blut regungslos geworden war, aber, von der fahlen

[1]) yasmin in Zeile 3 von unten (S. 10) bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf tasya nikaṭavaṭataroḥ und ist nicht als adverbialer Locativ zu fassen, wie es nach meiner Übersetzung scheinen könnte. Aber es war mir unmöglich, genau zu übersetzen, ohne noch dunkler und ungefüger im Satzbau zu werden. Wörtlicher wäre also: „ . . . an den Ast eines in der Nähe stehenden heiligen Feigenbaumes, durch des Wagens Hängenbleiben an welchem (Feigenbaume) die durch seine (des Wagens) Heranführung und das Fliehen ermüdeten, zum Gehen nicht mehr fähigen Wagentiere des Erdenherrn, verwirrt vorher (früher) stehen geblieben waren.“

[2]) Der Blumenpfeilbewehrte ist der Liebesgott Kāma. Seine Pfeile sind fünf Blumen verschiedner Art. — Die Erde ist nach indischer Anschauung die erste Geliebte oder Gattin des Fürsten: daher Ausdrücke wie: der Geliebte der Erde u. s. w. für: „König“.

[3]) Dieser Wunsch eines sterbenden Weibes, im zukünftigen Leben da wieder geboren zu werden, wo ihr Gatte aufs Neue das Licht erblickt, findet sich oft in der altindischen Litteratur. Vgl. Kāvyād. II, 141.

Strahlenmenge des Mondes berührt, wieder das Bewusstsein erlangt hatte, dies hörte, da rief er sie leise, freundliche Reden führend, spürend, dass es der Königin Worte waren. Sie kam voll Verwirrung herbei, und indem ihr Lotosgesicht vor der mächtigen Herzenswonne Sonne aufblühte und sie seinen Anblick mit gleichsam vom Fasten kommenden starren Augen einzusaugen sich beschäftigte,[1]) rief sie in lauten Lauten die Minister und Hauspriester herbei und zeigte ihn diesen. Die Minister küssten mit ihren Stirnen des Königs Lotosfüsse,[2]) priesen des Schicksals Grösse und sprachen zum Fürsten: „Majestät, die Pferde haben, da der Wagenlenker fehlte, den Wagen mit Ungestüm in die Wildnis geführt.“ „Dort, wo meiner Krieger Strauss im Strauss gebrochen ward, wurde ich von dem des Mitleids beraubten Mālavahaupte, das sich die Gunst Çivas erworben hatte, mit der geschleuderten Keule getroffen, verfiel in Ohnmacht und bin hier von dem Morgenwinde wieder erweckt worden.“ Also erzählte der Erdenherr.

Darauf [12] brachte der König die freudenerfüllte Ministergilde, dem Schicksal sich fügend, mit der Zeit ins Feldlager; sie zogen ihm alle Pfeilspitzen heraus, und so ward er, während sein Lotosgesicht aufblühte, schnell von seinen Wunden geheilt. Zu dem Magadhafürsten, dessen Mannesthat ein widriges Geschick zu schanden gemacht hatte, dessen Mienen als trauerangetraut erschienen und dem von übergrossem Schmerz das Herz erfasst war, sprach die mit Klugheit begabte Vasumatī unter Zustimmung der Räte mit sanfter Rede: „Majestät, du in des ganzen Erdenbehütergeschlechtes Mitte der Glanzverbreitendste, Bedeutendste, wohnst jetzt mitten im Vindhyawalde. Daran sieht man, wie das einer Wasserblase gleiche, glanzreiche Glück wie die Blitzesranke plötzlich aufleuchtet und verschwindet. Darum soll

---

[1]) Vgl. Raghuv. II, 19:

Vasishṭhadhenor anuyāyinaṃ taṃ
āvartamānaṃ vanitā vanāntat
papau nimeshālasapakshmapaṅktir
uposhitābhyām iva locanābhyām.

[2]) D. h. natürlich: sie verbeugten sich bis zur Erde vor ihm, sodass ihre Stirnen seine Füsse berührten.

man dafür halten, dass auf dem Schicksal alles, was man thut, beruht. Und es haben auch in früheren Tagen unzählige Erdenkönige, Hariçcandra, Rāmacandra u. s. w., die dem grossen Indra an Herrscherherrlichkeit gleichkamen, zuerst des Schicksal Tuck, der Schmerzen Druck gekostet und darauf lange Zeit ihres Königtums gewaltet und geschaltet. So wird auch dir geschehen. Drum verharre du einstweilen einige Zeit in Schicksalsverehrung, ohne Kummerversehrung."

Darauf ging, begleitet von all seinen Soldaten, Rājahaṃsa zu einem vom Glanze der Busse Gleissenden, Vāmadeva [13] Heissenden, einem Bussreichen und einem Mittel, seinen Wunsch zu erreichen. Nachdem er sich vor diesem verneigt hatte, und ihm von diesem gastliche Ehre erwiesen worden war, erzählte er ihm, was zu erzählen war, und wohnte dann eine Zeitlang in der Siedelei des Eremiten, die vom Ermüden gemieden. Darauf ward von dem nach seinem Reiche Verlangen hegenden, kurzer Rede pflegenden Rājahaṃsa, des Mondgeschlechtes Blütenkranze, der Muni also angeredet: „Ehrwürdiger, Mānasāra hat mich durch des mächtigen Schicksals Macht besiegt und freut sich des von mir zu geniessenden Königreichs. So will auch ich furchtbare Busse üben und dann diesen Feind austilgen, wenn dein Mitleid, die Zuflucht der Welten, sich mir zuwendet. Mit diesem Gedanken bin ich zu dir, dem in Gelübden Geübten, gekommen." Darauf sprach der Asket, der alle drei Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kannte, zu dem Könige: „Freund, weg mit der Busse, die den Körper abmagern lässt! Gewisslich wird der Königssohn, der in Vasumatīs Schoosse weilt, ein Verheerer und Zerstörer des ganzen Feindegeschlechts werden. Verhalte dich einige Zeit lang stille!" Und eine durch die Luft kommende Stimme sprach da: „Das ist wahr." Und der König verharrte bei den Worten des Muni.

Als darauf die Zeit ihrer Leibesfrucht erfüllt war, gebar Vasumatī in einem Augenblick voll Glück einen mit allen Zeichen bezeichneten Sohn. Einen Hauspriester, der an Heiligkeit den Schöpfer aufwog, mit der Oberleitung beauftragend, liess der mit den nötigen Handlungen vertraute Traute der Erde dem vom Geburtssakramente und von Kinderornamenten glanzge-

paarten zarten Prinzen den Namen Rājavāhana beilegen.[1]) Zur selben Zeit wurden seinen Räten Sumati, Sumantra, Sumitra [14] und Suçruta hochberühmte,[2]) wie der neuaufgehende Mond glänzende, langlebige Söhne geboren, Pramati, Mitragupta, Mantragupta und Viçruta genannt. Rājavāhana wuchs zusammen mit den Ministersöhnen, seinen Freunden, der Knabenspiele sich freuend, heran.

Darauf übergab eines Tages ein Asket dem Könige einen im Strahle der Königsmale prangenden, die Augen beglückenden und entzückenden zarten Knaben und sprach in reizender Weise.[3]) „O Geliebter der Erde, als ich in den Wald gegangen war, um Kuçagras[4]) und Brennholz zu holen, da sah ich ein schutzloses,

[1]) Das ganze Leben des Hindu verlief bekanntlich schon in alter Zeit in heiligen Formeln. Die Gṛihyasūtras, die Leitfäden für das tägliche (häusliche) Leben, enthalten genaue Vorschriften besonders über alle wichtigeren Schritte und Lagen des Lebens. „Ist dann der Knabe geboren", lesen wir da, „so lasse er ihn, ehe er von andern berührt worden ist, aus goldnem Löffel Butter und Honig essen, worunter er Gold gerieben hat", und dazu spreche er: „Honig und Butter gebe ich dir, das Wissen von Savitar (dem Sonnengott), dem Schätzereichen, erzeugt. Lebensvoll, behütet von den Gottheiten, lebe du hundert Herbste hier in dieser Welt". An sein Ohr legt er den Mund und flüstert die Formel der Weisheitserzeugung: „Dir gebe Weisheit Savitar, dir Weisheit die Sarasvatī (ind. Minerva), dir Weisheit der Açvinen Paar, das holde Paar im Lotoskranz". Er streicht des Kindes Schultern und spricht: „Sei du ein Stein, sei du ein Beil, sei du das untilgbare Gold, du bist der Veda, Sohn genannt; o lebe hundert Herbste hier!" — Die Namengebung, eine grosse Feierlichkeit, wird am zehnten Tage oder auch später abgehalten. Die verschiednen Vedaschulen weichen in den Einzelheiten etwas von einander ab. Alle schärfen ein, dass der männliche Name eine grade, der weibliche eine ungerade Silbenzahl habe. — Bemerkenswert ist auch, dass nach manchen Sūtras das Kind eigentlich zwei Namen erhält: einen, bei dem es gerufen wird, und einen eigentlichen, der sorgfältig geheim gehalten wird; denn die dem Kleinen drohenden Bezauberungen und dämonischen Einflüsse sind nur dann wirkungskrättig, wenn der wirkliche Name des Opfers dabei genannt wird, bekanntlich eine Vorstellung, die nicht nur auf Indien beschränkt ist. (Auch Origenes sagt ja in *Κατὰ Κέλσου*, man müsse den Geheimnamen der Engel und Geister und seine Bedeutung kennen; sonst könne man sie nicht rufen (sich dienstbar machen). Die genaue Stelle ist mir leider nicht mehr gegenwärtig).

[2]) „Hochberühmt" habe ich nach Bühlers Konjektur übersetzt. (Anmerk. zu S. 6, Z. 18 seiner Ausg. des Daçak.) Mahadabhikhyāḥ müsste man wohl wie er übersetzen: „deren Namen Grosses verkündeten".

[3]) Oder ist rasena mit „liebevoll" wiederzugeben?

[4]) Kuçagras ist heilig und wird bei den verschiedensten frommen Handlungen verwendet.

die Thränen deutlichen Jammers vergiessendes Weib. „Weshalb weinst du hier im menschenlosen Walde?“ Also gefragt, wischte sie mit ihren Lotoshänden die Thränen ab und sprach stammelnd zu mir: „O Muni,[1]) als der den Blumenpfeilbewehrten an Lieblichkeit überbietende, Mithila behütende König, der mit seinem Ruhme die Versammlungshalle der Götter beschäftigt, zu dem Haarscheitelungsfeste der Gattin seines Freundes, des Königs von Magadha, mit Weib und Kind zusammen nach Pushpapura gegangen war und dort eine Zeitlang verweilte, da kam der Mālavafürst, der den Bergesfürsten (Çiva) für sich gewonnen hatte, zum Kampfe gegen den Magadhakönig herbei. Als nun dort der beiden Berühmten unübersehliche Schlacht ungeschlacht wütete, leistete der König von Videha, Prahāravarman, dem Freunde Beistand und ward, als seine Truppenkörper körperlos (i. e. tot) waren, von dem siegreichen Feinde ergriffen, [15] wegen der Mitleidsstärke und der guten Wer[illegible]e[2]) aber wieder freigelassen und zog mit dem Heere, das noch übrig vom Morden und dünn geworden, nach seiner eigenen Stadt.

Wie er nun auf dem unwegsamen Waldwege dahinzog, ward er ungestüm von einem überaus starken Çabarahaufen[3]) angelaufen, und mit seinem von Kerntruppen beschützten Frauengemach und grossem Ungemach floh er. Ich und meine Tochter, die wir mit dem Ammenamte bei seinen kleinen Zwillingsknaben betraut waren, vermochten nicht, dem in wilde Flucht verwirrten Erdenhirten nachzukommen. Da kam mit geöffnetem Rachen ein Tiger, gleichsam der verkörperte Grimm, schnell gegen mich heran, um mich zu beriechen.[4]) Erschreckt stolperte ich an einem hervorstehenden Stein und stürzte hin. Meiner Hand entsunken, fiel der Knabe in die Brust des Kadavers einer rötlichen Kuh hinein. Das Leben des Tigers aber, der in ungeduldigem Gerase am Aase raufte, raffte, dem Bogen entflohen, ein Pfeil dahin. Der Knabe mit wirren Lockenflocken ward von

[1]) Muni ist ein Entzückter, Seher, Heiliger.

[2]) Alles Schicksal ist ja nur die Frucht unsrer eignen Werke (in früherm Dasein).

[3]) Çabaras sind wilde, räuberische Stämme.

[4]) Ist „beriechen“ hier in komischem Sinne gebraucht? „Packen“ oder so etwas kanns doch wohl nicht heissen.

Çabaras genommen und irgendwohin mitgeführt. Wohin meine Tochter, die den andern Knaben trug, gekommen ist, weiss ich nicht. Ich selbst, die ich in Ohnmacht verfallen war, wurde von einem mitleidigen Schafhirten in seine Hütte gebracht und von meinen Wunden geheilt. Da ich darauf, wiederhergestellt, mein Verlangen, wieder vor den Erdenherrn zu gelangen, nicht erlangen kann, und nichts von meiner Tochter weiss, so bin ich ganz verwirrt." [16] Also äusserte sie sich, rief: „Ich will auch alleine zu meinem Gebieter gehen," und ging da davon. Ich aber, voll Verzweiflung über das Unglück deines Freundes, des Königs von Videha, kam auf der Suche nach dem Sprössling seines Geschlechts, dem Prinzen, in einen schönen Tempel der Caṇḍikā.[1] Dort sprachen die Kirātas,[2] die immer für das Zustandekommen eines solchen Sieges einen Knaben als Opfergabe an die Gottheit geloben: „Wir wollen ihn töten, indem wir ihn entweder an einen Baumast hängen und mit dem Schwerte durchhauen, oder seine Beine in den Sandboden hineingraben und ihn dann zum Ziel einer Menge scharfer Pfeile machen, oder ihn von jungen Hunden tüchtig zerbeissen lassen, während er auf allen Vieren zu entfliehen sucht." Ich aber sagte zu ihnen: „Heda, ihr Bestien der Kirātas, im wilden Walde, dem Schreckensaufenthalte, strauchelte ich alter Brahmane vom Pfade ab, legte mein Söhnchen irgendwo in den Schatten nieder und ging eine Strecke, den Weg zu suchen. Wohin ist er gekommen, wer hat ihn genommen: ich sehe umher, seh' ihn nicht mehr! Mehrere Tage sind mir vergangen, ohne dass ich sein Angesicht erblickt hätte. Was soll ich machen? Wohin soll ich gehen? Habt ihr ihn gesehen?"

„O Bester der zweimal Geborenen, hier ist einer. Ist das wirklich dein Sohn? — So nimm ihn!"

[1] Caṇḍika ist die Gattin des Çiva. Sie heisst auch Pārvatī, Durgā, Kālī u. s. w. Bekanntlich trieft ihr Kult von Blut und Unzucht. Dass die wilden Stämme ihr Menschenopfer darbrachten, wird oft in der indischen Litteratur erwähnt. S. z. B. Kathās. Tar. XXII, 62 ff; X, 140 ff; LXI, 158 ff; Kathākoça (Tawney's transl.) p. 48. Cf. Schlagintweits Indien I, 201 f.

[2] Kirātas, Pulindas, Çabaras, Bhillas sind alles wilde, räuberische Waldbewohner. Die Namen werden von den altindischen Schriftstellern oft ganz als Synonyma gebraucht, trotzdem dass sie eigentlich verschiedne Stämme bezeichnen.

Nachdem sie also gesprochen, verliehen sie ihn mir durch des Schicksals Gunst. Als ich ihnen meinen Segen gegeben hatte, nahm ich das Kind zu mir, brachte es durch Behandlung mit kaltem Wasser u. s. w. dahin, dass es sich erholte, und führte es her an deine furchtbefreite Seite.[1]) Mögest du diesen Lebenskräftigen als Vater beschützen.“ Der König überwand den Schmerz über das Unglück seines Freundes einigermassen durch das Glück, das der Anblick seines Sohnes ihm gewährte, hiess ihn Upahāravarman und pflegte sein wie des Rājavāhana.

Als der Volksherr eines glücklichen Tages dahinging, um an einer heiligen Badestelle zu baden, auf dem Wege in der Nähe der Hütte eines Wilden, da sah er ein Weib einen Knaben von unvergleichlichen Körpergaben liebkosen, und von Neugier erfüllt fragte er sie: „O Schöne, jener mit glänzender Leibeshülle und Königstugendenfülle begabte Kleine ist nicht dein leiblicher Sohn. Wessen Augenweide ist er, aus welcher Veranlassung ist er in deine Hände gekommen? Erzähle es nach dem wahren Sachverhalte!“ Sich verneigend, plauderte die Çabarafrau tändelnd also: „O König, als das Heer der Çabaras den in der Nähe unsrer Ansiedlung auf der Fussfährte dahingehenden, dem Indra gleichstehenden Mithilakönig all seines Besitztums beraubte, da nahm mein Geliebter diesen Knaben mit fort und übergab ihn mir. So ist er aufgewachsen.“ Als der König, der da wusste, was zu thun war, dies überdachte, erwachte in ihm die Ueberzeugung, dass es der von dem Muni erwähnte zweite königliche Prinz war, gewann die Frau mit freundlichen Worten und Geschenken, benamste ihn Apahāravarman und vertraute ihn der Königin an mit den Worten: „Erziehe ihn!“

Eines Tages setzte ein Schüler des Vāmadeva, Somadeva mit Namen, einen Knaben vor dem Könige nieder und sprach: „Majestät, auf der Rückkehr von einem Bade im Rāmatīrtha (heil. Badeplatz) [18] sah ich, wie ein Weib an einer Waldesstelle diesen Kleinen von lichtem Erscheinen hielt, und voll Aufmerksamkeit sagte ich: „Wer bist du, Alte? Warum irrst du, den Kleinen mit dir führend, mühselig mitten im Forste um-

[1]) Oder: und brachte das Furchtlose zu deinem Schosse. Oder: und brachte es furchtlos (adv.) zu deinem Schoss (so fasst es der Scholiast).

her?“ Die Greisin sprach: „O Trefflichster der Munis, auf einer Insel namens Kālayavana lebt ein güterreicher, fürtrefflicher Vaiçya, namens Kālagupta. Seine Tochter, Suvṛittā mit Namen, die Wonne und Sonne der Augen führte der von dieser Insel hier angekommene Ministersohn des Magadhafürsten, Ratnodbhava, heim, er, in dem die lieblichen Tugenden Wohnung bezogen, der den Erdkreis durchzogen, die Herzen angezogen, des Handels gepflogen; und er ward von seinem Schwiegervater mit herrlicher Güter Hülle und Fülle beehrt. Im Lauf der Zeit ward die Schwellgliedrige schwanger. Darauf bestieg Ratnodbhava im Verlangen nach dem Anblick seines Bruders, nachdem er mit Mühe und Not seinem Schwiegervater die Einwilligung abgeschmeichelt hatte, mit jener Blitzäugigen zusammen ein Fahrzeug und brach gen Pushpapura auf. Von dem Kranze der mächtigen Wogen getroffen, versank das Schiff im Meeresgewässer. Ich, die ich mit dem Ammenamte betraut war, hob das von der Bürde ihrer Leibesfrucht unbehilfliche Weib mit den Händen empor, erkletterte so eine Planke und kam, weil so der Lauf des Schicksals war, ans Uferland [oder: an eine Gegend des Ufers]. Ob Ratnodbhava mit seinen Freunden zusammen dort versunken oder ob er durch irgend ein Mittel ans Ufer gekommen ist, das weiss ich nicht. Suvṛittā, die an die äusserste Grenze des Leidens gelangte, gebar heute mitten im Forste einen Sohn. Von den Geburtswehen besinnungslos weilt sie auf dem schattenkühlen Boden unter einem Baume. [19] Da wir in dem grossen, menschenlosen Walde doch nicht bleiben können, so ging ich daran, einen Weg zu suchen, der zu den Leuten führte; und weil ich dachte, es wäre nicht recht, wenn ich das Kind bei dieser, die ihrer selbst nicht mächtig ist, niedersetzte und fortginge, so nahm ich den Knaben mit.“

In diesem Augenblick ward ein Waldelefant sichtbar. Als sie den erblickte, liess sie erschrocken das Kind fallen und lief davon. Ich trat in ein Rankengebüsch in der Nähe und schaute beständig umher. Als der Elefantenfürst das Kind wie einen Bissen Schösslinge aufnahm, da stürzte ein furchtbar brüllender Löwe in ungestümem Stolze herbei. Von dem furchtübermannten Elefanten ward das Kind sofort in die Luft emporgeworfen und fiel herab. Weil es zu langem Leben bestimmt ist, so ward es

von einem Affen, der auf einem Zweige eines in der Nähe befindlichen hohen Baumes sass, in der Meinung, es sei eine reife Baumfrucht, gepackt, dann aber, da es etwas andres als eine Baumfrucht war, an den umfangreichen untern Teil des Stammes niedergesetzt.[1]) Der Affe aber ging irgendwohin weg. Das Kind ertrug all das Ungemach, weil es mit Festigkeit begabt ist. Als der Löwe den Elefanten getötet hatte, ging er irgend wohin weg.

Auch ich trat aus dem Rankenhaus heraus, nahm leise den Kleinen, dieses Strahlenbündel, vom Baume herab, und da ich im Walde das Weib trotz meines Suchens nicht mehr sehen konnte, nahm ich das Kind mit und meldete es dem Lehrer an. Auf seine Anweisung hin habe ich es zu dir hergebracht."

Von grosser Verwunderung darüber erfüllt, dass all den Freunden das Schicksal nicht ein Schicksal gönnte, [20] dachte der König: „Was ward denn aus Ratnodbhava?", verlieh dem Sohne desselben den Namen Pushpodbhava, erzählte die Geschichte dem Suçruta und übergab, Niedergeschlagenheit und Freude empfindend, ihm den Sohn seines jüngern Bruders.

Des andern Tages kam Vasumatī zum Geliebten, indem sie einen Kleinen am Busen hielt. Von ihm gefragt: „Wo kommt der her?" antwortete sie: „Vergangne Nacht, o König, stellte ein göttliches Weib einen Knaben vor mich hin, weckte mich Schlafversiegelte auf und sprach höflich: „Königin, ich bin die Geliebte deines Ministers Kāmapāla, des Sohnes von Dharmapāla, ein Yakshaweib, Tārāvalī mit Namen, die Tochter des Maṇibhadra. Mit des Yakshafürsten Einwilligung habe ich diesen meinen Sohn hergebracht, damit er dem von deinem Leibe geborenen Rājavāhana diene, der da bestimmt ist zum Herrscher über den meeresreifumschlungenen Erdkreis und der ein Schatz des reinen Ruhmes ist. Ziehe du diesen, der dem im Herzen Geborenen (d. h. dem Liebesgott) gleich ist, auf!" Indem meine Augen vor Verwunderung weit aufblühten, erzeigte ich ihr höflich Ehrenerweisungen, und die augenschöne Yakshaschöne verschwand."

Das Herz voll Verwunderung über die Vereinigung Kāmapālas mit der Yakshatochter, rief Rājahaṃsa den Sumitra, über

[1]) Oder: an den untern Teil des umfangreichen Stammes. So der Scholiast.

den seine Freunde sich Freunde waren, nannte dessen Brudersohn Arthapāla und übergab ihm denselben, indem er ihm die ganze Neuigkeit u. s. w. verkündete.

[21] An einem andern Tage darauf stellte ein Zögling und Pflegling des Vāmadeva, der in dessen Einsiedelei wohnte, dem Fürsten einen im Götterruhm funkelnden, Kāmas Gestalt verdunkelnden, blumenfeinen Kleinen dar und sprach zu ihm: „Majestät, bei Gelegenheit einer Wallfahrt zu einer heiligen Badestelle kam ich ans Ufer der Kāverī und sah dort ein altes Weib weinen, die einen Kleinen mit wirren Lockenflocken in ihrem Schooss niedergelegt hatte. Ich sagte zu ihr: „Wer bist du, Alte? Wessen Augenweide ist das Kind hier? Weshalb bist du in die Waldwildnis gekommen? Was ist deiner trauernden Verfassung Veranlassung?“

Sie wischte mit ihrem Händepaar die Thränen ab, sah mich an, als wäre ich im stande, ihr den Schmerzenspfahl auszuziehen, und teilte mir ihres Grames Grund mit: „Satyavarman, o Brahmanensohn, der jüngere Sohn des Sitavarman, des Ministers beim Rājahaṃsa, kam im Verlangen nach heiligen Badestätten, zu Pilgern, in diese Gegend. In einer vom König geschenkten Brahmanensiedelung führte er Kālī, die Tochter eines Brahmanen, heim, und da sie keine Nachkommenschaft gebar, so heirathete er ihre dem Mondenglanz verschwisterte Schwester[1]) Gaurī mit Namen und bekam von ihr einen Sohn. Kālī brachte voll eifersüchtigen Neides das Kind mit mir, der Ammen, zusammen unter einem Vorwande hierher und warf uns in den Fluss hier. Mit der einen Hand das Kind emporhaltend und mit der andern schwimmend, packte ich den Ast eines in der reissenden Stromesströmung dahergekommenen Baumes, legte das Kleine darauf und, von der starken Strömung des Flusses mit fortgeführt, ward ich von einer schwarzen Schlange, die in dem Baume hing, gebissen. Der Baum, der meine Stütze war, kam in dieser Gegend ans Ufer. Wenn ich nun an der Entzündung,[2]) die von dem Gifte herbeigeführt ward, gestorben bin, so ist im Walde keines da, das dem Kinde Zuflucht böte. Daran

[1]) Wörtlich: mondenglanzbegabte Schwester.

[2]) uddīpana bedeutet hier nach dem Scholiasten, der es mit prabalataratā umschreibt, und nach dem P. W. „Schärfe“ (des Giftes).

muss ich denken und mich kränken.“ Darauf fiel sie, indem des heftigen [22] Giftes Flamme ihre sich verschlingenden Glieder verschlang, auf den Erdboden nieder. Da ich, dessen Herz von Mitleid durchdrungen war, mit der Gewalt der Sprüche den durch das Gift herbeigeführten Zustand nicht zu beseitigen vermochte, so suchte ich in den Gebüschen in der Nähe besonders ausgezeichnete Kräuter, sah aber bei der Rückkehr, dass das Leben sie schon verlassen hatte. Als ich darauf das Feuersakrament (die Verbrennung) an ihr vollzogen hatte, nahm ich mit kummerwirrem Sinn das schutzlose Kind zu mir, und da ich zu der Zeit, wo ich Satyavarmans Geschichte gehört hatte, nicht auch den Namen der Brahmanensiedelung, wo er wohnt, gehört hatte, und für unmöglich erkannte, ihn zu suchen, so brachte ich das Kind zu dir, in dem Gedanken: „Du bist deines Ministersohnes Beschützer.“

Als der Männerherr das vernommen hatte, ward sein Geist von der völligen Ungewissheit darüber, wo und wie sich Satyavarman befand, niedergedrückt. Er übergab seinem Minister Sumati diesen, Somadatta benamsten, Sohn seines jüngeren Bruders. Der aber sah ihn wie den heimgekehrten Bruder an und pflegte sein in vorzüglicher Weise.

Als solchergestalt der Prinzenkreis zusammengekommen war, empfing Rājavāhana, der sich zusammen mit ihm an den Knabenspielen ergötzte, auf verschiedne Vehikel sich setzte, die Reihe der Sakramente, das Haarschneiden, die Einführung beim Lehrer u. s. w.[1]) Sie wurden bekannt mit allen Schriftzeichen, lernten die Sprachen all der verschiednen Gegenden [alle Landes-

[1]) Über die Zeremonie oder das Sakrament des Haarschneidens lesen wir im Gṛihyasūtra des Gobhila: „Im dritten Jahre findet das Haarschneiden statt. Vor dem Hause ist auf kuhdüngerbestrichenem Boden das Feuer aufgestellt. Folgende Dinge hat man dahin gebracht: einundzwanzig Darbhagrashalme, ein Metallgefäss mit warmem Wasser, ein Messer oder einen Spiegel, einen Barbier mit seinem Messer in der Hand; dies alles ist südlich vom Feuer; im Norden aber: Stierdünger und das Reissesamgericht als Topfspeise, nach der Ordnung gekocht. Mit Reis und Gerste, mit Sesam und Bohnen füllt man Gefässe besonders und stellt sie östlich nieder. Das Reissesamgericht und alle diese Getreidekörner gebühren dem Barbier. Dann setzt sich die Mutter mit dem Knaben, den sie in ein reines Gewand gehüllt hat, westlich von dem Feuer auf Darbhagras, dessen Spitzen nach Norden gerichtet sind, nieder, und zwar so, dass sie nach Osten schaut. Darauf

sprachen], wurden heimisch in der Vedensammlung zusammen mit ihren 6 Hilfswissenschaften, bewandert in Gedichten, Schauspielen, kleinen Erzählungen, Romanen, den Itihāsas und den mit prächtigen Geschichten ausgestatteten Purāṇas, geschickt in der Menge all der Çāstras wie der Gesetzeskunde, der Wortkunde, der Sternenkunde, der Logik, der Mīmāṃsā u. s. w., [23] wohl beschlagen in dem Haufen der Nītiçāstras, wie des Kauṭilya, Kāmandakīyam u. s. w., vertraut mit allen musikalischen Instrumenten wie der Vīṇā u. s. w., hinreissend in Gesang und dichterischer Komposition, fertig in der Anwendung von Amuletten,

---

stellt sich der, der die Handlung zu verrichten hat, hinter sie, gen Osten gekehrt. Er flüstert: „Savitar ist mit dem Messer angekommen" u. s. w. Dabei sieht er den Barbier an, denkt im Geiste aber an Savitar (den Sonnengott). „Mit warmem Wasser komm, o Windesgott", mit diesen Worten sieht er das Gefäss mit warmem Wasser an, denkt aber an den Windesgott. Mit der rechten Hand nimmt er Wasser und benetzt die rechte Haarlocke (des Knaben), indem er spricht: „Die Wasser mögen benetzen zum Leben!" „Des Vishṇu Zahn bist du", mit diesen Worten schaut er das Messer an oder den Spiegel. „Ihr Kräuter, rettet ihn" also spricht er und steckt sieben Darbhagrashalme in die rechte Haarlocke (des Knaben), sodass die Spitzen gegen den Kopf stehen. Diese ergreift er mit der linken Hand, mit der rechten das Messer oder den Spiegel und steckt das Messer oder den Spiegel dazu hinein mit dem Spruche: „O Messer, verletze ihn nicht" (der Kürze halber gebe ich immer nur die Spruchanfänge, wie Gobhila selber). Dann schiebt er dreimal grade aus durch, ohne abzuschneiden, einmal mit dem Opferspruch: „Mit welchem Pūshan des Bṛihaspati", zweimal schweigend. Darauf schneidet der Barbier mit eisernem Schermesser die Locke ab und legt sie auf den Stierdünger nieder. In eben dieser Weise verfährt er beim Hinterkopfhaar und bei der linken Haarlocke, nur wiederhole man die Zeremonie bloss vom Benetzen an. Mit beiden Händen des Knaben Haupt umfassend, flüstert er: „Das dreifache Leben des Jamadagni, das dreifache Leben des Kaçyapa, das dreifache Leben der Götter, das werde dir zu Teil". Auf dieselbe Weise verfährt man bei einem Mädchen, nur ohne Sprüche (in der schweigenden Vollziehung der betreffenden Handlung liegt hier gewöhnlich der Unterschied dieser Zeremonien bei Mädchen). Bloss das Opfer ist da spruchbegleitet. Nachdem sie nun nördlich vom Feuer hinausgeschritten sind, bringen sie sein Haar in Ordnung je nach der Weise seiner Familie und seines Geschlechts. Endlich legen sie die Haare auf Stierdünger nieder, bringen sie hinaus in die Wildnis und begraben sie da. Andre legen sie in Grasbüschel nieder".

Zum Lehrer soll der Brahmanenknabe im achten, der Kshatriya (Krieger, Adelige) im elften, der Vaiçya (Mann aus dem Volke) im zwölften Jahre nach der Empfängnis gebracht werden. Bis zum 16. Jahre aber ist die Zeit dazu für den Brahmanen nicht verstrichen, bis zum 22. nicht für den Kshatriya, bis zum

Zaubersprüchen, Kräutern und der Mannigfaltigkeit andrer Zauberkünste, gewandt im Reiten von Elefanten, Pferden und andern Vehikeln, Meister im Gebrauche der verschiednen Waffen, vollkommen reif in der Kunst der Pfiffe und Kniffe des Diebstahls, des Würfelspiels u. s. w.[1])

Als der Geliebte der Erde nun die Prinzenschar von den betreffenden Lehrern in all diesem gehörig unterrichtet, in froher Gegend blühend, in Obliegenheiten sich mühend sah, da fand er in dem Gedanken: „Mir kann das Feindesvolk jetzt nicht beikommen“ die höchste, mächtigste Freude.

So lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam das erste Kapitel, genannt: die Geburt der Prinzen.

2. Kapitel.

Der dem Brahmanen erwiesene Dienst.

Eines Tages nun besuchte Vāmadeva den mit dem Haupt sich vor ihm verneigenden König, während derselbe von der zarten Knaben Verband umgeben stand, die in allen Künsten erfahren waren, in etwas Zweifelhaftes die Schönheit des Blumenpfeilbewehrten verkehrten, wie Brüder miteinander verkehrten, durch ihren tollen Mut den Gott der Schlachten verlachten und mit der Siegesfahne, dem Sonnenschirm und dem Donnerkeil

24. nicht für den Vaiçya. Von diesem Zugeständnisse wurde immer in Indien viel Gebrauch gemacht. S. z. B. Jātaka I, 273: M. Müller, Rāmakṛishṇa S. 35. Die zum Teil sehr schönen Zeremonien bei dem hochfeierlichen Akte der Einführung beim Lehrer beanspruchten hier zu viel Raum. — Im Vorbeigehen sei aber erwähnt, dass nach Jāt. Bd. I, S. 239 arme Kinder in Altindien auf Stadtkosten unterrichtet wurden. Wie allgemein das war, weiss ich nicht. Im Jātaka wird es beiläufig als eine Einrichtung in Benares erwähnt.

[1]) Die sechs Hilfswissenschaften des Veda sind: 1) Lehre von den grammatischen Elementen, 2) Grammatik, 3) Metrik, 4) Etymologie, 5) Ritual, 6) Sternenkunde. — Itihāsas alte Erzählungen. Çāstras Lehrbücher. Mīmāṃsā philosophisches System, aus zwei Zweigen bestehend. Nītiçastras die Lehrbücher von der Lebensführung, besonders der Staatspolitik. Kauṭilya ist nach dem Scholiasten = Cāṇakya, von dem in einer spätern Anmerkung die Rede sein wird. — Vīṇā ist ein Saiteninstrument.

bezeichnete Hände hatten.[1]) Er nahm die ihm von dem König erwiesene huldigende Aufwartung entgegen, umarmte fest den Haufen der Prinzen, die bestimmt waren, ihre Feinde zu zerschmettern und zu zersplittern, und deren Schläfenlocken gleichwie um sein Lotosfüssepaar hängende, sich drängende Bienen erschienen;[2]) und er (Vāmadeva) sprach in gemessener, wahrer Rede, nachdem er ihnen seinen Segen erteilt hatte, [24] also: „Geliebter der Rede, dein von gepriesenen Freunden umgebner Sohn freut sich einer in reicher Schönheit blühenden Jugend, die gleichsam die Frucht ist am Baum deiner Wünsche. Nun ist es gewisslich Zeit, dass er zusammen mit seinen Gefährten sich aufmacht, die Weltgegenden zu besiegen. Drum möge der sich aus allem Ungemache nichts machende Rājavāhana den Weltgegendenbesiegungszug ins Werk setzen."

Mit der Hoffnung auf Glück erfüllten den König die an Schönheitsgaben kāmagleichen Knaben, wie Rāma u. s. w. an Heldenmut, durch Zornesglut gewohnt zu versengen die Feindesmengen und in stürmischem Drängen den Wind zu überragen und zu überjagen, wenn sie sich ins Schlagen im Streitwagen wagen. [Oder: Mit der Hoffnung auf Erfolg erfüllten den König durch ihren der Schlacht zugewendeten Kriegszug die an Schönheitsgaben kāmagleichen Knaben, die wie Rāma u. s. w. an Heldenmut, durch Zornesglut gewohnt die Feindesmengen zu versengen und in stürmischem Drängen den Wind zu überragen, zu überjagen]. So entliess er in einem Augenblicke voll Glücks den Prinzen, von Genossen umschlossen, zum Siege, indem er die andern Prinzen zu seinen Gefährten bestimmte, und ihn über einen angemessenen Plan belehrte.

Rājavāhana überschritt, glückverheissende gute Vorzeichen sehend, eine bestimmte Gegend [Landstrecke] und drang hinein

---

[1]) Mit Zuhilfenahme seiner Phantasie fand und findet der Hindu — und er ja nicht allein — bestimmte, durch Linien gebildete Figuren in der Hand, aus denen sich die Zukunft und die Bestimmung des betreffenden Menschen erkennen lässt. Die Siegesfahne, der königliche Sonnenschirm und der Donnerkeil künden die künftige Herrscherherrlichkeit der „Prinzen".

[2]) Die Jünglinge verbeugen sich bis hinab auf die Füsse des Asketen und so erscheinen ihre dunkeln Locken wie Bienenschwärme, die nach den Lotosfüssen des Heiligen lüstern sind.

in die Mitte des Vindhya. Dort sah er einen Mann, der die Wundenmale der Schüsse der Geschosse trug, dessen Körper hart war gleich schwarzem Erze, aus dessen heiliger Schnur nur sich ermessen liess seine Brahmanenschaft, während seine Kirātakraft offenbar war, einen augenbarschen Burschen. Rājavāhana sprach, von ihm geehrt, zu ihm gekehrt: „Heda, junger Mann, was weilst du allein in dem grausendurchwallten Walde, dem wilden, dem Wilde beschiedenen, menschengemiedenen, in des Vindhyaforstes Mitte? [25] Der Opferschnur Bogen, um die Achsel gezogen, lässt erhellen, dass du ein Gott der Erde [d. h. ein Brahmane] bist. Aus den Schüssen von Geschossen [die dich getroffen haben] wird der Charakter eines Kirāten erraten. Erzähle, wie verhält sich das?“

Der Mann dachte bei sich: „Gewiss nicht nur menschliches Heldentum ist diesem Glanzreichen eigen,“ und nachdem er durch den Mund der Genossen des Prinzen seinen Namen und seine Herkunft erfahren hatte, erzählte er ihm die eigne Geschichte: „In diesem Walde, o Königssohn, wohnen als Leiter Pulindas, deren Nahrung sie essen, gewisse zahlreiche sogenannte Brahmanen, die die Beschäftigung mit den Vedas und den andern Wissenschaften verlassen, den Sitten ihres Geschlechts den Rücken gekehrt haben, die Reihe der Tugendgebote, wie Wahrheit, Reinheit u. s. w. umgehen, nur Sünde suchen. Ich, der Sohn eines unter ihnen und Mātaṅga geheissen, mit dem Wandel eines Gefässes des Tadels, wandelte erbarmungslos, indem ich mit dem Kirātaheere hinaus ins Land zog, aus den Dörfern die Reichen mit Weib und Kind herbeiführte, sie im Walde in Banden legte[1] und ihnen all ihr Gut wegnahm und erpresste.

Als ich eines Tages in einem Urwalde sah, wie die Schar meiner Genossen einen Gott der Erde töten wollte, da sprach ich mit mitleidüberwältigtem Sinne: „Heda, ihr Bösewichtergelichter, ein Brahmane darf nicht getötet werden!“ Mit zorngeröteten Augen schalten sie mich sehr aus. Ich wollte mir ihre barschen Reden nicht gefallen lassen, und um den Gott der Erde zu schützen, kämpfte ich lange, ward aber von ihnen so

[1]) Oder: die Reichen mit Weib und Kind in den Wald brachte sie in Banden legte u. s. w.

getroffen [26], dass mich das Leben verliess. Als ich darauf in die Totenstadt gekommen war, und Yama,[1]) von körperbegabten Männern umgeben, mitten in einer Halle auf einem juwelenbesetzten Throne hatte sitzen sehen, verbeugte ich mich vor ihm, indem ich wie ein Stock platt auf die Erde fiel. Als er mich sah, rief er seinen Minister, Citragupta mit Namen, und sagte zu ihm: „Freund, dies ist nicht die jenem Manne bestimmte Zeit des Todes. Ist er auch tadelswürdig gewandelt, so hat er doch um des Erdengottes willen sein Leben gegeben wörtlicher: verloren. Von nun an wird er, vom Sündenschmutz befreit, sein Wohlgefallen an der Ausübung heiliger Werke haben. Nachdem er sich die verschiednen Höllenmartern, die die ärgsten Bösewichter hier ausstehen müssen, betrachtet hat, soll er wieder in seinen frühern Leib eingehen." Und als Citragupta da und dort sie mir gezeigt hatte, wie sie an glühende eherne Säulen gebunden, in sehr heissgemachtes Oel in weiter Schüssel hineingeworfen, an den Gliedern mit Knütteln zerfetzt, mit scharfen Meisseln ringsum behauen werden, und mich heilbringende Einsicht gelehrt hatte, entliess er mich. So wieder in meinen frühern Leib gelangt und mitten dort im weiten, wilden Walde von dem Gotte der Erde, der mich mit kühlenden Mitteln bediente, betrachtet, lag ich ein Weilchen auf dem Felsgestein. Als darauf die Schar der Verwandten meines Geschlechts die Nachricht erfahren hatten, kamen sie schnell herbei, brachten mich nach Hause und machten mich von den Wunden gesunden. Der dankbare Brahmane lehrte mich die Buchstaben, teilte mir das Grundgewebe der verschiednen überlieferten Wissenschaften mit, ging daran, mir den guten Wandel, den Grund der Tilgung der Sünden, zu verkünden, setzte mir den Verehrungsritus des von der Mondenscheibe gekrönten Gottes (Çivas), zu dem man nur mit dem Auge der Erkenntnis gelangt, [27] auseinander und ging dann fort, nachdem er die von mir erwiesenen Ehrenbezeugungen angenommen hatte. Seit der Zeit lebe ich in diesem Walde, indem ich dem ganzen Geschlechte meiner dem Umgang mit den Kirātas zugewandten Verwandten den Rücken kehre, an den Gott, der der Welten alleiniger zu ehrende

[1]) Yama ist der Gott des Todes und der Beherrscher der Unterwelt.

Lehrende ist, und auf dessen Scheitel als Kranz die Mondsichel liegt, in meinem Herzen denke, und die Befleckung ferne von mir halte. Majestät, ich habe dir ein Geheimnis vorzutragen. Komm!“

Er führte ihn weg von der Gefährtenschar und sprach zu ihm im Geheimen also: „Am Ende der vergangnen Nacht, o König, trat der Gatte der Gaurī[1]) im Traume zu mir, weckte mich, dessen Augen vom Schlaf versiegelt waren, und sprach mit lieblichem freundlichem Gesichte zu mir Ehrfurchtgebeugtem: „Mātaṅga, an einer Uferstelle[2]) des Flusses, der zwischen dem Daṇḍakawalde dahingeht, westlich von dem Kristallliṅgam[3]) dort, dem Siddhas und Sādhyas[4]) dienen, in der Nähe des Steines, der bezeichnet ist mit der Fussstapfenreihe der Bergekönigstochter,[5]) ist ein Erdloch, anzusehen wie des Schicksals Rachen. Nachdem du da hineingedrungen bist und das dort befindliche auf einer Kupferplatte niedergeschriebne Edikt wie ein Edikt des Schöpfers mitgenommen hast, sollst du die, durch dasselbe vorgeschriebne, über das in den Sternen Geschriebne gleichsam einen Sieg darstellende Ceremonie ausführen und so Oberherrscher über die Unterwelt Pātāla werden. Der Prinz, der dir dabei Hilfe leistet, wird heut oder morgen ankommen.“ Gemäss seiner Angabe hat deine Ankunft stattgefunden. [28] Leiste du mir, dem nach der Ausführung Verlangenden, Freude Erlangenden, Beistand.“

„Ja,“ sagte Rājavāhana, und zusammen mit dem kopfneigenden Mātaṅga verliess er um Mitternacht die Genossen, die eines überwältigenden Schlafes genossen, und gelangte ins Waldesinnere.

---

[1]) Der Gatte der Gaurī ist Çiva. Çiva trägt die Mondscheibe als Kranz auf dem Scheitel.

[2]) Oder: im Uferland des Flusses.

[3]) Aus Kristall gemachter Phallus. Bekanntlich erfreut sich der Phallus (liṅgam) des Çiva der grössten Verehrung in Indien. Die unschuldigsten Mädchen tragen ihn als Amulett. Freilich ist die ursprüngliche, eigentliche Gestalt gewöhnlich nicht erkennbar. Eine symbolische, entfernte Ähnlichkeit genügt.

[4]) Übermenschliche Wesen.

[5]) Gaurī oder Kālī. Sie ist die Tochter des Himālaya. Die Liebesgeschichte des Çiva und der Gaurī (Pārvatī) wird z. T. recht hübsch in den ersten Gesängen des Kumārasaṃbhava erzählt.

Als nun weiter die Begleiter des königlichen Prinzen am Morgen ganz und gar ihn nicht sahen, schauten sie mit niedergeschlagenem Herzen, ihn ordentlich in diesen und jenen Wäldern suchend, umher; und mit dem Entschluss, ihn zu suchen, bestimmten sie, voll Verlangen, durch andre Gegenden zu gehen, viel auszustehen, den Ort, wo sie zum Stelldichein wieder zusammenkommen wollten, und zogen, von einander sich trennend, dahin.

Von dem Prinzen, diesem einzigen Helden der Welten beschützt, ging ohne furchtsames Wanken, mit frohen Gedanken Mātaṅga in die Höhle hinein, die er an den von dem Mondgekrönten angegebnen Kennzeichen erkannt hatte, nahm das Messingplattenedikt und kam auf diesem Wege in die Unterwelt. Dort, bei einer Stadt, in der Nähe eines mit vielen sārasas (Wasservogel, Ardea sibirica) belebten Lusthainteiches, brachte er mit mannigfacher Opfergabe, die er zur Ausführung des Befehls des Herrn (Çivas) hergerichtet hatte, ein Opfer dar, machte dann, während der alle Hindernisse abwehrende Rājavāhana verwundert zuschaute, unter heiligen Sprüchen in der von Holz und Opferschmalz hochaufflammenden Flamme seinen eignen Leib, der Tugend Verbleib, zur Opferspende und erlangte so einen blitzgleich lieblichen himmlischen Körper. [29]

Darauf kam, geschmückt mit Juwelengeschmeid, eine Maid, die die Zierde war des Frauengeschlechtes der ganzen Welt und begleitet von vielen sittigen Freundinnen still im Schwangange gegangen und brachte dem Besten der Erdengötter einen Edelstein voll Funkelschein als Geschenk dar. Von ihm gefragt: „Wer bist du?“ sprach sie voll Sehnen in Kokilatönen auf leise Weise und die Hände gefalten gehalten, also: „O Bester der Erdengötter, ich bin die Tochter des Besten der Asuras,[1]) Kālindī geheissen. Mein Vater, der grossmächtige Beherrscher dieser Welt hier, ward von Vishṇu, der sein heldenhaftes Betragen nicht tragen wollte, zum Gaste der Yamastadt[2]) in einer die Götter in den Schatten stellenden Schlacht gemacht. Als mich ein mitleidiger, mit übernatürlichem Wissen und Vermögen

---

[1]) Asuras sind die Feinde der Götter, ursprünglich ein Göttergeschlecht, später zu Dämonen degradiert.

[2]) Jemand zum Gaste in der Stadt Yamas machen heisst natürlich: ihn töten.

ausgestatteten Asket ins Meer des Kummers über die Trennung von ihm versunken sah, sagte er: „Kind, ein mit himmlischem Körper begabter Brahmanenjüngling wird dein frischer Freier werden und ganz Rasātalas, der untern Welten, walten.“ Als ich seine Vorhersagung vernommen hatte, harrte ich voll Verlangen lange deines Anblicks, wie das Cātakaweibchen,[1]) dem Donner der Wolke zugewandt, der Ankunft des Regens. Zur Stunde, da die Kunde von deinem meinem Wunsche Frucht verleihenden Kommen gekommen, kam ich herbei mit der Billigung der Minister, die die Stützen meines Reiches sind, kam ich mit einem Herzen, bei dem der Liebesgott den Wagenlenker spielt. Drum nimm die Königsherrlichkeit dieser Welt zu deinem Weibe an und mache mich zu ihrer Nebengattin!“ Mātaṅga aber heiratete mit der Beistimmung Rājavāhanas das junge Mädchen, übernahm, hocherfreut über die Erlangung des himmlischen Weibes, die Beherrschung der Unterwelt und hat so die höchsten Wonnen gewonnen.[2]) [30]

Rājavāhana, der, seine Genossen hintergehend, hergekommen war, begehrte nun, voll neugierigen Verlangens nach ihrem Anblick, wieder sich zur Erde hinauf zu begeben, und nachdem er von dem durch die Hilfeleistung erfreuten Mātaṅga einen von der Kālindī geschenkten Edelstein, der Hunger, Durst und andres Ungemach zu nichte machte, empfangen und Mātaṅga, der ihm eine Wegstrecke weit begleitet, entlassen hatte, ging er auf dem Höhlenpfade wieder hinaus. Und als er dort die Freundeschar nicht sah, durchschweifte er das Land.

Indem er nun umherschweifte, gelangte er in einen Lusthain draussen auf dem weitausgedehnten freien Platze vor einer Stadt, und während er dort ausruhen wollte, sah er in einer Schaukel einen von seiner Geliebten begleiteten und von Vertrauten umgebenen Mann, der in den Garten gekommen war. Dieser rief, während sein Sinn vor höchster Wonne gleichsam

[1]) Der Cātaka, ein best. Vogel, trinkt nach der Mythe nur das Wasser, das frisch aus der Regenwolke fällt. Daher seine Sehnsucht nach ihr.

[2]) Auch in der 17. (resp. 16.) Erzählung der Siṃhāsanadvātriṃçikā opfert König Candraçekhara (täglich) seinen Leib in der Feuergrube und erlangt dadurch einen neuen und alle Glücksgüter, die er sich wünscht. S. Webers Ind. Studien XV, 370–373.

junge Sprossen trieb und sein Lotosgesicht weit aufblühte: „Das ist mein Herr Rājavāhana, der krönende Kranz des Mondgeschlechts, der Schatz des hellsten Ruhms. Durch mein grosses Glück bin ich unverhofft zu seinen Füssen gelangt. Jetzt ist meinen Augen ein grosses Fest angebrochen.“ Mit diesen Worten stieg er voll erregten Eifers von der Schaukel herunter, und mit einem durch ungestümes Einherschreiten offenbaren Gebahren der höchsten Freude berührte er mit seinem Haupte, das von herabhängenden prangenden Mallikāblüten umreift[1]) war, das Lotosfüssepaar des drei oder vier Schritte zu ihm hinausgehenden Rājavāhana. Mit freudenzähreneerfüllten Augen umarmte der König den Wonneerschauernden fest und stiess hervor: „Ach, lieber Somadatta!“

Nachdem der Menschenbehüter auf dem schattenkühlen Boden unter einem Punnāgabaume sich niedergelassen hatte, sprach er liebevoll: „Freund, wo und wie hast du dich denn so lange Zeit hindurch befunden? Wo gehst du jetzt hin? Wer ist dies junge Weib? Wie ist die Erwerbung dieses Gefolges erfolgt? Erzähle!“ Dieser aber berichtete, während ihm im unablässigen Anschauen seines Freundes [31] das übermässige Fieber der Sorge verging und er seine Lotoshände zu einer Knospe zusammenfaltete, mit feinem Anstande sein Handeln und Wandeln.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werke Daçakumāracaritam das zweite Kapitel, genannt: „Der dem Brahmanen erwiesene Dienst.“

3. Kapitel.

Somadattas Abenteuer.

„Majestät, voll Verlangen, deinen Lotosfüssen zu dienen, schweifte ich umher, und da sah ich einmal in einem Waldesgrunde, während ich dursterfüllt kühles Wasser aus einem Flusse, der umgeben von Ranken, getrunken hatte, einen Edelstein von

[1]) Wörtlicher wäre: das mit herabfallenden prangenden Mallikās umreift war. Man verstehe umreift (bereift) doppelsinnig: denn die Mallikāblüte (Jasminum Sambac) ist ja weiss. Im Original freilich ist hier der Doppelsinn nicht vorhanden.

leuchtendem Aussehen. Ich nahm ihn, ging dahin, und als ich eine gewisse Wegstrecke zurückgelegt hatte und wegen der allzuheissen Glut des Edelsteines der Luft (d. h. der Sonne) nicht mehr gehen konnte, trat ich in eben jenem Walde in ein Gotteshaus und sah dort einen alten Erdengott mit traurigem Gesichte und von vielen Kindern begleitet. In mir stieg das Mitleid auf, und ich fragte ihn nach seinem Befinden. Im Angesichte von Elend entfärbt, von hoffender Sehnsucht nach dem Grossen (d. h. dem Brahma) erfüllt, sprach der Brahmane: „Indem ich diese Kinder, o Ausgezeichneter, die der Mutter beraubt sind, mit allen Mitteln zu erhalten suche, wohne ich jetzt in dieser schlechten Gegend im Çivatempel hier, Almosen zusammenbettelnd und sie ihnen gebend.“

„Ueber welches Land, o Gott der Erde, herrscht des hier gelagerten Heeres Herr? Wie heisst er? Was ist die Ursache, dass er hieher gekommen ist?“ Also von mir gefragt, sprach der Gott der Erde: „Der Fürst von Laṭā, Mattakāla mit Namen, hörte immer, dass Vāmalocanā, die Tochter Vīraketus, des Behüters dieser Gegend, die an Lieblichkeit unvergleichliche Perle der jungen Mädchen sei. Da jener aber die Bewerbung um diese seine Tochter zurückwies, so belagerte er seine Stadt, Pātalī mit Namen. Vīraketu [32] aber gab erschrocken seine Tochter wie ein grosses Geschenk [Tribut] dem Mattakāla. Das Herz voll Freude über die Erlangung der jungen Maid, beschloss der Laṭāfürst: „In meiner eignen Stadt will ich sie heiraten,“ und auf dem Zuge in sein eignes Land hat er jetzt in dem Walde hier, auf die Jagd bedacht, seine Truppen sich lagern lassen. Beauftragt, das Mädchen zu geleiten, und begleitet von einem vierteiligen Heere, hat Mānapāla, der stolzreiche Minister Vīraketus, an einem andern Orte sein Lager aufgeschlagen und das Herz von der Schmach seines Herrn niedergedrückt, heimlich eine Verschwörung gegen Mattakāla angezettelt.“

„Dieser Brahmane hat viele Kinder, ist weise, arm und alt; er ist die passende Person für eine Gabe,“ also dachte ich und gab ihm mit mitleidsvollem Sinn den Edelstein. Indem das Gesicht des als Erster Geborenen (d. h. des Brahmanen) vor höchster Erquickung und Entzückung weit aufblühte und er mir viele Segenswünsche gab, ging er irgendwohin fort. Von Wegermüdung niedergedrückt, genoss ich dort das Glück des Schlafes.

Darauf kam der Gott der Erde, das Armepaar auf dem Rücken gefesselt, die Glieder mit Peitschenhieben gezeichnet, von mehreren Schwertbewaffneten begleitet, zu mir her und zeigte mich ihnen mit den Worten: „Das ist der Dieb.“ Die Soldaten des Königs liessen den Erdengott frei, und, indem sie mich Furchtlosen fest fesselten, ohne auf meine Erzählung, wie ich den Edelstein bekommen hatte, zu horchen, führten sie mich in Stricken zum Gefängniss. Mit den Worten: „Das sind deine Freunde“ wiesen sie auf einige Geketteten und beketteten auch mir beide Füsse. Vor Ratlosigkeit mir nicht zu helfen wissend und den Schmerz des Hoffnungslosen kostend, sprach ich also: „Ihr mannesmutbarschen Burschen, um welcher Ursache willen erfahrt ihr den schwerüberwindlichen Schmerz, im Kerker wohnen zu müssen? [33] Auf euch haben jene hingewiesen mit den Worten: „Deine Genossen!“ Wie verhält sich das?“

Als die Diebshelden mich in solcher Verfassung sahen, berichteten sie die Geschichte vom Laṭākönige, die ich von dem Erdengotte gehört hatte, und fuhren fort: „Wir, o Ausgezeichneter, sind Untergebene des Vīraketu Auf seinen Befehl drangen wir des Nachts durch einen unterirdischen Gang in das Gemach des Laṭāfürsten, um ihn zu töten, und nahmen, betrübt, weil der König nicht dort war, viel Gut mit weg und begaben uns in den grossen Wald. Des andern Tages kamen viele Diener des Königs, nach den Fussspuren suchend, herbei, umringten uns, die wir den Haufen Schätze bei uns hatten, ringsum, banden uns sehr fest, führten uns hinzu und da, zur Zeit der Untersuchung um all diese Sachen, ein unschätzbarer Edelstein sich nicht fand, so haben sie halt uns in Ketten gelegt, um uns zu töten und den Rubin zu bekommen.“ Als ich den Ort vernommen hatte, wo man nach diesem Juwel von einem Juwel geschaut hatte, kam ich zu der Ueberzeugung: „Das ist gerade jener Rubin,“ teilte ihnen mit, dass meine schlimme Lage durch das Geschenk an den Brahmanen veranlasst worden war, sagte ihnen Herkunft, Namen und die Weise, wie ich auf der Suche nach dir umherwanderte, und schloss mit Reden, wie sie der Zeit angemessen waren, Freundschaft.

Drauf um Mitternacht brach ich ihre und meine Kettenbande und, von ihnen begleitet, nahm ich die zahlreichen Waffen

der schlafenden Thürhüterschar, jagte die uns entgegenkommenden Stadtwächter durch hitzige Heldenkraft im Spiele davon und schlug mich so in Mānapālas Lager. Mānapāla, der von seinen Dienern die Geschichte von meinem Geschlechte und meinem Stolze und der Tapferkeit, die ich damals gezeigt, vernommen hatte, erwies mir Ehre.

Des andern Tages kamen einige von Mattakāla abgesandte Männer zu Mānapāla und sprachen die überaus heftigen Worte: „Minister, Diebshelden haben vermittels eines unterirdischen Ganges im Gemach meines Königs viel Schätze gemaust und sich dann in dein Heer begeben. Liefre sie aus! Wenn nicht, so wird ein grosses Unglück geschehen.“ Als der Minister dies gehört hatte, schalt er mit zorngeröteten Augen sie also aus: „Wer ist der Laṭāfürst? Was die Freundschaft mit ihm? Was kann man dazu durch Dienst bei diesem elenden Kerl gewinnen?“ [34] Und sie erzählten getreu dem Mattakāla die von Mānapāla geäusserte Widerrede. Erzürnt aber zog der Laṭāfürst, aus Uebermut von wegen der Heldenkraft seines Armes, mit einem kleinen Heere herbei: Der stolzgemute Mānapāla, der vorher schon sich zum Kampfe entschlossen gehabt hatte, rüstete sich zur Schlacht und zog schlachtbegierig ohne Furcht hinaus.

Ich aber nahm den mit vielen Pferden und einem geschickten Rosslenker versehenen Streitwagen, den sehr festen Panzer, den für mich passenden Bogen, das mit verschiedenen Pfeilen gefüllte Köcherpaar und die zum Kampf tauglichen Waffen: alle Sachen, die mir der Minister mit grosser Hochachtung geschenkt hatte, und folgte kampfgerüstet im Vertrauen auf meine Kraft dem zur Ausrottung des Feindes sich anschickenden Minister. Indem ich durch die beiden Heere, die voll Missgunst gegen einander ein tosendes Gefecht unterhielten, hinüberdrang, verwundete ich die Feinde, in leuchtend sich erhebendem Stolz auf meinen Arm, indem ich auf ihre Glieder einen Pfeilregen entsandte. Darauf brachte ich meinen mit überaus ungestümen Rossen bespannten Streitwagen in seine (Mattakālas) Nähe, gelangte mit raschem Sprunge in seinen Wagen hinüber und hieb ihm den Kopf ab. Als er nun gefallen war und seine übriggebliebnen Krieger sich auf die Flucht begeben hatten, nahm der Minister die Menge der verschiedenen Dinge, wie Pferde, Ele-

fanten u. s. w. und, von höchster Freude ganz erdrückt, gab er mir die verschiedensten Beweise seiner Hochachtung.

Der König, der durch einen von Mānapāla geschickten Diener diese ganze Sammlung von Neuigkeiten gehört hatte, kam erfreuten Sinnes uns entgegen hinausgezogen, wunderte sich über meine Tapferkeit und gab mir unter grossen Festlichkeiten mit der Beistimmung seiner Minister und Verwandten an einem glücklichen Tage seine eigne Tochter. Darauf zum jungen Mitregenten [Kronprinz-Mitregenten] geweiht, täglich des Königs Sinne gewinnend, mit Vāmalocanā hier das verschiedenartigste Glück geniessend, aber mit einer Verstimmung im Herzen, veranlasst durch den stechenden Schmerz über die Trennung von dir, kam ich, um den im Mahākāla wohnenden höchsten Herrn durch Verehrung zu gewinnen, mit meiner Gattin an den Ort, der mir nach der Voraussagung eines mit übernatürlichem Wissen und Vermögen ausgestatteten Asketen als Frucht den Anblick des Freundes bringen sollte. Durch das Erbarmen des gegen seine treuen Verehrer so liebevollen [35] Gatten der Gaurī habe ich heute die Fülle der Wonne über den Anblick deiner Lotosfüsse erlangt."

Als Rājavāhana das vernommen hatte, pries er freudig seine Tapferkeit, tadelte das Schicksal, das ihn, den Schuldlosen, gestraft hatte, und erzählte ihm der Reihe nach seine eignen Thaten. Bei dieser Gelegenheit erblickte er den Pushpodbhava vor sich und voll erregten Eifers umarmte er ihn fest, ihn, der mit seiner Stirne die Zehen Rājavāhanas berührte und die Hände faltete; und er zeigte ihn mit freudenthränengefüllten, weit aufblühenden Augen dem Somadatta mit den Worten: „Lieber Somadatta, hier ist Pushpodbhava." Die beiden aber liessen den Schmerz über die lange Trennung fahren und genossen das Glück gegenseitiger Umarmung.

Darauf liess sich der König im Schatten jenes Baumes nieder und sagte mit teilnahmsvollem Lachen: „Freund, ich wollte das Geschäft des Brahmanen ausführen, und da ich dachte: „Weiss die Freundeschar die Sache, so wird sie jedenfalls Hindernisse in den Weg legen," so verliess ich euch, während ihr schliefet, und ging davon. Als darauf der Verein der Freunde erwachte, welchen Entschluss fasste er da, und wo ging er hin,

mich zu suchen? Wo bist du allein hingegangen?“ Der aber erzählte mit feinem Anstande, indem seine zusammengelegten Hände seinen Stirnabhang küssten.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daç. das dritte Kapitel, genannt: Somadattas Abenteuer.

4. Kapitel.

Pushpodbhavas Abenteuer.

„Majestät, da die Freundeschar zur Ueberzeugung gelangt war, „Se. Majestät ist gegangen, um dem Erdengotte einen Dienst zu erweisen“, aber die von Ew. Majestät zu durchziehende Gegend nicht bestimmen konnte, so trennte sie sich und ging nach den verschiednen Himmelsrichtungen, um Ew. Majestät zu suchen. Auch ich durchwanderte, Ew Majestät zu suchen, die Erde, und so setzte ich mich einmal, da ich den Strahl des Edelsteines der Luft, der in der Mitte der Luft sich befand, nicht ertragen konnte, unter einem an einem Bergabhang stehenden Baum auf den Boden, der kühlen Schatten geboten, einen Augenblick nieder.

Ich sah vor mir den wegen der Mittagszeit an allen Gliedern verkürzten, schildkrötengestaltigen Schatten eines Menschen, [36] erfasste, emporblickend, einen aus der Luft mit grosser Schnelligkeit herabfallenden Mann mitten im Fall, indem mein Herz sich aus Mitleid ihm zuwandte, setzte ihn sachte auf den Erdboden nieder, und nachdem ich den vom tiefen Sturz Bewusstlosen durch die Anwendung kühlender Mittel wieder zum Bewusstsein gebracht hatte, fragte ich ihn, während vor des Kummers Ueberschwang in seinen Augen die Thränen hervortraten, nach dem Grunde seines Sturzes vom Bergsturze.

Er aber sagte, indem er mit den Händen die Thränentropfen wegwischte: „Mein Lieber, ich bin Ratnodbhava, der Sohn Pushpodbhavas, des Ministers beim Oberherrn von Magadha. Als Kaufmann kam ich nach der Insel Kālayavana und führte die Tochter eines Kaufmanns heim, aber auf der Rückkehr mit ihr zusammen scheiterte das Schiff auf dem Meere nicht sehr weit von der Küste, und während infolgedessen alle versanken,

kam ich durch des Schicksals Gunst mit Müh und Not ans Küstenland. Infolge der Trennung von meinem Weibe im Schmerzensmeer umhertreibend, habe ich, aus Rücksicht auf die Vorhersagung eines vollendeten Büssers (d. h. eines Asketen mit übernatürlichem Wissen und Vermögen), sechzehn Jahre mit Mühe hingebracht und mich jetzt, da ich des Leides Ufer noch nicht sehen konnte, vom Berge herabgestürzt."

In eben diesem Augenblick ward ein Frauengekreische gehört: „Es ziemt sich dies ja nicht, dass du, während der vollendete Asket dir die Vereinigung mit dem Gatten und dem Sohne vorhergesagt hat, ohne Kraft, die Trennung zu ertragen, ins Feuer gehst." Als ich dies vernommen hatte, sprach ich zu ihm, von dem mein Herz erkannt hatte, dass er mein Vater war: „Väterchen, ich habe dir viel vorzutragen. Gut! Nachher soll dir alles gemeldet werden. Jetzt darf ich über das Frauengekreische nicht nachlässig hinwegsehen. Bleibe du blos einen Augenblick hier!" Darauf ging ich voll Eile eine Strecke. Dort vor mir sah ich ein Weib, dessen Hände zur Knospe gefaltet waren, und das verwegen in ein fürchterlich flammendes Feuer hineingehen wollte, führte sie zusammen mit einer winselnden Alten, die sie mit eifriger Hast von der Lohe wegbrachte, zu meinem Vater hin und sprach zu der Greisin: „Alte, wo kommt ihr beiden her? Weshalb befindet ihr euch im wilden Walde in dieser bösen Lage? [37] Erzähle!"

Sie sagte stammelnd: „Sohn, diese hier, Suvṛittā genannt, ist die Tochter eines Kaufmanns Kālagupta auf der Insel Kālayavana. Als sie mit ihrem Geliebten Ratnodbhava hierher reiste, versank das Schiff; mit mir, ihrer Amme, sich an eine Planke klammernd, kam sie durch des Schicksals Veranstaltung an den Strand. Die Zeit war da, dass sie gebären sollte und sie gebar einen Sohn in einem Forste. Nachdem aber durch mein Missgeschick das Kind von einem Waldelefanten ergriffen worden war, irrte sie mit mir umher und brachte dann im Vertrauen auf das Wort eines vollendeten Asketen: „Sofort nach sechzehn Jahren wirst du mit deinem Gatten und deinem Sohne zusammenkommen" in einer heiligen Siedelei eine so lange Zeit hin und da sie den uferlosen Schmerz nicht mehr zu ertragen imstande war, schickte sie sich an, im flammenden Feuer ihren Leib als Opfer darzubringen."

Als ich das hörte, erkannte ich meine Mutter, verneigte mich vor ihr, indem ich wie ein Stock platt auf die Erde fiel, erzählte ihr meine ganze Geschichte und zeigte ihr meinen Vater, dessen Gesichtszüge durch die Rede der Amme völlig aufgeblüht und dessen Augen vor Erstaunen weit geöffnet waren. Nachdem die beiden Eltern, die einander an Kennzeichen wiedererkannten, mich, der ich sittsam dastand, erfreuter Seele mit einem Wonnezähренregen besprengt, fest umarmt und aufs Haupt geküsst hatten, liessen sie sich im Schatten eines Baumes nieder.

„Wie befindet sich Rājahaṃsa, der Geliebte der Erde?“ also vom Vater gefragt, teilte ich ihm alles mit: den Verlust des Königreiches, der jenen betroffen hat, deine Geburt, die Erlangung aller Prinzen, das Beginnen deiner Weltgegendeneroberung und deine Begleitung des Mātaṅga, die Veranlassung unsrer Suche nach dir. Darauf brachte ich sie beide in der Siedelei eines Muni unter.

Darauf ganz der Suche nach dir hingegeben, entschied ich bei mir, dass bei bei allen Geschäften als ausschlaggebend das Geld gilt, verschaffte mir eine Schülerschar, geschickt zur Beistandsleistung bei der von mir durch deine Gnade erlernten Zauberkunst, ging mitten im Vindhyawald zu alter Städte Stätten, erkannte vermittelst einer Zaubersalbe[1]) die unter, verschiedene Schätze verratenden, Bäumen vergrabnen, mit Gut gefüllten Töpfe, [38] holte mit Grabwerkzeugen sie herauf, während die (Schüler als) Wächter ringsherumstanden, häufte unzählige Denare an, ging zu einer Handelskarawane, die zu der Zeit herbeigekommen war und sich nicht sehr weit ab gelagert hatte, kaufte dort starke Stiere und Säcke und führte die in die Säcke geschichteten, mit den Stieren fortgeschafften Reichtümer unter dem Vorwande, es seien andre Dinge, stille zur Karawane. Mit ihrem Leiter Candrapāla, einem jungen Kaufmanne, schloss ich Freundschaft und zog mit ihm zusammen nach Ujjayinī hinein.

Nachdem ich auch meine Eltern in diese Stadt hatte kommen

[1]) Magische Augensalben spielen eine sehr grosse Rolle in der altindischen Litteratur. Eine, wodurch man verborgne Schätze sehen kann, finden wir z. B. auch Bhojaprab. (ed. Jīb. Vidyāsāgara) S. 28, Zeile 10.

lassen und, von Candrapālas Vater, Bandhupāla mit Namen, einer Wohnstätte aller Tugenden, eingeführt, beim Mālavakönige eine Audienz bewerkstelligt hatte, schlug ich mit seiner Einwilligung verborgen meine Wohnung dort auf. Als darauf Bandhupāla, mein bester Freund, vernahm,[1]) dass ich mich daran machte, dich in Waldesgegenden zu suchen, sprach er: „Da du doch nicht den ganzen endlosen Erdboden zu durchsuchen imstande bist, so lass die Niedergeschlagenheit des Herzen fahren und bleibe ruhig hier. Wenn ich ein gutes Omen, das für dich den Anblick deines Herrn zur Folge hat, erblicke, so will ichs melden."

Das Herz vom Amṛita[2]) seiner Rede getröstet und tagtäglich in seiner Nähe weilend, sah ich einmal die mondgesichtige, an allen Gliedern von frischer Jugend umblühte Bālacandrikā (d. h. junger Mondenglanz), für das Auge einen Mondenglanz, das Juwel unter den jungen Mädchen, gleichsam die verkörperte Herrlichkeit [oder: die leibliche Glücks- und Schönheitsgöttin] des Kaufmannshauses; und von ihrem Anblick in meiner Festigkeit erschüttert, ward ich zu des Blumenpfeiligen Pfeilziel. Und auch sie, deren Auge wie das der erschreckten jungen Antilope ist, sah wiederholt mit Seitenblicken auf mich, die sich zu Geschossen des mit Blumengeschossen Bewehrten verkehrten, [39] und bebte dabei wie die vom leisen Winde geschaukelte Ranke. Mit ihren eigentümlichen Blicken, die in ihrer Richtung auf mich vom Geiste wieder eingezogen wurden, zwischen Liebesleidenschaft und Scham schwankten, an ihren Gliedern hafteten, erzählte sie ihren Herzenszustand.[3]) Nachdem ich durch geschickte heimliche Bewegungen ihre Herzensneigung vollkommen erkannt hatte, sann ich auf ein Mittel, leicht mit ihr zusammenzukommen.

---

[1]) Oder: Als darauf Bandhupāla erfuhr, dass ich, sein bester Freund, mich daran machte u. s. w. Wohl minder wahrscheinlich so; im Wesentlichen ist freilich nicht der mindeste Unterschied zwischen den zwei verschiednen grammatischen Auffassungen.

[2]) Amṛita ist der Unsterblichkeitstrank der Götter.

[3]) Oder (wohl minder wahrscheinlich): Mit ihrem Geiste erzählte sie ihren Herzenszustand durch (gegen mich) hergewendete, gebogne, mannigfaltige Blicke, die zwischen Leidenschaft und Scham schwankten und an meinen Gliedern hafteten.

Als Bandhupāla ein andermal mit mir zusammen in einen Lustwald bei der Stadt gegangen war, um durch Omina zu erspähen, welche Pfade du gingest [deinen Weg und dein Ergehen zu erspähen], stellte er sich hin und lauschte den Reden der Vögel auf einem Baume. Darauf bedacht, meine Sehnsucht zu zerstreuen, streifte ich im Walde umher und sah da am Ufer eines Teiches die einzige Stätte meiner Herzenswünsche, Bālacandrikā, mit sorgeüberwältigtem Sinn und traurigem Gesichte. Ich genoss das Glück ihres durch Aufregung, Liebe, Scham und dringendes Verlangen anziehenden, liebreizenden Lustanblicks;[1]) und nachdem ich erkannt hatte, dass die Niedergeschlagenheit in ihrem Lotosgesicht von des Liebestriebes zerstörendem Druck herrührte, ging ich spielend, um die Ursache zu erfahren, zu ihr hin und sprach: „Schöngesichtige, erzähle den Grund, dass dein Lotosgesicht so betrübt erscheint!“

Da der geheime Ort Vertrauen in ihr erzeugte, liess sie Scham und Furcht fahren und sagte leise: „O Holder, Mānasāra, der Mālavakönig, hat wegen seines überhandnehmenden Greisenalters seinen Sohn Durgasāra in Ujjayinī zum König geweiht. Der Prinz, der den von sieben Meeren umgrenzten Erdkreis beherrschen will, hat seine beiden Vaterschwestersöhne, die grausam Handelnden, den Caṇḍavarman und den Dāruvarman, mit der Last der Erde betraut und ist auf den Berg des Königs der Könige (Kuveras, des Gottes des Reichtums) gegangen, um Askese zu üben. [40] Während Caṇḍavarman das ganze Reich, von keinem Feind bedroht, beherrscht, begeht Dāruvarman, ohne auf seines Onkels und seines ältern Bruders Lehren zu hören böse Thaten, wie Beiwohnung bei den Frauen Andrer, Raub fremden Gutes u. s. w., und nachdem er mich, deren Sinn alleine dir Lieblichem, dem Liebesgotte Gleichen, unterthan ist, eines Tages gesehen hat, macht er Anstalten, der Mädchenschändung Schande missachtend, mit Gewalt der Liebeslust mit mir zu pflegen. Aus Sorge darüber bin ich in Trübseligkeit verfallen.“

Nachdem ich die auf mich gerichtete übermässige Leidenschaft in ihrem Herzen und dies Hindernis der Verwirklichung

[1]) Oder vielleicht: Ich genoss das Glück ihres durch die seltsamen Erscheinungen der Aufregung, der Liebe und der Scham anziehenden, im Spiele genossenen Anblicks.

meiner Wünsche vernommen hatte, tröstete ich sie, deren Augen mit Thränen gefüllt waren, und als ich über ein Mittel, den Dāruvarman zu töten, nachgesonnen hatte, sprach ich zur Geliebten: „Jungfrau, ich ersinne ein feines Mittel, diesen nach dir lüsternen schlechtgesinnten Menschen umzubringen. ‚Ein Yaksha hält die Bālacandrikā besessen. Wenn einer, dessen Herz vom Verlangen nach ihrer herrlichen Gestalt gefesselt ist und der zu der Verbindung passt, verwegen im Gemach der Liebeslust diesen Yaksha besiegt, mit der Gazellenäugigen, die nur von einer Freundin begleitet sein wird, das Amṛitaglück der Unterhaltung geniesst und dann wohlbehalten hervorkommt, so soll er das Mädchen heiraten, deren Brüste durch ihre Gestalt den Zweifel erwecken, ob man nicht Cakravākas vor sich habe.' Also sollen vor dem Volke der Stadt wahrheitredende dir angehörige Leute wiederholt erzählen. Wenn darauf Dāruvarman, während er solche Reden immer wieder hört, aus Furcht sich ruhig verhält, so ist es das Beste. Wenn er aber aus Schlechtigkeit die Vereinigung mit dir sich zueignen will, so sollen deine Leute zu ihm sagen: ‚Für dich, o Holder, den Minister des Königs Darpasāra, schickt sich eine verwegene Handlung nicht in diesem Hause. Wenn du vor den Bürgern als Zeugen mit der in dein Gemach herbeigeführten Lotosäugigen spielend, voll blühender Lebenskraft bleibst, dann heirate das junge Mädchen und geniesse deines Herzen's Begehr.' Er aber wird darein willigen. Du geh mit mir zusammen, während ich das Kostüm deiner Freundin trage, in sein Gemach. Nachdem ich ihn in dem einsamen Hause mit Faustschlägen, [41] Kniestössen und Fusstritten in aller Eile umgebracht habe, gehe ich wieder, als wäre ich deine Freundin, sorglos hinter dir drein heraus. Deshalb willige in dieses Mittel, erzähle, der Furcht und Scham ledig, vor deinem Vater, deiner Mutter und deinen Brüdern unser beider übergewaltige Liebe und gewinne sie auf jeden Fall dafür, dass sie uns verheiraten. Sie aber werden dich mir, dem an edlem Geschlecht, Reichtum und Schönheit hervorragenden Jüngling, geben. Nachdem du ihnen das Mittel, den Dāruvarman zu töten, erzählt hast, musst du mir ihre Antwort melden."

Sie aber sprach zu mir mit etwas aufgeblühtem Lotosge-

sicht: „Du musst den grausam handelnden und wandelnden Dāruvarman töten. Ist er getötet, so wird sich unser Wunsch vollständig [oder: auf jeden Fall] erfüllen. Also geschehe es! Alles, was du gesagt hast, werde ich gerade so ausführen.“ Mit diesen Worten ging sie, indem sie mit umgewandtem Gesichte mich immer wieder ansah, langsam, langsam heim.

Ich aber ging zu Bandhupāla und hörte von ihm, dem Vorzeichenkundigen, dass meine Vereinigung mit dir gerade in dreissig Tagen stattfinden würde. Darauf betrat Bandhupāla, von mir begleitet, seine Wohnung und entliess auch mich zu meiner Aufenthaltsstätte.

Von Dāruvarman, der in den Schlingen meines aus Trugmitteln gewobenen Fangnetzes hangen geblieben war, ins Gemach der Liebeslust zum Liebesgenusse gerufen, schickte Bālacandrikā, als sie zu ihm gehen wollte, eine Botin zu mir herbei. Nachdem ich aber mit Geschicklichkeit die Juwelenfussspangen, den Gürtel, die Reife um die Handgelenke, die Armbänder, den Ohrschmuck, die Perlenschnur um den Hals, das Linnengewand, das Kollyrium: all den für eine Schöne passenden Schmuck an den betreffenden Stellen angebracht hatte, ging ich in trefflich angewandter reizender Gewandung mit der Geliebten zur Thüre seiner Wohnung. Als ihm vom Thürsteher unsre Ankunft gemeldet worden war, wurde Bālacandrikā mit mir zusammen, nachdem er uns entgegengegangen war und an der Thüre all sein Gefolge entfernt hatte, von ihm in das Gemach des Stelldicheins geführt.

Um die Erzählung von dem Yaksha[1]), die die ganze Stadt erfüllte, zu prüfen, kamen auch die Bürgersleute voll Neugierde zur Gegend um das Thor des Dāruvarman. Er, dessen Sinn der

[1]) Yakshas sind übernatürliche Wesen. Geister von der Art des uns ja schon aus dem Buch Tobias bekannten sind sehr gewöhnlich in der indischen Litteratur. Nur sinds gewöhnlich eher Rākshasas, die von den Gergesener- und Gadarenerteufeln so verschieden sind und so guten Geschmack zeigen, die schöne Wohnung eines jungen Mädchenleibes zu beziehen, dabei aber jeden Mann, der ihm naht, umzubringen. Die Yakshas erscheinen eher öfters als eine Art Schutzgottheiten weiblicher Tugend. Cf. Çukasapt. No. 15; Kathās. XIII, 167, 168. Doch vgl. dagegen z. B. Çukas. No. 8; No. 19. Doch ist ja z. B. im Jātaka wenig Unterschied zwischen Yakshas und Rākshasas. Ein paar Mittel, die Yakkhas (Yakshas) fernzuhalten, werden Jāt. IV p. 492 genannt.

Ueberlegung bar war, führte mit überströmender Leidenschaft [42] das junge Mädchen zu einem gänseflaumgepolsterten Lager[1]) auf einem edelsteinbesetzten goldnen Ruhebett, übergab mir, den er wegen des nächtlichen Dunkels durchaus nicht als einen Mann erkannte, und der ich reizende Frauentracht trug, Schmucksachen aus Gold und Edelstein, feine Prachtgewänder, mit Moschus vereinigten gelben Sandel, mit Kampfer verbundnen Betel, wohlriechende Blumen und ähnliche Sachen, und er unterhielt sich nur ein paar Augenblicke mit lachenden Reden [Lachen und Reden]. Sodann wollte er in seiner Leidenschaftsverblendung an ihre Brüste greifen. Zorngerötet warf ich ihn furchtlos oben von dem Ruhebett herunter und schlug mit Faust-, Knie- und Fussstössen auf ihn ein. Ich brachte den Schmuck, der durch das Ungestüm des Kampfes in einen schlimmen Zustand geraten war, wie früher zurecht,[2]) ging dann der vor Furcht Bebenden, Rundgliederigen zärtliche Worte gebend, zum Hof des Hauses hin und kreischte laut, als zitterte ich vor Furcht: „Wehe, von dem schrecklich gestalteten Yaksha, der die Bālacandrikā besessen hält, wird Dāruvarman umgebracht! Kommt eiligst herbei! Seht ihn!“ Als die versammelten Leute das hörten, sprachen sie unter einander, indem sie unter hervorkommenden Thränen die Weltgegenden mit dem Geschrei: Wehe, wehe! betäubten: „Obwohl Dāruvarman hörte, dass ein starker Yaksha die Bālacandrikā besessen hält, warb er, rauschverblendet, doch um sie. So ward er von seiner eignen That umgebracht. Was soll die Klage um ihn!“ Und sie traten hinein. Unter diesem Gelärme ging ich mit der unstäten Auges Umherblickenden geschickt und in aller Eile hinaus und ging in meine eigene Wohnung.

---

[1]) Vielleicht hätte ich eher übersetzen sollen: schwanendunengepolstert, da ich sonst haṃsa mit „Schwan“ wiedergebe. Es ist möglicherweise kein Zufall, dass wir grade ein solches Bett hier haben. Denn der haṃsa gilt (wie der Pfau) als glückbedeutender und glückbringender Vogel. Haṃsafiguren werden deswegen z. B. in Gewänder gewoben, die man bei wichtigen, freudigen Ereignissen trägt, vor allem natürlich bei Hochzeiten. S. Raghuv. XVII, 25 samt Shankar Pandits note; Kumāras. V, 67; den Scholiasten (Mallinātha) zu Kumāras. VII, 32.

[2]) Oder vielleicht: ich brachte den Schmuck, der durch das Ungestüm des Kampfes teilweise verloren war, wieder zusammen u. s. w.

Als darauf einige Tage vergangen waren, heiratete ich nach der Weise der Weisung des vollendeten Asketen (Siddha) die Mondangesichtige vor den Augen der Bürger und freute mich nach Wohlgefallen der vorher begehrten verschiednen Arten des Liebesgenusses.

An diesem von Bandhupālas Vorzeichen angezeigten Tage herausgezogen und draussen vor der Stadt mich aufhaltend, freue ich mich auch der den Augen ein Fest bereitenden Lust deines Anblicks.

[43] Als der mit frischem Sinn begabte Rājavāhana so des Freundes Geschichte vernommen und seine eigne und Somadattas Geschichte ihm zu wissen gethan hatte, befahl er dem Somadatta: „Bring du, sowie du den Herrn des Mahākālaheiligtums verehrt hast, deine Geliebte mit ihrem Gefolge in die eigne Wohnung und komm dann!“ und darauf betrat er, von Pushpodbhava bedient, die Stadt Avantikā (Ujjayinī), die einen Himmel auf Erden darstellt. Dort meldete Pushpodbhava seinen Verwandten, dem Bandhapāla u. s. w.: „Dies ist der Prinz meines Herrn,“ liess ihm von diesen vielfache Ehrenerweisung zollen, machte in der Stadt bekannt: „Ein aller Künste kundiger ausgezeichneter Brahmane!“ und liess in seinem Hause den König Tag um Tag salben, speisen u. s. w.

So lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daç. das vierte Kapitel, genannt: „Pushpodbhavas Abenteuer.“

5. Kapitel.

Avantīsundarīs Heimführung.

Darauf kam die Frühlingszeit herbei, indem sie durch des Liebesgottes Heerführer, den Südwind — der sehr fein ist, weil er gleichsam nur noch ein Ueberrest ist vom Mahle der auf den Bäumen des Malayagebirges dicht wohnenden Schlangen, und der sehr langsam geht, weil er gleichsam belastet ist mit dem durch ihn abgeschüttelten Dufte des gelben Sandels[1]) — das

[1]) Die Schlangen leben nach der indischen Mythe von Wind. Das Malayagebirge im Süden ist wegen seines Sandels berühmt. Das Sandelholz wird zerstossen auf die Glieder gestrichen. Es kühlt und duftet sehr angenehm. Als

Liebesfeuer in dem Herzen der Getrennten in Flammen setzen liess, indem sie durch das Gewirre der lieblichen Töne der Bienen und Kokilas, deren Kehlen durch das Kosten des Blütensaftes junger Sahakāraknospen reizend erregt waren, den Weltgegendenkreis geschwätzig erklingen machte, [44] indem sie den Frauen Herzenssehnsucht herbeiführte, indem sie auf den Mākandas, Sinduvāras, roten Açokas, Kiṃçukas und Tilakas[1]) die Knospen hervorrief und empfängliche Gemüter zum hohen Liebesfeste freudig erregte. In dieser äusserst anmutigen Zeit hat Mānasāras Tochter, Avantīsundarī genannt, aus Verlangen, zusammen mit ihrer lieben Freundin Bālacandrikā sich in dem reizenden Garten bei der Stadt zu vergnügen, sich damit ergötzt, dass sie, von einem Haufen der Schönen aus den Bürgern begleitet, unter einem jungen Mangobaume, auf dem Sandboden, der kühlen Schatten geboten, dem im Herzen Geborenen (Kāma) mit einer Menge der verschiedenartigen wohlriechenden Sachen, wie pulverisiertem Sandel, Blumen, Gelbwurz, geröstetem Korn, Mennig, Ambra u. s. w. verehrte.

Da trat, voll Verlangen, die Avantīsundarī, das Abbild der Rati,[2]) zu sehen, Rājavāhana mit Pushpodbhava zusammen in den Garten, gleichsam der von seinem Freunde, dem Lenz, begleitete Liebesgott. Da und dort lauschte und lauschte er den Stimmen der Bienenflüge, der Kokilazüge[3]) und der Papageienreihen auf den Rasātalabäumen, an deren malayawindgeschaukelten Aesten die dicht hervorgebrochenen Schossensprossen, Blumen und Früchte prangten; er beschaute und beschaute die Teiche, die da von den Streifen der ein wenig aufgeblühten blauen, gelben, weissen und roten Lotosblumen und von den reizen-

---

die herrlichsten Wohlgerüche werden öfters genannt: candana (Sandel), tagara (ein best. Strauch und das Pulver von ihm), uppala (Lotos), sassikī (Jasminum Grandiflorum). S. Milind. 333; Jāt. III, 291; Sumaṅgala Vilasinī p 56; Dhammap. No. 54, 55. Der gelbe Sandel findet sich häufig als höchst trefflich erwähnt. Anderwärts gilt der rote als der geschätzteste. Der Grund für das letztere wird Milind. 321 angegeben.

[1]) Es sind dies alles verschiedene Arten von Bäumen. Sahakāra ist eine überaus wohlriechende Mangoart.

[2]) Rati (Liebeslust) ist die Gattin Kāmas, des indischen Amor.

[3]) Bühler liest kokilakala —.

den Tönen der Gruppen scherzend sich tummelnder Kalahaṃsas, Sārasas, Kāraṇḍavas und Cakravākas erfüllt waren, und die da infolge ihrer lautern, kühlen, lind und leise lispelnd ans Land hin lallenden, lallenden Wellen lieblich da lagen.[1]) Also langte er in lassheitsloser spielender Lust in der Lieblichen Nähe an. Von Bālacandrikā durch ein Zeichen mit der Hand, das ihm zu verstehen gab: „Komm furchtlos herbei!“ hinzugerufen, begab sich Rājavāhana, der durch seinen Glanz den Vielgerufnen (Indra) besiegte, in die nächste Nähe der dünnbäuchigen, lotosäugigen Avantīsundarī. Sie strahlte, als hätte der Freund des Frühlings (Kāma), voll Sehnsucht nach der Rati, mit der Absicht, eine dem Ergötzen dienende Statue zu machen, sie geschaffen, indem er ein ausgezeichnetes Weib hervorgebracht, und zwar aus der Herrlichkeit der herbstlichen Lotosblumen seines Lustteiches ihre beiden Füsse gemacht hätte, aus der Gangart des trunkenen Marālikaweibchens[2]) im See seines Lustgartens die Lieblichkeit ihres spielend lässigen Ganges, aus der Schönheit seines Köchers ihre Beine, aus der Anmut der zwei Pisangstämme an der Thüre seines Lustgemachs ihr entzückendes Schenkelpaar, aus der Grazie seines Siegeswagenrades ihre feste Veste der Liebesfeste, aus dem Nachbilde der Höhlung in der Knospe einer ein wenig aufgeblühten weissen Lotosblume seines Festkranzes ihren wie ein Gangeswirbel sich ründenden und windenden Nabel, aus der Treppenflucht seines weissschimmernden Palastes die drei Falten ihres Bauches, den Haarstreifen dort aus der liebreizenden Schwärze der Bienenreihe, die seine

[1]) Wörtlich: „Er beschaute und beschaute die Teiche, lieblich durch ihr lauteres (klares), kaltes Wasser, das da erfüllt war von den reizenden (leislieblichen) Tönen der Gruppen von Kalahaṃsas, Sārasas, Kāraṇḍavas, Cakravākas, welche sich tummelten im (oder: lüstern waren nach dem) Spiel in den Streifen der ein wenig aufgeblühten indīvaras (blauer Lotos), kahlāras (lichter Lotos), kairavas (weisser Lotos) und rājīvas (blaue Lotosart).“ Da dies denn doch stilistisch gar zu arg gewesen wäre, so habe ich eine kleine grammatische Umkrempelung vorgenommen. Ebenso musste ich, wie man sieht, ein paar Wörter einschieben, um die Lieblichkeitsorgie, die der indische Schriftsteller bei der Beschreibung der Teiche feiert und die hauptsächlich in der gehäuften Anwendung des linden weichen Lautes l besteht, etlichermassen ihm nachschwelgen zu können.

[2]) Best. Wasservogel, weiterhin vom Verfasser als gleichbedeutend mit dem haṃsa (Schwan) genommen.

Bogensehne bildet, aus der Herrlichkeit seiner gefüllten, goldnen Krüge ihr Brüstepaar, aus der Zartheit der Ranken seiner Laube ihre Arme, aus der Glanzerscheinung seiner Siegesmuschel ihren Hals, aus der Röte des reizenden jungen Sahakārasprosses, der seine Ohren schmückt, ihre Lippen, durch die die Bimbafrucht zum blossen Abbild gemacht wurde, aus der lichten Lieblichkeit der ihm als Pfeile dienenden Blumen ihr klares Lächeln, aus der Süssigkeit des feinen Gesanges seiner ersten Botin, des Kokilaweibchens, ihre Rede, aus dem Wohlgeruch seines Gesamtheerführers, des Malayawindes, ihres Odems Hauch, aus dem Uebermut des Fisches, den er im Siegesbanner führt, ihr Augenpaar, aus der Pracht seines Bogens ihre Brauenranken,[1]) aus der von Flecken gereinigten Holdseligkeit des Mondes, seines ersten Freundes, ihr Gesicht und aus dem Schweifgewoge seines zum Spiele gehaltenen Pfaus ihre Haarfülle; und als hätte er sie (diese aus den genannten Stücken gebildete Statue) dann in flüssigem Sandel, gemischt mit aller Blumen Saft und Moschus, abgespült und mit Kampferstaub sie abgerieben. Als die so beschaffene Tochter des Mālavafürsten, gleichsam die verkörperte Schönheit selber, ihn vor sich sah, gleich als wäre der von ihr durch Dienst erfreute Liebesgott leibhaftig erschienen,[2]) um ihr Huldbegehren zu gewähren, da bebte sie, von der Liebe in Besitz genommen, wie die vom leisen Wind geschaukelte Ranke.

Darauf von der Unbefangenheit des Spieles abgekommen, erfuhr sie in ihrer Scham die verschiedenartigsten Gefühlserregungen! „Als der Weltenurheber das Volk der Schönen schuf, hat er gewiss diese so zufällig hervorgebracht, wie ein (nagen-

---

[1]) Vgl. dazu und zu manchem andern in ähnlichen Schilderungen der indischen Dichter Wilh. Müllers Versteck der Liebesgötter:

Kleine Liebesgötter sitzen
Dir in jedem Lockenringe,
Und aus diesem Hinterhalte
Schiessen sie nach mir mit Pfeilen.
Pfeile sind die goldnen Strahlen
Die aus deinen Haaren leuchten,
Und sie legen sie zum Zielen
Auf die Bogen deiner Augen.

[2]) Oder: gleich als wäre der von ihr verehrte Liebesgott ganz von selber (svenaiva) erschienen, um ihr den begehrten Freier (Bräutigam) zu gewähren.

der) Wurm einen Buchstaben. Warum macht denn sonst der Lotosgeborene (Brahma), wenn er in solcher Schöpfung geschickt wäre, nicht ein andres junges Weib, das diesem an Lieblichkeit gleich wäre?“ Während sie vor den Augen des Prinzen, der mit diesen Gedanken voll Verwunderung und Zuneigung sie beschaute, dastehen zu bleiben sich schämte und darum ihre Glieder etwas zwischen den Freundinnen verbarg, betrachtete sie den Rājavāhana, dessen Schönheit für sie, die Antilope, ein Fangnetz war, fort und fort mit etwas zusammengezogenen, unter gebogenen schlanken Brauenranken hervorragenden, nach seinen Augen gewendeten Blicken aus den äussern Augenwinkeln. Auch sein Geist ward zum Pfeilziel des Gottes mit den sich nicht paarenden, diese Seele mit dem Schmerze paarenden Pfeilen, des Kāma, der gleichsam Heereskraft gewann in der Gesamtheit der Gemütsstimmungen, welche sie damals zeigte.

Sie dachte im Geiste also: „In welcher Stadt wird glücklichen jungen Frauen durch diesen, dessen Schönheit kein andrer teilt, ein Augenfest bereitet? Welche Matrone wird durch dies Juwel von einem Sohne zur Perlenkrone der mit Söhnen begabten Schönen gemacht? [Wohl genauer: Wer unter den söhnebegabten Matronen wird durch dies Juwel von einem Sohne zu der Gescheitelten Scheitelperle gemacht?] Wer ist seine Königin? Was ist der Grund, dass er hierher kommt? Der Peiniger (Name des Liebesgottes) folgt seinem Namen, indem er gleichsam aus Neid mich über die Maassen peinigt, da ich diesen betrachte, der seine Schönheit verlacht (d. h. weit übertrifft.) [47] Was thue ich? Wie soll ich über diesen Kunde erhalten?“

Darauf dachte Bālacandrikā, die durch Prüfung der Gefühlsäusserungen der Beiden ihren Herzenszustand erkannt hatte: „Vor dem Frauenhaufen passt es sich nicht, ihr die Kunde von dem Königssohne in genauer Weise zu melden,“ und so sagte sie in Worten, wie sie unter den Leuten (über den Prinzen) gemein waren[1]): „Prinzessin, ehre du diesen mit allen Künsten vertrauten, die Gottheit nahen (leibhaftig erscheinen) lassenden, im Kampfe geschickten Brahmanenjüngling, der sich auf Amulette und Kräuter versteht und der Huldigung wert ist.“ Als die Königs-

[1]) Oder: „in Worten, die für die Leute gemeinsam passten.“ Wohl kaum!

maid das gehört hatte, liess sie, im Herzen durch die Bālacandrikā, die ihrem Verlangen gemäss geredet hatte, erfreut und von der aus dem Begehren geborenen Liebe, wie eine Wellenreihe vom sanft wehenden Winde, erregt, den Prinzen, der den Gott der Liebe (an Schönheit) besiegte, auf einem angemessenen Sitze niedersetzen, und als Verehrung ihm einen Haufen verschiedenartiger Dinge, wie gepulverten Sandel, Blumen, geröstetes Korn, Kampfer, Betel u. s. w. von ihrer Freundin schönen Händen spenden.

Rājavāhana aber dachte bei sich: „Gewiss ist das Yajñavatī, meine Gattin in früherem Dasein. Wäre dem nicht so, dann entstünde nicht solche Zuneigung zu ihr in meinem Herzen. Zu der Zeit, da des Büssers Fluch ein Ende hat, ist die Erinnerung an die frühere Existenz uns beiden gemeinsam.[1]) Dennoch will ich durch Reden, welche die von der Zeit herbeigeführte Besonderheit (besondern Vorfälle) verraten,[2]) ihr die Erkenntnis hervorrufen."

Zu eben dieser Zeit kam ein reizender Königsschwan (rājahaṃsa) in ihre Nähe herbei, um sein Spiel zu treiben. Als er sah, wie die von sehnsüchtigem Begehren erfüllte Königsmaid die Bālacandrikā beauftragte, den Vogel zu fangen, dachte er: „Die Gelegenheit zu reden ist schicklich," und so sprach der Redegewandte spielend also: „Freundin, früher einmal kam ein König namens Çāmba mit seiner Herzensgeliebten im Verlangen,

[1]) So nach Wilsons und Bühlers Text. Die Bombayer Textgestalt kann übersetzt werden: „Die auf die Zeit, da der Fluch zu Ende ist, von dem Asketen verliehene Erinnerung an die frühere Geburt ist uns beiden gemeinsam." Oder: „Auf die Zeit, da der Fluch ein Ende hat, ist von dem Asketen eine uns beiden gemeinsame Erinnerung an die frühere Existenz verliehen worden." Oder: „Zu der Zeit, da der Fluch ein Ende hat, ist die von dem Asketen verliehene Erinnerung an die frühere Existenz uns beiden gemeinsam."

[2]) Oder wohl minder wahrscheinlich: Dennoch will ich durch Reden, die in ihrer Besonderheit durch die Zeit (oder: das Schicksal) herbeigeführt sind und die Sache verraten u. s. w. Im Texte hätte ich für Zeit vielleicht eher Schicksal setzen sollen. Die Besonderheit (besonderen Vorfälle) wäre dann wohl die Verfluchung durch den Vogel, die gleich nachher erzählt wird. Für die zweite Auffassung spricht neben dem darauf folgenden Satze: „Zu eben dieser Zeit kam" u. s. w. die indische und wohl allgemein orientalische Eigentümlichkeit, gerne an etwas grade vor Augen Tretendes anzuknüpfen, um eine bestimmte Auseinandersetzung etc. einem recht zu Gemüte zu führen. So z B. öfters im Jātaka.

sich zu vergnügen, an eine Lotosgruppe, ergriff dort sachte einen bei einer Menge roter Lotosblumen im Geiste vom Schlafe überwältigten Königsschwan, fesselte mit einem Lotosfaserfaden seine beiden Beine und sprach, indem er das Gesicht der Geliebten voll Zuneigung betrachtete und sein einziges Wangenrund unter einem sanften Lächeln aufblühte: „Mondgesichtige, ich habe den Flamingo gebunden, er ist still [48] wie ein Muni. Geh mit ihm hin wie es dir gefällt." Der Königsschwan aber verfluchte Çāmba: „Erdenhirt, weil du mir in ewiger Keuschheit lebendem Büsser, der ich höchst beseligt in der vollständigen Hingebung an die religiöse Uebung zwischen dieser Lotosgruppe dastand, grundlos, aus stolzem Uebermut, wegen deiner Königsschaft, Verachtung erwiesen hast, darum erfahre wegen dieser Sünde die Pein der Trennung von der Buhle!" Mit betrübtem Gesicht sprach Çāmba, der die Trennung von der Herrin seines Lebens nicht ertragen konnte, voll Bescheidenheit, indem er sich wie ein Stock zur Erde warf, also: „Was ich aus Unwissenheit gethan habe, das verzeihe du, o Ausgezeichneter!" Der Büsser sagte mitleidgezogenen Sinnes: „In dieser Existenz, o König, wird der Fluch sich nicht erfüllen. Weil aber mein Wort nicht eitel ist, so sollst du in einem kommenden Dasein, nachdem du durch den Reiz dieser dann in einen andern Körper eingegangnen Lotosäugigen ihr Geliebter geworden bist, zwei Monate — weil du zwei Augenblicke meine beiden Füsse gebunden hast — mit kettengefesselten Füssen die Trübsal der Trennung von der Buhlin erfahren und dann auf lange Zeit mit dem Liebchen zusammen die Königsherrschaft erlangen." Darauf begnadete er die Beiden auch mit der Erinnerung an die frühere Existenz. Deshalb sollst du den Königsschwan nicht binden."

Die Prinzessin aber, die durch das Anhören seiner Rede die Geschichte ihres frühern Lebens erkannte, ward in ihrem Herzen inne: „Gewisslich ist das meines Lebens Geliebter!" und liebesprossenden Herzens sprach sie mit leisem Lachen: „Mein Holder, in frühern Tagen hat Çāmba, um den Auftrag der Yajñavatī auszuführen, eine solche Königsschwanfesselung vorgenommen. Denn so thun auch Weise aus Galanterie, was sie nicht sollten." Indem die Maid und der Prinz also die vertrauten Namen in ihrer beider früherem Dasein zur gegenseitigen Er-

kennung zusammen mit Erinnerungszeichen sich mitteilten, wurden ihre Herzen von Liebesleidenschaft erfüllt.

In diesem Augenblicke langte die Hauptgemahlin des Mālavafürsten, von ihrer Dienerschaft umringt, in dieser Gegend an, um ihrer Tochter Spiel zu betrachten. Als Bālacandrikā aber sie von ferne erblickt hatte, liess sie in eifriger Hast, aus Furcht, das Geheimnis möchte sich verraten, durch ein Zeichen mit der Hand den von Pushpodbhava bedienten Rājavāhana in dem Baumgarten die Glieder verbergen. Als die Gemahlin des Mānasāra, das verschiedenartige Vergnügungsspiel der Tochter und ihrer Freundinnen geniessend, einen Augenblick verweilt hatte, [49] schickte sie sich an, mit ihrer Tochter in ihren eigenen Palast zu gehen. „O du Zier des Rājahaṃsageschlechts, ich verlasse dich plötzlich, der du in dem Verlangen, dich zu vergnügen, zu mir hergekommen bist, und gehe der Mutter nach, weil ich denke, es ziemt sich so. So möge deshalb deine Herzensneigung sich nicht ändern.“ Also eine Menge Plauderworte von schicklicher Sorte, die an den Prinzen, dem Scheine nach aber an den Königsschwan gerichtet waren,[1]) vorbringend folgte Avantīsundarī ihrer Mutter, schaute mit umgewandten traurigen Augen nach seinem Gesicht und ging zu ihrem Gemach.

Dort meldete ihr Bālacandrikā bei Gelegenheit des Gesprächs vom Herzensgeliebten sein Geschlecht und seinen Namen; das Herz vom Niederfallen der Liebespfeile verwirrt, wies sie, dünn, dünn wie die Mondsichel in der dunkeln Mondeshälfte, aus Trennungsschmerz das Essen und alle andre Beschäftigung von sich und wälzte ihre schlanke Leibesranke oben auf dem Bette, das aus jungen Sprossen und Blumen, bespült mit Sandel, bereitet war. Als dort die niedergedrückte Freundinnenschar die vom Liebesfeuer gepeinigte, sehr zarte Prinzessin einen solchen Zustand leiden sah, beschafften sie mit gelbem Sandel, der

[1]) Man erinnere sich, dass Königsschwan im Sanskrit rājahaṃsa genannt wird, und dass der Vater Rājavāhanas Rājahaṃsa heisst. Somit kann er mit Recht: ‚Zierde des Rājahaṃsageschlechts' heissen. Da aber Avantīsundarī zu dieser Zeit ja die Herkunft ihres so plötzlich erworbenen Liebsten nicht kannte und man einem Autor das Quandoquidem dormitat nicht aufhalsen sollte, wo es nicht sein muss, so versteht man wohl besser den Ausdruck bildlich (die Könige sind Schwäne, unter ihnen ist Rājavāhana der herrlichste).

Wurzel des Andropogon muricatus und Kampfer gemischtes, zu ihrer Begrüssung hergerichtetes Wasser in goldenen Krügen und aus Lotosfaserfäden gemachte Gewänder und aus Lotosblättern hergestellte Fächer: viele Dinge, die Glut wegzunehmen[1]), und erfrischten so ihren Leib. Aber diese kühlenden Behandlungsmittel riefen nur, wie Wasser in erhitztem Oel, in ihrem Körper das Feuer ringsum hervor.

Die von Ratlosigkeit verwirrte, niedergeschlagene Bālacandrikā mit ein wenig aufgeschlagenem, thränentropfenvollem Seitenblick anschauend, klagte plagte die Schwellgliedrige, deren Lippen von den trennungsfeuergluterpressten Seufzern hart mitgenommen waren, leise, stammelnd also: „Liebe Freundin, Kāma wird gewiss mit Unwahrheit „der mit Blumengeschossen Bewehrte," „der mit fünf Pfeilen Versehene"[2]) genannt. Ich hier werde von ihm mit eisernen, unzähligen Pfeilen tötlich getroffen. Freundin, ich meine, der Mond brennt heisser als das Höllenfeuer. Denn wenn er ins Meer hinein tritt, so trocknet es aus; ist er herausgekommen, dann grade wächst es. Was sollte ich das schlechte Thun dessen, der die Finsternis wirkt, schildern! [50] Denn er zerstört ja die Taglotosblume, das Haus seiner eignen Schwester, der Lotosbewohnerin (d. h. der Lakshmī oder Çrī, der Göttin des Glücks und der Schönheit). Gewiss ist, durch die Berührung mit den im Trennungsfeuer lodernden Herzen erhitzt, der Malayawind ganz schwach geworden. Durch dies aus jungen Schossen gebildete Bett, das gleichsam eine Liebesfeuerflammenmasse ist, wird mir des Körpers Glutenmeer gemehrt. Auch der gelbe Sandel lässt meinen Leib in Schmerzen erglühen, gleich als wäre er durchdrungen von reichlichem Gifte, das die Zähne der seine Stämme umwindenden Schlangen drauf gestrichen. Drum genug, genug der heissen Bemühung, mich mit kühlenden Mitteln zu behandeln! Der den Liebesgott an Lieb-

[1]) Oder minder wahrscheinlich: „und viele aus Lotosblättern hergestellte, die Glut wegnehmende Fächer."

[2]) Weil Kāma fünf Pfeile führt, so heisst er oft der Gott mit der ungeraden Zahl Pfeile. Wird dann für ungerad das Wort vishama gebraucht, so gerät der Uebersetzer in eine Klemme; denn vishama bedeutet auch: schrecklich, feindselig, Ungemach, Schmerz, Not verursachend. Ich habe darum einmal übersetzt: „der Gott mit den sich nicht paarenden, die Seele mit Schmerz paarenden Pfeilen."

lichkeit übertreffende königliche Prinz nur wäre der Arzt, der aus jeder Fieber das Fieber der Liebe vertriebe. Ihn aber kann ich nicht bekommen. Was soll ich denn anfangen!"

Als Bālacandrikā sah, wie die Zartgliedrige ins höchste Stadium des Liebesfieberzustandes getreten, ihr Herz der Lieblichkeit Rājavāhanas unterworfen und für sie keine andre Zuflucht war, dachte sie bei sich: „Ich muss den Prinzen in Eile herbeiführen. Sonst wird sie der, in dessen Banner der Fisch sich findet, den Gang derer führen, die nur in der Erinnerung leben. Zu der Zeit, als die beiden Königskinder dort im Garten einander erblickten, hat der Gott, der Pfeile in ungleicher Zahl führt, zugleich sein Geschoss auf sie beide abgesandt. Deshalb ist es leicht, den Prinzen herbeizuführen." Nachdem sie sodann der Freundinnenschar, welche in dem, was in dem Augenblicke grade zu thun schicklich war, geschicklich[1]) war, die Behütung der königlichen Prinzessin aufgetragen hatte, kam sie in das Haus des königlichen Prinzen.

Rājavāhana, dessen Herz zu dem Köcher des Blumenpfeilbewehrten geworden war, befand sich auf einem Knospenlager, das von der Berührung mit seinen liebedurchglühten Gliedern welk geworden, und unterhielt sich über die Herrin seines Lebens mit Pushpodbhava. Als er die teure Freundin[2]) gekommen sah, rief er: „Bālacandrikā ist gekommen, gleichsam die zu suchende Ranke herzu zu des Baumes Wurzel" und erfreuten Sinnes nach Nachricht von seiner Holden fragte er sie, deren gefaltete Hände wie eine den Schmuck ihrer Stirne bildende Lotosknospe prangten, und die ihm, nachdem sie sich auf einem passenden, ihr mit den Worten: „Hierher setze dich!" angewiesenen Sitz niedergelassen hatte, in artiger Weise den von Avantīsundarī gesandten mit Kampfer vermischten Betel überreichte. Mit bescheidner Höflichkeit sagte sie: „Majestät, seit der Zeit, da sie in dem Lustwalde dich erblickte, findet sie vom Peiniger gepeinigt in Blumenlagern u. s. w. nicht Löschung ihrer Glut, und in der Blindheit der Minne [51] darauf bedacht, das Glück der Umarmung an deiner Brust zu geniesen, das für sie unerreich-

[1]) Geschicklich = geschickt wird z. B. von Goethe irgendwo im Reinecke Fuchs gebraucht.

[2]) Möglicherweise auch: „die Freundin des Teuern" (i. e. Pushpodbhavas).

bar ist, wie dem Zwerg die Frucht auf hohem Baume,[1]) hat sie selber einen Brief geschrieben und mich beauftragt: „Uebergieb ihn dem Geliebten!“ Der Prinz nahm den Brief und las:

Seit deine wie Blumen so zarte Gestalt,
Die jeglichem Tadel entrückt, ich erblickt,
Steht, Schöner, mein Sinn in der Sehnsucht Gewalt;
So weich werd' dein Herz, das entzückt und beglückt![2])

Als er dies also gelesen hatte, sagte er voller Seele: „Freundin, du, die Geliebte Pushpodbhavas, der wie ein Schatten mir folgt, bist gleichsam das ausser ihr wandelnde Leben jener Gazellenäugigen. Deine Geschicklichkeit ward zum Wassergraben um die Ranke: „dieses Werk.“[3]) Ich werde das alles thun. Von der Schwellgliedrigen wird meines Herzens Härte angedeutet. Als in dem Lusthain die Antilopenäugige in meinen Gesichtskreis gekommen war, da ging sie heim, indem sie mein Herz mit fortnahm. Sie selber ists, die etwas weiss von Freundlichkeit und Härte des Sinnes. Es ist schwer, in die Mädchenwohnung hineinzukommen. Wenn ich ein hierzu passendes Mittel ermittelt habe, will ich morgen oder übermorgen mit der Rundgliedrigen zusammenkommen. Ihr Kunde von mir erzählend, bringe du solche Mittel in Anwendung, dass der gleich einer Çirīshablüthe Zarten keine Leibesqual entsteht.“ Nachdem

[1]) Vgl. Raghuv. I, 3:

Mandaḥ kaviyaçahprārthī
gamishyāmy upahāsyatām
prāṃçulabhye phale lobhād
udbāhur iva vāmanaḥ.

[2]) Zu diesen rimes couronnées bot hier das Original eigentlich keinen Anlass. Ich hielt mich nur hier schadlos für ein paar Stellen, wo ich die Künstlichkeit Daṇḍins nicht wohl nachahmen konnte. Eine etwas genauere Uebersetzung der im Sanskrit einfachen Verse wäre etwa:

Seit deine Gestalt, die blumenzarte,
Die tadellos in der Welt, ich gewahrte,
Verlangt nach ihr mein Sinn voll Schmerz;
Drum mache, o Schöner, so weich dein Herz!

(So weich, wie deine Glieder sind).

[3]) Man erinnere sich, dass wir im heissen Indien sind. Um Pflanzen und Bäume werden Wassergräben gezogen, und diese müssen eifrig gefüllt werden. Dies ist natürlich besonders wichtig, wenn eine Ranke, ein Baum u. s. w. noch jung und zart ist, wie dieses eben emporsprossende „Werk“.

Bālacandrikā seine liebesschwangere Rede gehört hatte, ging sie erfreut zu den Mädchengemächern.

Rājavāhana ging mit Pushpodbhava, um sich den Trennungsschmerz zu vertreiben, in jenen Garten, wo er das Glück, die Herzensgeliebte zu sehen, erlangt hatte. Dort irrte er umher, infolge seiner Liebeserregung unfähig, irgendwo zu verweilen, indem er die Baumgruppen, von denen die Cakoraäugige[1]) eine Menge Schosse und Blumen gepflückt hatte, die Stätte, wo die Herbstmondangesichtige den Liebesgott verehrt hatte, und den kühlen Sandboden, der mit der Fussspurenreihe der Schwellgliedrigen bezeichnet war und im Innern der Madhavīrankenlaube das Lager aus Sprossen, genossen und verlassen von der Schönzähnigen, betrachtete; indem er alle diese Dinge, die zu der Zeit, da er die Zierde der Frauen zu schauen bekam, zu Ueberresten (die sie genossen und verlassen hatte) geworden waren, sich im Gedächtnisse immer wieder vergegenwärtigte; indem er die vom leisen Winde bebenden jungen Mangoschösslinge wie Feuerflammen[2]) erschrocken [52] immer wieder ansah und den Tönen der gleichsam „die Ohrenbläser der Liebe" zu nennenden Kokilas, Papageien und Bienen lauschte.

In diesem Augenblicke kam ein Erdengott, in feinem prächtigem Kleide, funkeljuwelenringgeschmückt, von einem am Kopfe kahl geschorenen Brahmanenjungen begleitet, anziehend in seiner reizenden Tracht, zufällig herbei und sah unter Segenswünschen den von ringsum leuchtendem Glanze umzirkten Rājavāhana an. Der König fragte ihn rücksichtsvoll: „Wer bist du, in welcher Wissenschaft bewandert?" Dieser meldete ihm: „Vidyeçvara bin ich geheissen; in der Wissenschaft der Gaukler erfahren, streife ich in den verschiedenen Gegenden umher zur Sinnesergötzung der Könige und bin so heute nach Ujjayinī gekommen." Indem er wiederum Rājavāhana genau ansah, fragte er bedeutungsvoll lachend: „Was ist die Ursache, dass du an diesem Vergnügungsorte so bleich bist?" Pushpodbhava, der ihn für ein Werkzeug zu seinem eignen Geschäfte hielt, sprach rücksichtsvoll: „Bist du Herrlichredender denn nicht schnell unser

[1]) Cakora ist ein best. Vogel (perdix rufa). Nach der poetischen Vorstellung lebt er nur von Mondesstrahlen und wird daher viel in Vergleichen benutzt.

[2]) Die jungen Schösslinge sind ja rot.

lieber Freund geworden, durch das was der Freundschaft der Guten vorhergeht: durch ein Gespräch [eine Anrede, das Anreden]![1]) Und was giebts unter Freunden Unerzählbares! In diesem Lustwalde entstand zwischen der Tochter des Mālavafürsten, die zu des Frühlings hohem Feste hierhergekommen war, und diesem Königssohne, als sie unverhofft einander sahen, eine überströmende Zuneigung. Da es kein Mittel giebt, das ihm ihren beständigen Genuss verschaffte, so muss er einen solchen Zustand erfahren."

Vidyeçvara sah dem vor Scham holdseligen Prinzen ins Gesicht und erklärte mit leisem Lachen: „Majestät, solange ich als dein Diener dastehe [dein Diener bleibe], welches unausführbare Werk gäbe es da! Ich will durch meine Gauklerwissenschaften den Malayafürsten verblendend, grade vor den Augen des Bürgervolks, die Verheiratung seiner Tochter vollziehen und deinen Eintritt in die Mädchengemächer bewerkstelligen. Diese Geschichte soll man der Königstochter vorher durch den Mund ihrer Freundin erzählen." [53] Erfreuten Sinnes entliess der Herr der Erde mit vielen Achtungsbeweisen den Vidyeçvara, den unverhofften Freund, der seine Geschicklichkeit in künstlichen Geschäften deutlich gezeigt hatte und Täuschung, künstliche Liebe und natürliche Zuneigung kannte.

Darauf ging Rājavāhana, der in Anbetracht der dem Vidyeçvara in seinem Werke eigenen Geschicklichkeit seinen Wunsch gleichsam schon für erfüllt hielt, mit Pushpodbhava heim, liess sorgfältig durch den Mund der Bālacandrikā seine Geliebte das von dem Brahmanen ins Werk zu setzende Mittel zu ihrer Vereinigung wissen und harrte, das Herz von neugierigem Verlangen mit fort gezogen, indem er dachte: „Wie soll ich diese Nacht hinbringen!" Des andern Tages in der Morgenfrühe kam der in der Art und Weise der Genüsse und Gemüts-

[1]) Vgl. Raghuv. II, 58:

Saṃbandham ābhāshaṇapūrvam āhur:
vṛittaḥ sa nau saṃgatayor vanānte.
Tad, bhūtanāthānuga, nārhasi tvaṃ
saṃbandhino me praṇayaṃ vihantum.

Kathās. Tar. 64 çl. 75:

Saṃbhāshaṇena yūyaṃ me
saṃjātāḥ suhṛido 'dhunā

(dadurch dass ihr mich angeredet habt, seid ihr jetzt meine Freunde geworden).

bewegungen beschlagene Vidyeçvara, zusammen mit einem grossen Gefolge von solcher Art (wie er) zu dem Thor des Königshauses, ward, nachdem er dem Thürhüter Kunde von sich hatte wissen lassen und die Thürsteher, eilends hingegangen, mit tiefer Verneigung gemeldet hatten: „Ein Gaukler ist gekommen!“ vom Mālavafürsten, der von neugierigem Verlangen, ihn zu sehen, erfasst wurde, und von seinem von Sehnsucht (nach dem Anblick der Gauklerkünste) erfüllten Harem begleitet war, herbeigerufen, trat ins Innere des Gebäudes, erteilte mit bescheidner Höflichkeit seinen Segen und liess nach gegebner Erlaubnis, die Augen knospengleich geschlossen, zusammen mit seinem Gefolge, indem sie selber heftig umherwirbelten, eine Weile beständig die Büschel aus Pfauenfedern herumwirbeln, während dazu seine Diener laut klingende musikalische Instrumente schlugen und die Sängerinnen Töne erklingen liessen so reizend wie der vor Liebestrunkenheit lieblich singende Kokila, sodass die Seelenstimmung der Teilnehmer an der Versammlung von der höchsten Leidenschaft entzückt ward. Darauf schlangen Schlangen sich hervor, haubengeschmückt, die weiten Räume des Königshauses mit ihren Juwelenreihen erglänzen lassend, scharfes Gift in Menge speiend [54] und Furcht erzeugend. Und viele Geier kamen in der Luft zusammen, indem sie die Schlangenfürsten in den Schnäbeln mitnahmen. Danach führte der Brahmane die Zerreissung des Daityafürsten Hiraṇyakaçipu durch Narasiṃha (Vishṇu) auf und sagte zu dem Könige, der über diese grossen Dinge von Staunen erfüllt war: „Zum Schlusse, o König, ist es schicklich, dass du etwas Heilverkündendes siehst. Es soll dann zur Erlangung einer ununterbrochnen Kette von Glück die Vermählung eines jungen Mädchens, das wie deine Tochter aussieht, und eines mit allen Glückszeichen begabten Königssohnes vollzogen werden.“

Von dem Erdenhirten, der neugierig war, dies zu schauen, dazu ermächtigt, brachte er, indem sein Gesicht in der Voraussetzung, dass jetzt die gewünschte Sache gelungen sei, weit aufblühte, eine Zaubersalbe, die bei allen Verblendung hervorrief, in beide Augen und blickte umher. Während alle in der Meinung: „Das ist nur Gaukelwerk“ verwundert zusahen, verband er, das Feuer zum Zeugen nehmend, kraft seiner Geschicklich-

keit in den bei der Hochzeit gebräuchlichen Sprüchen und Beschwörungsformeln die nach der vorhergegangnen Verabredung herbeigekommene, am Leibe mit vielem Schmuck geschmückte Avantīsundarī mit Rājavāhana, dessen Herz vor Entzücken junge Sprossen trieb.

Am Ende der Handlung von dem Zweimalgeborenen laut mit dem Worten: „Zaubermänner, geht ihr alle!“ angeredet, verschwanden nach und nach alle diese Menschen, die nur Truggebilde waren. Rājavāhana aber trat vermöge des früher gewünschten geschickt ausgeführten versteckten Mittels in die Mädchengemächer (Sie entschwebten wohl nach verschiedenen Richtungen und verschwanden, Rājavāhana in den Harem.) Der Mālavafürst aber, den dies sehr wunderbar dünkte, gab dem Brahmanen sehr reichliche Belohnung, entliess dann Vidyeçvara mit den Worten: „Jetzt brich auf!“ und ging in seine innern Gemächer.

Darauf begab sich Avantīsundarī mit den Besten ihrer lieben Gefährtinnen als Gefolge und mit dem Geliebten zusammen in ihre schöne Wohnung. Also durch Schicksals- und Menschenmacht zur Erfüllung seines Wunsches gelangt, gab Rājavāhana, lüstern, im gemeinsamen Geplauder den Nektar ihrer Antworten zu trinken, [55] ihr die wunderprächtigen, sinnentzückenden Geschichten der vierzehn Welten zu hören, indem er durch liebevolles, süsses Benehmen sachte, sachte der Gazellenäugigen die Scham benahm, ihre Leidenschaft nach dem Liebesgenuss hervorrief und im Geheimen ihr Vertraulichkeit [Zuversicht] erweckte.[1])

So lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam das fünfte Kapitel, genannt: „Avantīsundarīs Heimführung.“

Hier ist die Einleitung (pūrvapīṭhikā „Grundsockel“) des Daçakumāracaritam vollendet.

[1]) Gaukler aller Art waren immer zahlreich in Indien, aber ein armes, meist vom Bettel lebendes Volk (Jāt. No. 212). Ihre Künste waren und sind sehr mannigfacher Art. Hier nur ein paar Beispiele. Jāt. I p. 430 springt ein Gaukler über vier (in gewisser Entfernung von einander aufgestellte) Lanzen. Andre konnten mindestens über fünf springen. Jāt. III, 338 verschlingt einer ein 33 Zoll langes Schwert. Jāt. IV, 324 Z. 10 ff. lassen solche Tausendkünstler einen Baum wachsen, klettern mit einer Kugelschnur auf ihn hinauf, lassen sich dann zerstückeln, verbrennen, mit Wasser ihre Asche begiessen und sind wieder lebendig, frisch und munter wie zuvor. Vor Vikramāditya lässt einer einen Kampf der

Daçakumāracaritam.

1. Kapitel.

Rājavāhanas Abenteuer.

[56] Als aber die Herrlichste der Frauen die Weltengeschichte gehört hatte, sagte sie mit vor Staunen aufgeblühten Augen lächelnd diese Worte: „Geliebter, durch deine Gnade hat jetzt mein Gehör seine Bestimmung erreicht. Heute ward durch dich in meinen Geist die finsternisvernichtende Erkenntnisleuchte hineingegeben. Reif geworden ist jetzt die Frucht der dienenden Verehrung deiner Lotosfüsse. Und mit welcher Gefälligkeit könnte ich diese deine Gnade vergelten? Denn es giebt nichts mir Zugehörendes, das nicht schon dein wäre. Und doch habe auch ich irgendwo eine Herrschaft. Denn ohne meinen Wunsch können diese deine Lippen, die dadurch zu einer gebrauchten Sache geworden sind, dass der Mund der Sarasvatī[1]) an ihnen gehangen hat, nicht geküsst werden, noch auch diese deine hohe Brust, die von den Brüsten der im Lotos sitzenden Göttin (Lakshmī)

Götter und der Dānavas (Dämonen) sich abspielen, dann im Kampfgetümmel in der Luft seine eigenen Glieder abhauen, dass sie herabfallen, seine Frau verbrennt sich mit ihnen; er holt das Weib unversehrt aus des Königs Harem, nachdem er selber heil und gesund vor die Versammelten hingetreten ist.

Die Pfauenfedern sind gewöhnlich bei den Gauklern. Daher die schönen Verse Kathās. XXX, 3:

Sa tāṃ dṛishṭvaiva rūpeṇa jagattritayamohinīm
kshobhaṃ jagāma Kāmaindrajālikasyeva picchikām.

[1]) Sarasvatī ist die Göttin der Beredsamkeit, Dichtkunst, Gelehrsamkeit u. s. w. Sie trägt eine Viṇā und ein Buch (pustakam), und wird von Schwänen (haṃsa) gezogen. Dieser letztgenannte Umstand deutet ebenfalls auf ihre ursprüngliche Natur als Wassergottheit, wie ja schon aus dem Namen (die Gewässerreiche) hervorgeht. S. Vetāl. ed. Uhle Eingangsvers zu No. VIII und Seite 26, Zeile 41.

genossen worden ist[1]), umschlungen werden.“ Mit diesen Worten breitete sie das Rund ihrer schweren Brüste auf die Brust des Geliebten, wie die Regenzeit ihre Wolken auf den Himmel,[2]) und indem sie ihr Auge, das einer vollkommen entwickelten Bananenblütenknospe vergleichbar und von der gewachsenen Leidenschaft gerötet war, umherblitzen liess, küsste sie — ihrer selbst nicht mächtig, in ihrem wie ein Bienenschwarm verworrenen Haargewoge, das da bunt von gleichsam die Pfauenschweifaugen darin bildenden Blumen, den sich hinziehenden Schweif eines Pfaus in den Schatten stellte — die juwelgleiche Lippe ihres Geliebten, die, bedeckt von funkelnd roten Strahlen als Staubfäden, anzuschauen war wie eine Kadambablumenknospe (oder: die wie eine von funkelnd rot strahlenden Staubfäden starrende Kadambablumenknospe war.)

Durch dies ihr Beginnen brach das Walten der Leidenschaft hervor, und immer wieder vollzog sich die Lustvereinigung, die reizend gestaltet ward durch überaus mannigfaltiges erotisches Verfahren.

Als die Beiden aber, vom Liebesgenuss ermattet, eingeschlafen waren, sahen sie im Traum einen alten Schwimmvogel, dessen Füsse mit einer Lotosfaserschnur gefesselt waren. Und sie wachten beide auf. Da war des königlichen Prinzen Füssepaar von einer silbernen Kette umschlungen, gleich als wäre es gehalten von einem Bande aus Strahlenseilen des Mondes, der die

---

[1]) Rājavāhana wird hier mit Vishṇu verglichen und damit sein zukünftiges Weltkaisertum angedeutet, wie die Bhūshaṇā erklärt. Lakshmī wird als Göttin des Glücks und der Herrscherherrlichkeit von allen grossen Königen genossen. Uebrigens will mir scheinen, als ob die Erklärung des Scholiasten nicht recht passte. Als zukünftigen grossen Herrscher wird doch erst Lakshmī ihn umarmen. Sodann soll an dieser Stelle doch wohl seine hinreissende Beredsamkeit, litterarische Geschicklichkeit u. s. w. geschildert werden, die er eben durch seine entzückenden Geschichten gezeigt hat. Seine Lippen sind von Sarasvatī geküsst. Der Comm. zu Sāhitya-Darpaṇa I, 2 citiert aus dem Vishṇupurāṇa einen Ausspruch, worin alle die Erzeugnisse der Poesie und alle Lieder Teile Vishṇus genannt werden, denn er habe eine aus Tönen bestehende Gestalt. Der rhetorisch und dichterisch so begabte und gebildete Prinz wird also hier wohl selber ein solcher aus Poesie bestehender Vishṇu geheissen.

[2]) Im Sanskrit bezeichnet dasselbe Wort beides: die weibliche Brust und die Wolke (payas ‚Milch‘ und ‚Wasser‘; davon payodhara ‚payas haltend‘).

Füsse irrtümlich für Lotusblumen gehalten hätte.[1]) Als die Königsmaid das wahrnahm, dachte sie: „Was ist denn das?“ und von übermässigem Schreck überwältigt schrie sie aus vollem Halse. Und dadurch geriet der ganze Harem der Mädchen, gleich als wären sie von Feuer umgeben, als wären sie von Piçācas[2]) heimgesucht, in solche Verwirrung, dass sie zitterten, [58] nicht auf das sahen, was der gegenwärtigen Zeit und was der Zukunft zukam, nicht der Stunde achteten, wo sie ein Geheimnis zu bewahren hatten, auf dem Erdboden ihre Glieder umher warfen, ihren Hals vor Schreien zerrissen und mit einer Thränenflut sich die Wangen bedeckten. Und in dieser tumultvollen Zeit huschten die Haremswächter, denen niemand den Eintritt wehrte, mit dem Rufe: Was giebt's? Was giebts? schnell herbei und drangen hinein[3]). Und sie sahen den königlichen Prinzen in diesem Zustande. Durch seine Majestät in ihrem Wunsche, ihn zu strafen, gehindert, thaten sie sofort diese Sache dem Caṇḍavarman zu wissen.

Der aber kam aus Zorn herbei, und nachdem er ihn wahrgenommen und wieder erkannt hatte, schalt er ihn, mit feuerschwangerem Blick gleichsam ihn verbrennend. „Wie, das ist ja der Freund des Gatten der schlechten Bālacandrikā, die an dem Tode meines jüngern Bruders schuld ist, des von übermütigem Stolz auf seinen Reichtum erfüllten jungen Kaufmanns aus der Fremde, des Pushpodbhava; das ist der von seiner eignen Schönheit trunkene, auf seine Kunst eingebildete, von dem verblendeten Bürgervolk, das er sich durch seine Geschicklichkeit in verschiednen Trugmitteln geneigt gemacht hat, fälschlich als göttermächtig erhobene, den Mantel falscher Tugend tragende, im Geheimen einen schlechten Wandel besitzende, leichtsinnige Brahmane eigner Mache! Wie kommt's denn, dass dies schlechte Weib Avantīsundarī, die sogar Mannlöwen wie meinesgleichen verachtet, diesem zugethan ist? Heute noch soll diese unedel geartete Befleckerin ihrer Familie den Gatten

[1]) Die (Nacht)lotosblume ist ja die Geliebte des Mondes.

[2]) Nächtliche Unholde.

[3]) Oder: Da den Haremswächtern, die mit dem Rufe „Was giebts? was giebts?“ schnell herbeigehuscht waren, in dieser tumultvollen Zeit niemand den Eintritt hemmte, drangen sie hinein.

als Kranz am Pfahl hängen sehen!“ Die Stirn von furchterregendem Brauenrunzeln entstellt, packte er, wie der Todesgott anzusehen, mit seinem einer schwarzen eisernen Keule an Härte gleichenden [59] Arme den Königssohn an der Lotushand, die als Zeichen den aus Linien gebildeten Lotos und Diskus trug, und riss ihn mit Ungestüm an sich. Der aber, von Natur festen Sinnes, die höchste Stätte aller Männlichkeit, hielt es für ausgemacht, dass dies Unglück von den Göttern wäre und allein in der geduldigen Ertragung seine Abwehr fände, und mit den Worten: „Denk, o Schwanengangbegabte, an des Schwanes Erzählung! Trage es, o Mädchen, zwei Monate!“ tröstete er sie, die das Leben lassen wollte und doch gleich seinem eigenen Leben war, und ergab sich in die Gewalt des Feindes.

Darauf schützte der Mālavafürst und seine erste Gemahlin, die die Geschichte erfahren hatten und tief bekümmert wurden, den von seinem Feinde dem Tode bestimmten Schwiegersohn, wegen seiner äussern Erscheinung Partei für ihn ergreifend, indem sie äusserten, sie würden sich (sonst) selber das Leben nehmen. Aber wegen ihrer Machtlosigkeit konnten sie ihn nicht aus dem Unglück befreien Der heftig geartete Caṇḍavarman nämlich meldete diese ganze Geschichte dem auf dem Berge des Königs der Könige (d. h. Kuveras) Askese übenden Darpasāra, nahm sofort der ganzen Familie des Pushpodbhava all ihr Besitztum weg und warf sie ins Gefängnis, sperrte den Rājavāhana, dem der Druck des Hungers, Durstes u. s. w. durch die Kraft des in seiner Haarfülle versteckten Stirnjuwels vertrieben ward, wie das Junge eines Königslöwen, in einen hölzernen Käfig und führte ihn, weil er sonst keinem traute, mit sich auf seinem gegen Aṅga gerichteten Zuge zur Vernichtung des Aṅgakönigs, der Caṇḍavarmans Bewerbung um seine Tochter abgewiesen hatte. Und er belagerte Campā, durch die Grösse seines Heers Zittern erregend. [60]

Der Fürst von Campā aber, Siṃhavarman, wie ein Löwe von unwiderstehlicher Heldenkraft, liess die Stadtmauern aufbrechen, zog mit einer grossen Heerschar hinaus und griff, gleichsam der leibhaftige Stolz selber, in Schönheit prangend, von Ungeduld erfasst, die feindliche Armee an, ohne auf das in kurzer Zeit bevorstehende Eintreffen der zu seiner Hilfe in über-

grosser Eile herbeifliegenden Erdenherren, die er durch eine Anzahl von ihm gesandter Boten entboten hatte, Rücksicht zu nehmen. Und es ward Simhavarman, dessen Harnisch durch hunderte von heftigen Hieben zerhauen und dessen ganze Soldatenrunde dahingeschwunden war, in dem gewaltigen Treffen von dem mit übermenschlicher Kraft und Stärke ausgestatteten Caṇḍavarman, der vom Elefanten auf den andern Elefanten hinübersprang, gefangen genommen. Und er (Caṇḍavarman), der ein übermässiges Verlangen trug nach der als Perle der Frauen berühmten Tochter desselben, Ambālikā, nahm ihm das Leben nicht, sondern er, dessen erklärte Absicht sich nicht verwirklichen sollte [1]), brachte ihn, nachdem er ihm alle Pfeilspitzen (aus dem Körper) hatte entfernen lassen, ins Gefängnis. Und er berechnete durch die Astrologenscharen: „Eben heute am Ende der Nacht ist die Königstochter zu heiraten."

Nachdem er die Ceremonie der Anlegung der Hochzeitsschnur [2]) vollzogen hatte, kehrte vom Berge Kuveras [3]) ein Läufer namens Eṇajaṅgha zurück und kündete die Gegenbotschaft des Herrschers Darpasāra: „Ei, du Verblendeter, ist denn sogar bei einem Beflecker des Mädchenharems irgend eine Gelegenheit zum Mitleid vorhanden! Wenn der alte König, aus dessen Sinne infolge des Greisentums Ehre und Schande geschwunden ist, und der für seine sittenlose Tochter Partei nimmt, irgend etwas schwatzt, musst auch du da im Einverständnis damit stehen? Bereite unverzüglich meinen Ohren ein Fest durch die Übersendung der Nachricht von der ungewöhnlich schrecklich gestalteten Hinrichtung dieses Liebestollen! Und das schlechte Mädchen selber soll zusammen mit dem jüngern Bruder Kīrtisāra mit gefesselten Füssen in den Kerker eingesperrt werden." Als er das gehört hatte, sah er die Männer an seiner Seite an mit den Worten: „Gleich morgen früh soll man den schlechtgesinnten Beflecker des Mädchenharems zu dem Thore des Königshauses herbei-

---

[1]) akalyasandha (von mir übersetzt: „dessen Absicht sich nicht verwirklichen sollte") fasst die Bhūshaṇā = „dessen Wort nicht zu bezweifeln ist, der sein Wort hält" (satyasandha).

[2]) Diese Hochzeitsschnur, eine Art Armband über der Hand, ist aus Wolle gemacht. Raghuv. XVI, 87.

[3]) Kuvera ist der Gott des Reichtums.

bringen und den Elefantenfürsten Caṇḍapota in der ihm gehörigen Ausrüstung eben dort aufstellen. Und habe ich mich nach vollzogner Hochzeitszeremonie erhoben, so will ich selber jenen unedel Gearteten zu des Elefanten Spielzeug machen und dann, gerade wie ich auf diesem Elefanten sitze, hinziehen und die dem Feinde zu Hilfe herannahende Kriegerschar samt ihren Schätzen und Vehikeln auffangen."

Und des andern Tages, als die Morgenröte die Augen aufschlug, ward jener Königssohn von den Wächtern in den Hof des Palastes geführt. Und herbei kam Caṇḍapota mit triefenden Wangen gegangen.[1]) In diesem Augenblicke nun ward Rājavāhanas Füssepaar von der silbernen Kette losgelassen. Und sie ward zu einer mondsichelfarbigen Apsaras, umwandelte ihn nach rechts und meldete ihm mit gefaltenen, an die Stirn gehaltenen Händen: „Majestät, mögest du dem gnadenweichen Sinne weichen! Ich bin eine Götterschöne, namens Suratamañjarī, die Tochter des Somaraçmi. [62] Mir hier riss einmal in der Luft, während mein Gesicht einem nach ihm als einer Wasserrose begierigen, thörichten Kālahaṃsa folgte, durch die heftigen Bewegungen, den Vogel abzuwehren, mein Halsband los, fiel hinab und stürzte durch Zufall dem grossen Ṛishi Mārkaṇḍeya, der in einem seichten Weiher des Himavat[2]) eintauchte und emportauchte, auf den Kopf, indem es durch die Strahlen der Juwelen sein greises weisses Haar verdoppelte. Und so schleuderte er grimm den ergrimmten Fluch auf mich: „Schlechte, werde du zu Metall, des Bewusstseins beraubt!" Wieder besänftigt bestimmte er, dass ich von diesem Unglück befreit werden sollte, nachdem ich deinem Lotosfüssepaar nur zwei Monate als Fessel gedient hätte, und dass meinen Sinnen ihre Kraft nicht schwinden sollte. Nachdem ich so durch meine nicht geringe Sünde zur silbernen Kette geworden war, kam zu mir auf Çivas Berg[3]) der Enkel des Vegavant, des Königs aus dem Ikshvākugeschlechte,

---

[1]) Zur Brunstzeit rinnt dem männlichen Elefanten eine gewisse Flüssigkeit aus der Schläfengegend.

[2]) Himavat (der Schneereiche) = Himālaya (Schneewohnung).

[3]) Çivas Berg ist der Kailāsa, wo auch Kuvera wohnt.

der Sohn des Mānasavega, der Vidyādhara[1]) Vīraçekhara heran. Er machte mich sich zu eigen. Dieser nun, dessen Inneres voll Widerwillen war gegen den damaligen Kaiser der Vidyādharas, den Sohn des Königs Vatsa, den Naravāhanadatta[2]), der seinen (Vīraçekharas) Vater befeindet hatte, verband sich mit dem Askese übenden Darpasāra in dem Gedanken: „Dieser ist imstande, ihm (dem Naravāhanadatta) zu schaden.“ Und Darpasāra versprach, ihm seine Schwester Avantīsundarī zu geben.

Einmal aber kam er, in dem Verlangen, seine Herzensliebste Avantīsundarī zu sehen, seiner Sinne nicht mächtig, durch die Luft, [63] die voll hellleuchtenden Mondenglanzes war, zu dem wie Indras Palast strahlenden Prinzessinnenharem herbeigeeilt. Und durch seine unsichtbar machende Zauberwissenschaft verborgen, sah er sie damals den Kopf in deinem Schosse und wie du ihr, deren Glieder vor Liebeslustermattung schon schliefen, durch amṛitaströmende Erzählungen von der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung der drei Welten wieder die Fluten der Leidenschaftsgluten zurückführtest. War er aber auch erzürnt, so wurde doch durch deine Majestät sein innerer Entschluss, Strafe zu üben, gehemmt, und [erst] als ihr Beiden, einander umarmend, überaus angenehm schliefet, ward ihm vom Schicksal die Energie gegeben, und er fesselte mit mir, der silbernen Kette, dein Lotosfüssepaar und eilte in Zorneshast davon. Und jetzt ist mein Fluch zu Ende und zwei Monate sollte diese deine Abhängigkeit von andern dauern. Sei jetzt gnädig! Was soll ich für dich thun?“ Während sie sich mit diesen Worten vor ihm niederwarf, entliess er sie mit dem Auftrage: „Tröste mit dieser Kunde die, die mir gleich dem eignen Leben ist!“

In diesem Augenblicke erhoben sich diese Reden: „Getötet, getötet ward Caṇḍavarman durch einen einzigen Stoss mit dem krallenförmigen Dolche und zwar von einem schweres ausfüh-

---

[1]) „Bezeichnung einer Klasse von Luftgenien, die im Gefolge Çivas erscheinen, im Himālaya ihren Sitz haben und im Besitz der Zauberkunst stehen.“ P. W.

[2]) Könnte auch übersetzt werden: „Dessen Innres voll Widerwillen war gegen den Sohn des Königs Vatsa, den Naravahanadatta, der der vom Vater (oder: gegen den Vater) begonnenen Feindschaft sich hingab.“ Wessen Vater gemeint ist, lässt der Text nicht entscheiden; es ist auch nicht von Belang, da zum Streite immer zwei gehören. Im Texte der Übersetzung bin ich Bühler gefolgt.

renden Räuber, nachdem dieser ihn gewaltsam an seinem eben voll heftigen Verlangens nach der Berührung der Hand Ambālikās, der Tochter Siṃhavarmans, ausgestreckten keulengleichen Arme gepackt und ungestüm an sich gerissen hatte; und indem er die Stätte des Königshauses [64] in Hunderte von Leichen verkehrt, spaziert er furchtlosen Ganges umher!“ Und als der Prinz das gehört hatte, bestieg er eben den brunsttollen Elefanten, nachdem er den Elefantenwärter herabgeworfen hatte, und wandte sich in der grössten Hast hin zum Palast. Während die von dem wilden Lauf der Elefanten verjagten Fussgänger ihm Bahn machten, gelangte er innen ins Haus hinein und sprach mit einer Stimme so tief wie der Donner aus dichten Schichtenwolkenkolken: „Wer ist der grosse Mann, der diese von einem blossen Menschen schwer zu verrichtende grosse That hinausgeführt hat? Er komme herzu. Mit mir zusammen besteige er diesen brunstübermannten Elefanten! Weilt er in meiner Nähe, so ist er geborgen, selbst wenn er mit Göttern und Dämonen streitet.“

Als das der Mann vernommen hatte, kam er freudeerfüllt hervor, trat mit gefalteten Händen herzu und bestieg unverweilt des auf ein Zeichen sich zusammenkauernden Elefanten Leib. Als er (Rājavāhana) den Heraufsteigenden betrachtete, da rief er freudeerblühenden Blickes: „Ei, das ist ja mein lieber Freund Apahāravarman!“ und liess die beiden unter seinen beiden Armen durchgeschobenen Arme des hinter ihm Sitzenden sich vorne anklammern und seinen Leib von ihm umschlingen. Und er selber umfing ihn mit nach hinten herumgebogenen Armen.

In demselben Augenblicke die Beschäftigung mit der Umarmung einstellend, warf Apahāravarman die feindlichen Helden zur Erde nieder, welche Bogen, Diskusse, Eisenstangen, Lanzen mit gebogner Spitze, Lanzen mit breiter Spitze, Wurfspeere, Kolben, Spiesse und andre Angriffswaffen gebrauchend, [65] stolz auf ihre Stärke, auf vielerlei Weise kämpfend, sie umringten. Und in einem Augenblick sah er auch dies Heer von einer andern Streitmacht, die von allen Seiten heranstürzte, umzingelt.

Sofort aber nahte einer, hellfarbig wie der Karṇikārabaum,

mit Haaren wie die Kuruvindapflanze, [1]) mit lotoszarten Händen und Füssen, sanften, dunkelblauen Augen, die die Ohren küssten (d. h. bis an die Ohren reichten) und deren Weisses wie Milch war, den juwelenbesetzten krummen Dolch an die Hüfte gelegt, in feines Tuch gekleidet, mit kleinem Bauche aber grosser Brust, den Feindesschwarm fertiger Hand mit einem Pfeilregen beregnend, auf einem sehr raschen Elefanten, dessen Ohrwurzel er mit seiner grossen Zehe rauh rieb; und im Vertrauen auf die frühere Unterweisung dachte er. „Gerade dieser ist der König Rājavāhana", und mit gefalteten Händen sich verbeugend, meldete er, den Blick auf Apahāravarman gerichtet: „Auf dem von dir bezeichneten Wege ist die gesammelte Heerschar hier herbeigekommen, um dem Aṅgakönig Beistand zu leisten [2]). Und der Feinde Streitmacht ist geschlagen und zersprengt, Weiber und Kinder können ihnen die Waffen nehmen. [3]) Was soll sonst geschehen?"

Erfreut aber hub Apahāravarman an: „Majestät, begnade deinen Diener, indem du ihm deinen Blick schenkst! Man muss dafür halten, dass eben dieser hier mein Ich ist, unter jener Gestalt und der Bezeichnung Dhanamitra verborgen. Nachdem eben er hier den Aṅgakönig aus dem Gefängnisse herausgeholt und die zerstreuten Schätze und Vehikel zusammengebracht hat, soll er mit jener zu unserer Partei gehörenden Kriegerschar Ew. Majestät, die sich dann an einem einsamen Orte behaglich

---

[1]) Was mit Kuruvinda auch gemeint sein mag, ein Edelstein oder eine Pflanze, jedenfalls werden die Haare wegen ihrer dunkeln Farbe damit verglichen.

[2]) Oder: Auf dem von dir befohlenen Wege herbeigeführt (cf. p. 66, Z. 5 des Sanskrittextes), macht das Heer hier seine Aufwartung, um dem Aṅgakönige Beistand zu leisten (So wohl die Bhūshaṇā). Oder: Die in der von dir befohlenen Weise (cf. p. 96, Z. 5 u. 4 von unten) gesammelte (herbeigeführte) Heerschar ist hier genaht (macht hier ihre Aufwartung) u. s. w. Oder: Auf dem von dir befohlenen Wege (in der von dir befohlenen Weise) ward die Heerschar herbeigeführt (gesammelt), die hier genaht ist, um dem Aṅgakönige Beistand zu schenken. Zu saṃnipātita vergl. noch p. 148, Zeile 12; 211, Zeile 3 im Sanskrittext.

[3]) Vgl. Raghuv. VII, 64:

Itaḥ parān arbhakahāryaçastrān,
Vaidarbhi, paçyānumatā mayāsi

(Jetzt, o Vidarbherin, sieh die Feinde als solche an, denen ein Kind die Waffen nehmen kann u. s. w.)

niedergelassen hat, Aufwartung machen, wenn dies gut erscheint."

Se. Majestät aber sagte zu ihm: „Wie es dir gefällt," zog auf dem von diesem bezeichneten Wege hin und stieg unter einem übergrossen heiligen Feigenbaume draussen vor der Stadt vom Elefanten herab auf den von linnenweissem Sande bedeckten Boden, der Kühlung geboten, weil der Wind von den Wellen der Gaṅgā dort auf sie traf. Und er setzte sich behaglich nieder auf einer runden Sandanschwemmung der Gaṅgā, die der zuerst abgestiegene Apahāravarman mit seiner Hand eilends eben und flach gemacht hatte wie einen Elefanten (den man besteigen will und deshalb durch ein Zeichen mit der Hand niederkauern lässt). Und als er so dasass, kam Dhanamitra mit Upahāravarman, Arthapāla, Pramati, Mitragupta, Mantragupta, Viçruta und dem Mithilafürsten Prahāravarman, dem Herrn von Kāçī, Kāmapāla, dem Beherrscher von Campā, Siṃhavarman zusammen herbei und warf sich vor ihm nieder. Se. Majestät aber erhob sich freudeergriffen gegen sie und umarmte sie, die ihm die schicklichen Dienste erwiesen hatten, aufs Heftigste mit dem Ausrufe: „Wie ist diese ganze Freundeschar herbeigekommen? Was ist doch das für ein Glück!" Die Könige von Kāçī, Mithilā und Aṅga, die ihm von den Freunden vorgestellt wurden, betrachtete er wie Väter. Von ihnen mit vor Freude zitternden grauen Haaren ungestüm umfasst, legte er die höchste Wonne der Bewillkommenung an den Tag. Als darauf die liebevollen Unterhaltungen begonnen hatten, schilderte er, von den lieben Freunden befragt, seine eignen und Somadattas und Pushpodbhavas [67] Thaten, und den Anfang machend, auch seiner Freunde Geschichte der Reihe nach zu hören, beauftragte er sie mit der Erzählung derselben. Unter ihnen sprach zuerst Apahāravarman.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam das erste Kapitel, genannt Rājavāhanas Abenteuer.

Zweites Kapitel.

Apahāravarmans Abenteuer.

Majestät, als du damals, um dem Brahmanen einen Dienst zu leisten, in die Asurenhöhle hineingestiegen warst und die

Freundeschar dich zu suchen sich aufgemacht hatte, da durchstreifte auch ich die Erde, und weil ich von einem Haufen sich unterhaltender Leute vernahm: „Im Lande der Aṅga, am Ufer der Gaṅgā, draussen vor Campā, lebt ein grosser Ṛishi, namens Marīci, der durch die Gewalt seiner Askese ein göttliches Auge erhalten hat," so ging ich in jene Gegend, in dem Verlangen, von jenem deinen Aufenthalt und deine Schicksale zu erfahren. Und ich bemerkte in dieser Einsiedelei, im Schatten eines jungen Mangobaumes einen Asketen von verstörtem Aussehen. Und als ich, von ihm wie ein Gast bedient, einen Augenblick ausgeruht hatte, sprach ich: „Wo ist jener ehrwürdige Marīci? Von ihm möchte ich den Aufenthalt und das Schicksal eines bei Gelegenheit verreisten Freundes erfahren. Denn dieser grosse Ṛishi ist auf Erden berühmt als einer, dem die Majestät wunderbaren Wissens eigen ist."

Darauf berichtete jener heiss und lang seufzend: „Es gab einen solchen Muni in dieser Einsiedelei. Zu dem kam einmal ein junges Freudenmädchen mit Namen Kāmamañjarī, der Scheitelkranz der Aṅgastadt, mit thränentropfenbestirnten Brüsten [68] und verzweiflungsvoll herbei und bezeugte ihm Ehrfurcht, indem sie mit ihren aufgelöst flatternden Haarbüscheln die Erde bedeckte. Und in eben diesem Augenblicke stürzte dort auch die kläglich ihr nacheilende Schar ihrer Verwandten mit der Mutter an der Spitze in wirrem Gedränge herbei. Er nun tröstete mitleidig mit weicher Stimme diese Leute und fragte die Hetäre nach dem Grunde ihrer Betrübnis. Sie aber sprach wie voll Scham, wie voll Verzweiflung, wie voll Ehrfurcht: „Ehrwürdiger, ich hier, kein Gefäss des irdischen Glücks, bin um der künftigen Wohlfahrt in jener Welt willen zu deinen als Hilfe der Unglücklichen berühmten Füssen um Zuflucht gekommen". Ihre Mutter aber sagte mit gefalteten Händen, indem sie mit ihren graudurchmischten Haarbüschelgebinden den Boden berührte und dann verliess: „Ehrwürdiger, eine Sünde von mir trägt diese eure Sklavin vor. Und meine Sünde ist die, dass ich meinem Amte nachkomme. Denn das ist das Amt einer Hetärenmutter, dass sie von der Tochter Geburt an ihren Körper pflegt, ihren Leib grosszieht mit mässiger Nahrung, von einer Art, die Feuer, Kraft, Schönheit und Klugheit mehrt und die

flüssigen Grundstoffe des Körpers, die Verdauung und die Elemente (des Körpers) in normalen Zustand setzt, dass sie vom 5. Jahre an selbst der Vater nicht zu viel sieht, dass an dem Tage ihrer Geburt [69] und an einem heiligen Tage die mit einem Fest verbundenen Zeremonien ausgeführt werden, dass sie die Liebeswissenschaft mit ihren Hilfswissenschaften gelehrt wird, sie gründlich eingeführt wird in die Künste des Tanzes, des Gesangs, des Spiels musikalischer Instrumente, der schauspielerischen Darstellung, der Vertrautheit mit Gemälden, Speisen, Wohlgerüchen und Blumen, in die Kenntnis des Schreibens, die Geschicklichkeit der Rede u. s. w., dass sie die Wissenschaft der Grammatik, der Logik, der Doktrine (nach den Commentatoren: der Astronomie) so vom Hörensagen inne wird, dass sie völlig heimisch wird in der Kenntnis vom Lebensunterhalt, in der Tändelgeschicklichkeit, in den Spielkünsten, handle es sich nun um lebendige (wie Kampfhähne u. s. w.) oder um leblose Dinge (Schachspiel etc.), dass sie von zuverlässigen Leuten sorgfältig die Praxis in den Künsten des Liebesgenusses sich aneigne, dass sie bei Prozessionsfesten u. dgl. sorgfältig geputzt mit prächtigem Gefolge öffentlich sich zeige, dass ihr bei der Aufführung von Gesängen u. s. w. durch vorher in den Sold genommene Schmeichler zum Erfolg verholfen werde, dass ihr Ruhm in den verschiednen Himmelsgegenden durch solche, die wegen dieser und jener Künste bekannt sind, erzählt wird, dass von Wahrsagern u. s. w. ihre glückverheissenden Körpermale ausposaunt werden, dass von Tanzlehrern der Freudenmädchen, von Lebemännern, Hofnarren, Bettelnonnen u. s. w. in den Versammlungen der Männer der Stadt ihre Gestalt, ihr Charakter, ihre Kunst, Schönheit, Süssigkeit gepriesen wird, dass sie, wenn sie das Wunschziel der jungen Männer geworden ist, um einen sehr reichlichen Mietpreis geliefert wird, dass sie einem von selbst leidenschaftverblendeten oder von ihren Zärtlichkeitsbezeigungen toll gemachten, mit guter Geburt, Schönheit, Jugend, Reichtum, Macht, Reinheit, Liberalität, Galanterie, Zuvorkommenheit, Kunstfertigkeit, gutem Charakter und Freundlichkeit begabten, selbständigen Manne (als Weib) gegeben, einem mit sehr grossen Vorzügen Ausgestatteten, nicht Unabhängigen, [70] sehr Klugen auch um ein Geringes unter vielerlei Vor-

wand, überliefert, oder sie mit einem Unmündigen nach Gandharvenart vereinigt werde und man dadurch von seinen Eltern eine Abgabe erpresse, dass, wenn man (von einem Kunden) das Geld nicht bekommt, der mit Liebe gewonnene Herr (Dorfschulze etc.) oder Gerichtshof als Mittel in Benutzung komme, dass man die Tochter, ist einer in sie verliebt, veranlasse in religiöser Gewissenhaftigkeit nur mit ihm Umgang zu pflegen, [1]) dass man das Geld der Galane, das durch ihre tagtägliche, durch besondere Anlässe hervorgerufene und durch Liebe verursachte Liberalität ihnen noch nicht weggenommen ist, durch mannigfaltige Mittel ihnen entreisse, dass sie von einem, der nichts giebt, nur dem Geiz ergeben ist, getrennt werde, dass das Liberalitätsvermögen eines geizigen Verliebten durch den Hurenwirt entfacht werde, dass man einen, der nichts hat, durch gedrechselte Reden, durch die Schmähungen der Leute, durch die Nichtzulassung zu der Tochter [Absperrung von der Tochter], durch Erregung der Scham, durch andere Bethätigungen und durch verächtliche Behandlung [2]) entferne, dass sie (die Hetärenmutter) sie immer wieder mit untadeligen Reichen, die Vorteile bringen und Nachteile abwehren, vereinigt, indem sie die Bedenken über darauffolgenden Nutzen oder Schaden genau überlegt. Und der Hure gebührt dem Galan gegenüber nur Bereitwilligkeit, nicht Neigung; und wenn sie ihn auch liebt, so darf sie doch die Weisung ihrer Mutter oder ihrer Grossmutter nicht übertreten. Trotzdem die Sache so steht, hat diese sich über das von Prajāpati [3]) gestiftete Gesetz ihres Wesens hinweggesetzt und einen Monat lang mit einem Ankömmling, einem Brahmanenjüngling, der keinen Reichtum besitzt als seine Schönheit, unter Verausgabung ihres eignen Geldes der Liebe pflegend zugebracht. Die zahlreichen Liebhaber aber, die infolge ihres Reichtums tauglich sind, [4]) wurden von ihr durch Zurückweisung erzürnt und ihre Familie herabgebracht. Da ich ihr mit den Worten:

[1]) Oder: An ihm die Treue der Gattin zu üben.

[2]) Oder: durch verächtliche Behandlung von andrer Art. Oder: durch verächtliche Behandlung, die andre Mittel zur Anwendung bringt (anyābhiyogair avamānaiç ca)

[3]) Etwa = unserm „Schöpfer".

[4]) Oder: die zur Sache (artha) tauglich sind.

„Diese Thorheit ist nicht gut“ wehren will, so hat sie sich aus Zorn aufgemacht, im Walde zu wohnen. Wenn dieser hier der Entschluss nicht benommen werden kann, so wollen alle diese Leute hier zufluchtslos durch Enthaltung von der Nahrung sterben.“ Bei diesen Worten weinte sie.

Darauf ward das Freudenmädchen von diesem Asketen voll Mitleid also angeredet: „Schöne, ist denn nicht das Waldleben ein Haufen Ungemach! Seine Frucht [71] ist entweder die Auslöschung der Individualität oder die Seligkeit im Himmel. Die erste aber von den beiden ist nur durch tiefe Erkenntnis erreichbar, meist ganz schwer zu bewerkstelligen, die zweite aber ist leicht zu erlangen für jedes, das den Gesetzen seines ihm angeborenen Standes nachkommt. Drum lass ab von dem unmöglichen Beginnen und gehorche deiner Mutter!“

Sie aber ward ganz erregt. „Wenn hier des Ehrwürdigen Füsse mir keine Zuflucht gewähren, so soll meine Zuflucht der goldsamige Gott (das Feuer) sein.“ Der Muni aber überlegte noch einmal und sprach zu der Mutter der Hetäre: „Geh jetzt nach Hause! Warte einige Tage, bis diese sehr Zarte an den Genuss des Wohllebens [oder: an angenehme Genüsse] Gewöhnte von den Widerwärtigkeiten des Waldlebens erschreckt und von mir stets aufs neue belehrt, wieder in ihr natürliches Wesen versetzt ist.“

Als ihre Leute, damit einverstanden, zurückgekehrt waren, gewann sich die Hetäre in sehr kurzer Zeit die verliebte Neigung des Ṛishi, indem sie ihm tiefe liebevolle Ergebung bezeigte, in rein glänzendes Unter- und Obergewand sich kleidete, der Schmückung ihres Körpers nicht allzu grosse Sorgfalt widmete, die Wassergruben um die jungen Waldbäume füllte, sich damit abmühte, Blumenmengen zur Verehrung der Gottheit zu pflücken, verschiedenartige Opferspenden darbrachte, den Züchtiger des Kāma (Çiva) mit gestossenem Sandel, Kränzen, Räucherwerk, Lichtern, Tanz, musikalischem Spiel und andern Werken ehrte, und an einsamem Orte mit ihm (i. e. Marīci) Unterhaltungen, die sich auf die Gruppe der drei Dinge (Tugend, Vergnügen, Nutzen) bezogen, und angemessene Reden über das höchste Selbst (das Brahma) führte.

Eines Tages sagte sie, ein bischen lächelnd, im Geheimen

zu ihm, da sie ihn verliebt sah: „Verblendet fürwahr ist die Welt, dass sie an der Seite der Tugend auch den Nutzen und das Vergnügen achtet.“ „Sag, Mädchen, in welcher Beziehung ragt denn die Tugend so sehr über den Nutzen und [72] das Vergnügen empor, dass sie dir so lieb ist?“ Also von Marīci angetrieben, begann sie, langsam vor Verschämtheit, also zu reden: „Von mir sollte in der That der Ehrwürdige den Wert oder Unwert der drei Dinge erfahren! Doch auch dies ist eine andre Weise der Gnadenbezeigung gegen Sklaven. Wohlan, höre! Ist es denn nicht so, dass ohne Tugend Nutzen und Vergnügen nicht einmal entstehen! Ganz ohne Rücksicht auf sie aber ist die Tugend die Ursache, dass das Glück des Aufhörens der Existenz geboren wird, und nur durch Selbstkonzentration zu gewinnen. Sie müht sich nicht, wie der Nutzen und das Vergnügen, sehr um äussere Mittel. Und durch das Schauen der Wahrheit gestärkt, wird sie nicht beeinträchtigt durch Nutzen und Vergnügen, denen man nachgeht, wie es sich grade macht. Ja selbst wenn sie beeinträchtigt worden ist, so wird sie doch mit geringer Anstrengung wieder hergestellt, streift diesen Mangel ab und gereicht zum grossen Heil. Denn von der Art ist es, dass Brahma nach der Tilottamā begehrte, der Gatte der Bhavānī (Çiva) die fünftausend Muniweiber schändete, der Gott, aus dessen Nabel der Lotos aufsteigt (Vishṇu), sich mit den 16,000 Haremsbewohnerinnen belustigte, Prajāpati mit seiner eignen Tochter der Liebe pflog, der Gemahl der Çacī (Indra) mit der Ahalyā buhlte, der, der den Hasen als Zeichen führt (Mond, Mondgott) seines Lehrers Ehebett bestieg, der Strahlenbekränzte (Sonnengott) eine Stute besprang, der Windgott mit dem Weibchen des (Affen) Kesari sich fleischlich vermischte, Bṛihaspati die Gattin des Utathi besuchte, Parāçara die Fischerstochter schändete, Parāçarya seines Bruders Frau beschlief, Atri mit einer Gazelle sich vereinigte. Und die teuflischen Kniffe [oder Streiche] der Unsterblichen [1]) bei diesen und jenen Geschäften führen ihrer Tugend infolge der Macht der Erkenntnis keine Schmälerung herbei. Und in einem tugendgereinigten

[1]) Die im vorhergehenden Satze Genannten sind alles Götter oder hochheilige alte Ṛishis (Seher, Heilige).

Gemüte bleibt, [73] wie in der Luft, keine Unreinigkeit hängen. Darum meine ich: Nutzen und Vergnügen kommen nicht dem hundertsten Teile der Tugend gleich."

Als der Ṛishi das gehört hatte, hob sich in ihm das Walten der Leidenschaft, und er sagte: „Ei du Anmutige, du hast eine vortreffliche Ansicht, wenn du sagst: Die Tugend derer, die die Wahrheit schauen, wird nicht durch den Genuss der Sinnesobjekte gestört[1]). Aber von meiner Geburt an habe ich keine Kunde bekommen von Nutzen und Vergnügen. Ich muss sie kennen lernen, was ihre Gestalt, ihre Begleitung und ihre Frucht ist." Sie aber sprach: „Der Nutzen (Reichtum) hat sein Wesen in Erwerbung, Vermehrung und Bewahrung, seine Begleitung ist Ackerbau, Viehzucht, Handel, Frieden, Krieg u. s. w. und seine Frucht milde Spenden an würdige Personen. Das Vergnügen (die Liebe) aber ist eine Art unübertrefflich angenehmer Berührung zwischen einem Weibe und einem Manne, deren Herz überaus sehr an dem Objekte ihres Sinnengenusses hängt. Seine Begleitung aber ist alles was hienieden reizend und herrlich ist, seine Frucht hinwiederum die gegenseitige Ergötzung, hervorgerufen durch die gegenseitige Zusammenpressung, süss in der Erinnerung, das Selbstbewusstsein erregend, vorzüglichst ein

[1]) Schon die älteste Upanishad enthält wunderbare und tiefsinnige Lehre: Wer die Wahrheit geschaut, d. h. wer die Identität seines eigentlichen Selbst mit dem Brahman oder Atman, dem metaphysischen Sein, erkannt hat, für den existiert fürderhin weder gutes Werk noch böses Werk, denn einerseits liegt ja alle That in der Sphäre von Zeit, Raum und Kausalität, und der ist der Atman völlig entrückt, andernteils fällt für den, der sich mit dem jenseitigen Brahma als eins weiss, aller Beweggrund zur egoistischen Bethätigung in der Erscheinungswelt weg. Und wie die Upanishad und die auf ihnen ruhende Vedāntalehre, so zeigen auch andre philosophische Systeme diese Anschauung. Aber wie die sehr nahe verwandte biblische Doktrin, dass nicht die Werke, sondern ein völlig umgeschaffnes Herz zur Seligkeit führe, so ward auch die indische vielen zum Deckmantel des Lasters. — Die Worte im Text bedeuten also: Die Sinnesobjekte und ihr Genuss liegen in der Erscheinungswelt, die Seligkeit, Heiligkeit, Wahrheit, d. h. das Brahma steht völlig jenseits der Erscheinung, und somit natürlich auch der, der sich als identisch mit dem Brahma erkannt hat. Wie könnte er also durch Bethätigung in der völlig unrealen Sinnenwelt befleckt werden! Es ist ja nicht sein eigentliches Selbst, was dran teil nimmt, sondern nur sein Leib, Sinn u. s. w., diese aller wahren Wesenheit entbehrenden Zufälligkeiten.

Glück, das vor Augen liegt und [wirklich oder: noch] in der eignen Person empfindbar ist.[1]) Um seinetwillen führen Menschen, die sich in ausgezeichneter Stellung befinden, schreckliche Bussen, grosse Schenkungen, grausige Kämpfe und furchtbare Meeresdurchkreuzungen aus.[2])

Als er das vernommen hatte, setzte er, sei es nun infolge der Macht des Schicksals oder ihrer Schlauheit oder seiner eignen Geistesschwäche seine Gelübde hintenan und hängte sich an sie. Sie führte den äusserst Verblendeten in einer Sänfte dahin [74] in die Stadt und brachte ihn auf der mit edler Pracht versehenen Hauptstrasse in ihr Haus. Und es fand eine Proklamation statt: „Morgen ist das Fest der Liebe.“ Am andern Tage führte sie den Ṛishi, der gebadet und gesalbt und mit lieblichem Kranze angethan war, angefangen hatte, sich wie ein Verliebter zu gebahren, alles Verlangen nach seiner eignen Lebensweise verloren hatte und heissen Schmerz empfand, wenn ihm auch nur ein Augenblick ohne sie verging, auf dem reichen Hauptwege zur Festversammlung und setzte sich in einer Gegend des Parks, in der Nähe des von hunderten von jungen Frauen umgebenen Königs, von ihm lächelnden Mundes angewiesen: „Schöne, setze dich mit dem Ehrwürdigen nieder!“ mit anmutiger Koketterie, nach ausgeführter Verbeugung lächelnd nieder.

Da stand mit gefalteten Händen ein hochherrliches Weib auf und verbeugte sich vor dem Herrscher mit den Worten „Majestät, ich bin von dieser besiegt. Von heute an bin ich ihre Sklavin geworden.“ Ein von der Verwunderung und der Freude veranlasstes lautes Geschrei der Leute erhob sich. Und von dem erfreuten Könige mit sehr wertvollen Juwelenschmucksachen und mit einem grossen Gefolge begnadet und entlassen, von den Buhldirnen und den ersten unter den Bürgern in Scharen gepriesen, sprach sie, noch ehe sie in ihr Haus ging, zu dem

---

[1]) Bei der endgültigen Erlösung der indischen Philosophie geht die Individualität, das Ichbewusstsein, alles bewusste persönliche Leben verloren, oder besser: der Mensch wird vom Ich erlöst.

[2]) Vgl. Çukasaptati No. 57: Deine Hoheit, Liebesgottavatāra, schreitet über das Wasser des Meeres voll grausiger Haifische; am Himmel, der keine Stütze bietet, steht sie; auf der schwer zugänglichen Berge Häupter klimmt sie; allein geht sie in die Hölle, die erfüllt ist von giftstrotzenden Schlangenscharen.“

Ṛishi: „Ehrwürdiger, sieh hier meine ehrfurchtsvoll gefalteten Hände. Lange hast du mich, deine Sklavin, begnadet. Jetzt sollen deine eignen Geschäfte ausgeführt werden.“ Er aber sprach, aus Leidenschaft wie donnerkeilgetroffen, auffahrend: „Geliebte, was soll das heissen? Woher diese Gleichgiltigkeit? Wo ist deine einzig auf mich gerichtete Neigung hingekommen?“ Darauf sagte sie lächelnd: „Ehrwürdiger, bei einer Reiberei zwischen der, die heute vor dem königlichen Tribunal von mir eine Niederlage erlitten hat, und mir ward ich von ihr also verspottet: „Du prahlst, als ob du den Marīci dir zu eigen gemacht hättest“; und ich ging in dieser Sache eine Wette ein um die Freiheit als Einsatz. Und mir ist die Sache durch deine Gnade gelungen.“ Von ihr also abgeschüttelt, kehrte der Thor reuevoll wie geistesabwesend zurück.

Der Büsser, dem sie so mitgespielt hat, wisse, o Ausgezeichneter, das bin ich. Indem das schlechte Weib die durch ihre Macht eingeflösste Leidenschaft entfernte, hat sie mir eine grosse Leidenschaftslosigkeit zu teil werden lassen. In kurzer Zeit kann ich mich selber fähig machen, deine Sache zustande zu bringen. Weile unterdessen eben hier in der Aṅgastadt Campā!“

Darauf floh die Sonne, gleich wie aus Furcht vor der Berührung mit dem Dunkel, das aus des Büssers Geiste entwich. Und die von dem Ṛishi abgeschüttelte Liebesglut funkelte als Abendglut. Gleich als wäre durch seine Erzählung ihnen Leidenschaftslosigkeit beschert worden, schlossen die Lotoswälder die Kelche. [1]) Ich aber, mit dem Geheiss des Muni einverstanden,

---

[1]) Eine herrliche Stelle! Die Lotosblumen im Teiche haben der Erzählung des Mönches gelauscht und die verderbliche Natur der Liebe und der Leidenschaft vernommen. Nun ist aber das Leben der Blume nur ein Liebesleben, all ihr Farbenglanz nur lockender Mädchenputz, all ihr Duft nur Liebesseufzerhauch, ihre aufgeschlagenen Blumenblätter nur sehnend ausgebreitete Liebesarme. Das haben die Dichter aller Zeiten gesehen, und die Botanik lehrt uns ja dasselbe; denn das eine grosse Endziel alles Lebens, die Begattung, wird von der Blume mit einer Naivetät gepredigt, die in jeder Blüte uns eine confessio amantis darbietet. Am Abend schliessen sich die Taglotosblumen; diese Erscheinung wird hier so gedeutet, als hätten die Blumen die Nichtigkeit der Liebe erkannt und sich zur Weltentsagung zusammengefaltet; denn darin besteht eben die Askese, dass man von der Aussenwelt sich abkehrt und sich ganz in sich selber zusammenschliesst.

verrichtete mit ihm die Abendandacht, und nachdem ich, unter passenden Gesprächen mit ihm ruhend, die Nacht hingebracht hatte und die rotstrahlige Sonne, einem Waldfeuer auf dem Plateau des Aufgangsberges vergleichbar und die (roten) jungen Schosse des Wunschbaumes (im Paradiese) [1]) übertreffend aufgeglänzt war, brachte ich ihr Huldigung [2]) dar [76] und machte mich darauf zur Stadt auf.

Und ich sah draussen vor einem Bettelmönchskloster, das sich in der Nähe der Strasse befand, in einer abgesondert dastehenden Gruppe roter Açokas einen Bettelmönch sitzen [3]), der, von der kontemplativen Sammlung abgekehrt, von Seelenschmerz verzehrt war, als der Chorführer der Hässlichen gelten konnte und eine jämmerliche Gesichtsfarbe hatte. Und auf seine Brust sah ich die Thränentropfen von dem Gesichte, dessen Schmutzanhäufungen dadurch losgelöst wurden, niederfallen. Und ich fragte ihn, mich in seiner Nähe niederlassend: „Wie stimmt denn die Askese und das Weinen zusammen? Wenn es kein Geheimnis ist, so wünsche ich deiner trübseligen Verfassung Veranlassung zu hören."

Er sprach: „Mein Lieber, höre! Ich bin der älteste Sohn eines Nidhipālita geheissenen Gildemeisters in eben dieser Stadt Campā, Vasupāla genannt. Wegen meiner Hässlichkeit aber ward ich unter dem Namen Virūpaka (der Hässliche) bekannt. Und es lebte da ein andrer, dem Sachverhalte entsprechend Sundaraka (der Schöne) geheissen, reich an Vorzügen der Kunstfertigkeit, aber in Bezug auf Glücksgüter nicht allzu üppig ge-

---

[1]) „Ein fabelhafter Baum, der alle an ihn gerichteten Wünsche erfüllt." P. W.

[2]) Nach dem Komm. bezieht sich tam auf den Mönch: „brachte ich ihm Huldigung dar." Mir scheint meine Auffassung ein bisschen besser.

[3]) Das von mir mit „Bettelmönch" übersetzte Kshapaṇaka erklärt der Scholiast mit bauddha. Das ist falsch. Es ist ein Jainakloster gemeint, und ein Jainamönch, wie weiterhin ersichtlich wird. Kshapaṇaka bedeutet auch gewöhnlich einen nackten jainistischen Bettelmönch. Interessant ist der Hass, der wenigstens öfters zwischen den beiden Fraktionen der Jainamönche: den Nackten und den Weissgekleideten hervorbrach; denn der Hindu ist in dergleichen sonst immer sehr tolerant gewesen. „Und so wirst du überall finden, dass, je näher sich die Religionssekten verwandt sind, desto heftiger sie sich verfolgen." Risbeks Briefe eines reisenden Franzosen üb. Deutschland I, 422.

stellt. Seine Schönheit und meinen Reichthum zur Veranlassung machend, stifteten Gauner unter der Stadtbewohnerschaft, die von der Feindschaft andrer leben, eine Feindschaft zwischen uns an. Als wir dann einmal bei einer Festversammlung der von uns selbst begonnenen, aus unsrer gegenseitigen Verachtung hervorgewachsenen Beschäftigung, einander mit Hohnworten zu schmähen, oblagen, brachten eben diese Gauner uns davon ab und stellten fest: „Weder Schönheit noch Reichtum macht zum Mann; sondern wessen Jugendblüte der vorzüglichsten Hetäre begehrenswert erscheint, der ist ein Mann. Drum wessen die Kāmamañjarī, die Zierde der jungen Frauen, in Liebe verlangt, der soll die Fahne des Glücklichen davontragen." Beipflichtend schickten wir beide Boten an sie. Wirklich grade ich [77] verursachte ihr Liebestollheit! Während wir beide dasassen, trat sie zu mir und brachte dadurch, dass sie gleichsam aus blauen Lotosblumen gewundne Fesseln schräg hervor unter den Lidern auf meinen Gliedern niederfallen liess, den Menschen doch dazu, vor Scham sein Gesicht zu senken. Und ich, der ich mich für hochbeglückt hielt, machte nur sie zur Herrin meines Vermögens, meines Hauses, meines Gefolges, meines Leibes und meines Lebens. Und sie hat mir nichts übrig gelassen als das Schamtuch um die Lenden. Von ihr nun, weil mir alles genommen war, hinausgeworfen, zur Zielscheibe des Spottgelächters der Leute geworden, unfähig, die Vorwürfe der Vornehmsten unter den Bürgern zu ertragen, und in diesem Jainaheiligtum von einem Muni mit den Worten: „Leicht kommt man von der Hure Bussen zu unsern Bussen!"[1]) über die Bahn der Erlösung unterwiesen, hob sich der Weltüberdruss in mir und ich liess auch noch jenes Schamtuch fahren. Sodann jedoch, bedeckt von Staub und Kot,

[1]) Wörtlich: „Für die, die aus dem Hurenhaus herauskommen, macht sich diese Tracht (das Adamskostüm der Bettelmönche) sehr leicht." Der prachtvolle Witz des Originals mit seinem Wortspiel zwischen veça und vesha liess sich nicht gut wiedergeben. Noch eine weitere Schönheit des Grundtextes kommt durch diese Übersetzung zum Ausdruck: „Aus dem Hurenhaus heraus gehts leicht in diese Tracht hinein." Wen die Hetären schon nackt ausgezogen haben, der kann leicht ein nackter Bettelmönch werden. Ausserdem liegt tiefe philosophische Wahrheit in dem Satze. Auch vom Sinnenrausch zur strengsten Askese ist nur ein Schritt. Die Priesterinnen der Venus haben so manchen zum Heiligen geweiht.

sehr gepeinigt durch das Haarausreissen,[1]) von dem überaus heftigen Hunger und Durst u. s. w. in Ungemach versetzt, auch beim Stehen, Liegen, Essen wie ein frischgefangner Elefant von starken Zwangsregeln geschreckt, überlegte ich also: „Ich bin ein Zweimalgeborner.[2]) Es ist für mich pflicht- und naturwidrig, dass ich auf diesen Ketzerpfad herabgestiegen bin. Auf der von der Offenbarung und der Tradition gesetzten Bahn sind meine Vorfahren gewandelt. Mir Unglücklichem ist ein solcher Untugendweg hier, der eine tadelnswerte Tracht auferlegt, die Stätte schweren Ungemachs ist, als Frucht, weil man dabei unaufhörlich die Schmähungen gegen Hari, Hara, Hiraṇyagarbha und die andern Gottheiten zu hören bekommt, die Hölle einträgt, [78] somit fruchtlos ist und meist aus Betrug besteht, als ein solcher erschienen, der von den Tugendhaften einzuschlagen ist.“[3]) So mein böses Benehmen betrachtend, an diese einsame Açokagruppe gelangt, vergiesse ich genugsame Thränen.“

Als ich das gehört hatte, sprach ich, Mitleid fühlend: „Gedulde dich, mein Lieber! Wohne eine Zeitlang gerade hier! Ich werde mich bemühen, dass eben jene Hure dich mit deinem Vermögen zusammenbringt. Es giebt solche Mittel.“ Nachdem ich ihn also getröstet hatte, stand ich nach ihm auf.

Sowie ich die Stadt betrat, erfuhr ich aus dem Gespräceh der Leute, dass die Stadt voller Geizhälse wäre; und so beschloss ich, den von Karṇīsuta vorgezeichneten Pfad einzuschlagen, um ihnen die Vergänglichkeit des Reichtums zu zeigen und sie so wieder zur Vernunft zu bringen.[4])

---

[1]) Die Jainamönche rissen sich und reissen sich noch die Haare aus. Colebrookes Essays[1] I, 381; 2. Ausg. I, 405; Sarvadarçanasaṃgraha p. 44 in d. Bibl. Ind., p. 62—63 in Cowells Übers. (Diese beiden Stellenangaben verdanke ich der Freundlichkeit Hrn. Prof. Lanmans); Neumann, Die Lieder der Mönche und der Nonnen S. 296.

[2]) Zweimalgeborne sind die drei oberen Kasten, besonders aber die Brahmanen.

[3]) Oder: ist mir beobachtenswert erschienen wie die Tugend (gleich als wäre er die Tugend, dharma).

[4]) Karṇīsuta ist der Verfasser eines Lehrbuchs über die Diebeskunst. Die Bhūshaṇā citiert aus der Hārāvalī als vier Namen für denselben Mann: Karṇīcuta, Mūladeva, Mūlabhadra, Kalāṅkura. Er wäre demnach identisch mit dem hochberühmten Mūladeva, dem indischen Idealbilde eines Schelms, der besonders durch seine verliebten Abenteuer, seine Spielerlaufbahn, seine Hexenmeister-

Und in die Spielhalle getreten, gesellte ich mich zu den Würfelspielern. Und ich konnte gar nicht satt werden an der genussreichen Freude über ihre Geschicklichkeit in all den fünfundzwanzigfältigen auf das Spiel bezüglichen Künsten, an ihren überaus schwer bemerkbaren Betrügerstückchen in Hinsicht auf die Spielbank, die Hand u. s. w., über ihre dadurch verursachten stolzen Schmähreden, über ihr das Leben nicht achtendes ungestümes Auftreten, über ihr im vertraulichen Einverständnis

---

stückchen sich auszeichnet. Mehr als das von Pavolini Gebotene könnte ich nicht geben. Abschreiben sagt mir nicht zu; ich gebe gerne, was ich selbst auf meinen Streifereien gefunden habe. Drum sei hier nur auf des italienischen Gelehrten kleine Abhandlung: „Vicende del tipo di Mūladeva" verwiesen, wo auch andre Stellenangaben sich finden. Dass übrigens Karṇīsuta identisch mit Muladeva sei, glaube ich kaum. Es ist natürlich, dass man diesem Spitzbuben im grossen Stil auch diese Lorbeeren um die Stirn wand.

Erwirbt ein Erdensohn sich Ruhm und Preis,
Gleich bildet sich ein Sagenkreis.

C. F. Meyer, Huttens letzte Tage L.

Der Witz des Apahāravarman im Texte ist ja köstlich. Doch sind dergleichen geistreiche Diebe in dieser unsrer letzt betrübten Zeit noch nicht ausgestorben. Hier ein Ausschnitt aus der Illinois Staatszeitung (Chicago) vom 5. Jan. 1899.

Bibelfester Einbrecher.

Henry Halsted macht mit einer neuen Species dieser Gattung Bekanntschaft.

Henry Halsted ist ein frommer Mann. Sein bescheidenes Wohnhaus steht in der Winchester Avenue, nicht weit von der Rice Strasse. Und jeden Sonntag geht er mit den Seinen in die Kirche. So auch am letzten Sonntag. Zu Hause angelangt, setzte er sich zum Abendessen nieder, sprach mit Weib und Kind über die Predigt und legte sich dann zur Ruhe um Stärkung zu suchen im Schlafe. Da kam ein Einbrecher.

Mit grosser Geschicklichkeit öffnete er ein kleines Fenster und schlich in das Haus der Schlafenden. Niemand hörte ihn. Und er nahm werthvolle Steine und Perlen aus den Schränken des frommen Mannes und ging davon.

Als am Morgen der Mann die Augen öffnete, sah er sogleich, dass während der Nacht ein Dieb ihn heimgesucht hatte. Er ging an das Fensterchen und sah dort die auf Papier geschriebenen Worte der hl. Schrift:

„Und die Pforte ist enge, und der Weg ist schmal, der zum Leben führet; und Wenige sind ihrer, die ihn finden. (Matth. 7. 14)."

Betrübt ging Halsted durch seine Gemächer und betrachtete das Unheil, das der Dieb angerichtet hatte. In seiner Schlafkammer endlich fand er die aufgeschlagene Bibel. Und der Zeigefinger eines Handschuh's deutete auf Matth. 6. 19, wo es da heisst:

„Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen, und da die Diebe nach graben und stehlen."

mit dem Besitzer des Spielhauses geübtes, meist aus berechnender Ueberlegung, Gewalt und Ueberlegenheit bestehendes, zur Hinausführung der von ihnen erkorenen Sache taugliches Treiben, über die sanften Worte gegen die Starken, die Ausschimpfung bei den Schwachen, die Gewandheit, sich eine Partei zu schaffen, ihre verschiednen bethörenden Verlockungen, die Darlegungen, der Einsatz sei ein andrer gewesen, die edle Würde in der Verteilung des Geldes (das sie gewonnen hatten), über die dazwischen immer wieder sich erhebenden meist hässlichen Lärmereien, über diese und andere solche Dinge

Und ich lachte etwas, als ein Spieler mit Unbedachtsamkeit einen Würfel warf. Sein Gegenspieler aber sah, mich gleichsam verbrennend, mit zornrotem Auge auf mich; und mit den Worten: „He, du lehrst wohl die Art und Weise zu spielen durch den hinterlistigen Vorwand des Lachens! Lass nur diesen ungeschickten Jämmerling sein! Sofort will ich mit dir Schlaumeier spielen“ begann er unter Zustimmung des Spielaufsehers mit mir anzubandeln. Und ich gewann ihm 16000 Denare ab. Die Hälfte davon gab ich dem Spielhalter und den Spielern dort, die Hälfte nahm ich zu mir und erhob mich. Und es erhoben sich die freudeschwangern Lobreden der dort Befindlichen. Und aus Gefälligkeit gegen den Spielhalter, der mich bat, liess ich in einem Haus einen überaus prächtigen Schmaus ausrichten. Der aber, der für mich die Gelegenheit, ins Spiel zu kommen, veranlasst hatte, Vimardaka mit Namen, ward meine überaus zuverlässige zweite Seele.

Und nachdem ich durch seinen Mund die ganze Stadt nach Vermögen, Beschäftigung und Charakter hatte kennen lernen, ging in einer Finsternis, so überaus schwarz wie die Schwärze am Halse Çivas, ich hin, umhüllt bis halb die Schenkel hinab von einem dunkelblauen Gewand, das scharfe Schwert umgürtet, mit einem Schlangenmaul (Art Spaten), einem leisen Instrument, wie es die Diebe spielen, um zu erkunden, ob niemand wacht, einer Zange, einem aus Holz gemachten Manneskopf, einem Zauberpulver, einem Zauberdochte,[1]) einer Messschnur, einem

[1]) Der Mannskopf ward hineingesteckt, um zu sehen, ob jemand diesen vermeintlichen Einbrecher sähe; Zauberpulver sind von verschiedner Art und Wirkung,

Strick mit einem krebsförmigen Haken dran, einem Lichtgefäss, einem Kistchen mit Motten (die hineingelassen das etwa brennende Licht auslöschen) u. s. w., den zahlreichen [80] Werkzeugen ausgerüstet, brach in dem Hause eines geizigen Vornehmen eine Mauerbresche und begab mich dann, nachdem ich durch ein Loch so fein wie eine Gitterfenstermasche alles, was drin im Hause vorging, wahrgenommen hatte, gemütlich wie ins eigne Haus hinein, nahm das dort befindliche Kapital, das von grossem Werthe war, und ging davon.

Plötzlich bemerkte ich auf der Hauptstrasse, die von einer durch dunkle Wolkenmassen gemästeten Finsterniss dicht bedeckt war, in einem Augenblick einen Lichtschein wie das Niederfahren eines Blitzes. Darauf ward ein zur Zeit, da kein Volksgedränge ist, ausgegangnes und herangenahtes junges Weib, dessen Schmucksachen funkelten, sichtbar, als wäre sie die über die Stadtbestehlung erzürnte Gottheit der Stadt. „Wer bist du, o Mädchen, wo gehst du hin?“ Also teilnahmsvoll von mir gefragt, sprach sie vor Furcht stammelnd: „O Edler, in dieser Stadt wohnt ein vornehmer Vaiçya, namens Kuveradatta. Ich bin seine Tochter. Sowie ich geboren war, versprach mich mein Vater als Gattin einem hiesigen reichen Jüngling, mit Namen Dhanamitra. Als aber dieser, der durch seine Edelsinnigkeit nach dem Tode seiner Eltern, um seine Güter von der Bittstellerschar sich nur die Armut kaufend, verarmt war und dann von der erfreuten Welt mit dem andern, dem Lobesnamen Udāraka (der Edle) belegt worden ist, — als der wirklich um mich warb, gab mein Vater mich, die ich ein junges Weib geworden, mit dem Ausrufe: Der Habenichts! ihm nicht, sondern will mich irgend einem andern, dem Sachverhalte gemäss Arthapati (Herr des Reichtums) geheissenen Karawanenführer geben. Da ich weiss: „Dieses Unglück soll ja heute [81] in der Morgenfrühe stattfinden“, so bin ich, nachdem ich vorher mit dem Geliebten ein Stelldichein verabredet habe, meine Leute täuschend, herausgekommen und gleite, geleitet vom Liebesgott, nun auf dem

unsichtbar machende oder die Menschen blendende, bezaubernde sind nicht selten. Zauberdocht erklärt die Bhūshaṇā: „Durch dessen Flammen überall sogar die Schlangen einem zu Gesichte kommen; durch dessen Glanz die Leute verblendet werden.“

schon in der Kindheit beständig gegangenen Pfade[1]) zum Liebesbesuch zu seinem Hause. Drum lass mich los! Nimm diesen Schmuck!“ Mit diesen Worten löste und übergab sie ihn mir. Teilnahme empfindend sprach ich aber: „Komm, Gute, ich will dich zur Wohnung deines Geliebten führen.“ Mit diesen Worten ging ich drei oder vier Schritte fort.

Und es stürzte mit Keulen und Schwertern in den Händen ein zahlreicher Stadtwächtertrupp herbei, während durch den Schein ihrer Lichter die schwere Finsterniss zerrissen ward. Als ich dies sah, sprach ich zu dem zitternden Mädchen: „Schöne, fürchte dich nicht! Hier ist mein mit dem Schwerte als Gefährten versehener Arm. Jedoch habe ich in Rücksicht auf dich hier ein sanftes Mittel ausgedacht. Jch lege mich hin, die Verzerrung durch die heftige Wirkung eines Giftes darstellend. Du aber sollst zu ihnen sagen: „Des Nachts haben wir diese Stadt betreten. Und mein Gatte hier ward von einer Haubenschlange an der Ecke jenes Hospizes gebissen. Wenn unter euch ein Zauberkundiger, Barmherziger ist, so möge er ihn wieder aufleben lassen und damit mir, der Schutzlosen, das Leben bringen.“

Das junge Mädchen ging und führte, da kein andrer Ausweg da war, in furchtgestammelten Lauten, die Augen von einem Thränengewitter umzogen, zitternd, mit Müh und Not das aus, was ich gesagt hatte. Und ich lag da, die Verzerrung, die Gift herbeiführt, darstellend. Als einer unter ihnen, der sich als Giftarzt viel einbildete, mich betrachtet hatte, behandelte er mich mit Fingergesten, Beschwörungsformeln, heiligen Sprüchen, mystischer Sichselbstversenkung u. s. w., aber unverrichteter Sache ging er mit den andern davon, indem er sprach: „Der ist weg, vom schwarzen Schicksal gebissen.[2]) Denn so

[1]) Oder: „auf dem aus Unbesonnenheit eingeschlagnen Pfade.“ Wohl kaum! Da die beiden Kinder mit einander verlobt waren, so weilten sie viel zusammen und liebten sich früh. Dergleichen kam natürlicherweise oft vor. Siehe z. B. das prächtige Jātaka No. 126.

[2]) kāladashṭa übersetze ich nach Verwerfung mehrerer andrer Versuche mit „vom schwarzen Schicksal gebissen“. kāla kann heissen 1) die schwarze Schlange, 2) das Schicksal (oder: Tod) Ich glaube, der Ausdruck ist hier doppelsinnig. „Das schwarze Schicksal“ dürfte allen drei Möglichkeiten zur Not Rechnung tragen. Metaphorisch kann die Schlange sehr wohl das schwarze Schicksal heissen. Ebenso ist der Ausdruck gewiss nicht unnatürlich einmal für „das dunkle Ver-

ist es: „Der Körper starr und schwarz, der Blick umflort, die Wärme erloschen.“ Weg mit der Bekümmernis, o Mädchen! Morgen wollen wir ihn verbrennen. [82] Wer entrinnt dem Verhängnis!“

Ich aber stand auf, führte sie zu Udāraka und sprach: „Ich bin ein Dieb. Da ich unterwegs diese hier, mit dem dir zugekehrten Herzen als ihrem Beistand, zu dir zum Liebesbesuch gehen fand, geleitete ich aus Mitleid sie zu dir. Hier ist ihr Schmuck!“ Mit diesen Worten übergab ich ihm denselben, der da mit seinem Strahlengefunkel das dichte Dunkel zerriss. Udāraka aber nahm ihn und sprach voll Scham und Freude und hastigen Eifers zu mir: „Edler, von dir ward die Geliebte hier in dieser Nacht mir gegeben, die Sprache jedoch gestohlen. Denn so ist's: Ich weiss nicht was ich sagen soll. Ich möchte sagen: „Diese deine That ist wunderbar“ — aber dein eigner Charakter erscheint dir doch nicht wie etwas Wunderbares. „Das hat kein andrer vorher gethan“ — aber die Macht der Dinge (d. h. die allen materiellen Dingen innewohnende wirkend sich äussernde Qualität) ist für jeden einzelnen Fall besonders bestimmt. Denn die den andern eigene Habgier u. s. w. ist nicht in dir. „Du hast heute Biederkeit an den Tag gelegt [du hast heute deine Biederkeit die Augen aufschlagen lassen]“ — aber aller Wahrscheinlichkeit nach passte das nicht zu deinen frühern herrlichen Thaten. „Jetzt habe ich des Edelmutes eigentlichste Gestalt gesehen“ — aber ohne deine Anschauung [Gesinnung] um Erlaubnis zu bitten, ist so eine Entscheidung unschicklich. „Du hast durch diese Wohlthat diesen Sklaven (i. e. mich) gekauft“ — das wäre gleichbedeutend mit der Ver-

---

hängnis“, dann für „Tod“. Man vergl. Kumārasaṃbhava XV, 25: durdaivadashṭa „vom bösen Schicksal gebissen.“ Übrigens mag vielleicht der Ausdruck im Sanskrit gar nicht doppelsinnig gemeint sein; wer von einer schwarzen Schlange gebissen war, galt als unheilbar. Jacobi, Ausgew. Erzähl. in Māhār. S. 19, Zeile 22: kāladashṭavad asādhyo 'yam (dieser ist unheilbar wie ein von einer schwarzen Schlange Gebissener); Vetāl. ed. Uhle p. 12, Zeile 27: kāladashṭā na jīvati kanyeyam (von einer schwarzen Schlange gebissen, wird dies Mädchen nicht am Leben bleiben.) Die Symptome, die an der letztgenannten Stelle (Zeile 39, 40) für den von dieser Schlange Gebissenen angegeben werden, sind übrigens verschieden von dem Weisheitsorakel unsers Giftarztes. Doch mag es sich im Daçakumāracaritam um ein schon weiter gediehenes Stadium handeln.

höhnung deines Verstandes: „Du kaufst etwas Wertloses um sehr Köstliches.“ „Dieser Leib ist eine Gegengabe dafür, dass du mir die Geliebte geschenkt hast“ — aber auch diesen Leib hast du mir gegeben, denn er wäre dem Tode verfallen gewesen, hätte ich die Geliebte nicht bekommen. Aber von dieser Art ist doch das, was sich hier ziemt. Von heute an unterhalte ich diesen deinen Sklaven!“ [1]) Mit diesen Worten fiel er mir zu Füssen.

Ich hob ihn auf, schloss ihn an die Brust und sagte: „Trefflichster, was willst du nun beginnen?“ Er entgegnete: „Ich kann nicht hier leben, wenn ich diese ohne die Einwilligung

---

[1]) Diese euphuististisch-gongorististisch-marinistische Geistreichelei bedarf vielleicht ein paar erklärender Worte, obwohl ich glaube durch die Interpunktion alles ziemlich klar gemacht zu haben. Unser guter altindischer Antithesenwitzler will in seinem manirierten und marinierten — man soll bekanntlich Lehre und Beispiel verbinden wie ich hier — Stilprunkstück etwa dies sagen: „Ich kann dir diese deine eigne That durch nicht als wunderbar preisen, denn sie ist ja für einen Charakter wie du bist etwas Selbstverständliches. Ich kann nicht sagen: „So hat noch kein andrer gehandelt.“ Denn was wäre das für ein Lob! Wie der Baum, so die Frucht. Du bist deinem Wesen nach so ein vorzüglicher Mensch, dass es dich erniedrigen hiesse, wenn man auf so eine sich als selbstverständlich aus dem innern Wesen des Menschen sich ergebende Folge, wie die äussern Handlungen sein Urteil über dich basierte. Die Handlungen andrer sind auch durchsichtig genug, denn die uns allbekannten menschlichen Leidenschaften wie Habsucht u. s. w. liegen ihnen zu Grunde. Habsucht u. s. w. aber ist nicht in dir. Drum bist du für unsereins ganz undurchsichtig, ein Wunder. (Vgl. dazu Kumāras. V, 75: Alokasāmānyam, acintyahetukaṃ dvishanti mandāç caritaṃ mahātmanām „Die Schwachsinnigen hassen den Wandel (die Art) der Hochsinnigen, der nichts mit der Welt gemein hat und in seinen Beweggründen (Ursachen) unausdenkbar ist“). Ich kann nicht sagen: „Du hast dich heute als Biedermann gezeigt, denn das hiesse ja, dass du früher durchaus keiner gewesen seist (ob man dabei an frühere Thaten dieses Lebens oder an die Thaten in früherm Dasein, die ja den Charakter in dem jetzigen bestimmen, denkt, ist dabei ziemlich gleichgiltig). Ich kann meinem Entzücken auch nicht so Luft machen: „Jetzt habe ich einmal gesehen, was wirklicher Edelmut in seiner reinsten Gestalt ist.“ Denn ein solcher Mensch wie du hat natürlich ein noch viel höheres Ideal, dem seine Handlungen noch nicht gleichkommen. Und dass ich armseliger Mensch mir also, ohne erst deine Meinung hierüber zu hören, herausnähme, so eine Behauptung aufzustellen, das wäre ganz unziemlich. Ich vermag auch nicht zu erklären: „Du hast durch diese Wohlthat mich als Sklaven gekauft,“ denn damit verhöhnte ich ja deinen Verstand; deine Wohlthat ist etwas Grosses, ich etwas Geringes. Wer um Grosses etwas Geringes kauft,

ihrer Eltern heirate. Drum will ich heute Nacht noch diese Gegend verlassen. Doch wer bin ich! [83] Wie du befiehlst!" Darauf sagte ich: „So verhält sich's. Ein gewitzter Mann denkt nicht also: Das eigne Land! ein fremdes Land.[1]) Jedoch dies junge Mädchen ist sehr zart; schlimm und fast nur aus Widerwärtigkeiten bestehend sind die Pfade durch die Waldwildnis. Man setzt ein bischen Schwäche des Verstandes und des Mutes voraus, wenn jemand unter so vielen Nachteilen die Gegend (die Heimat) verlässt. Drum musst du gemächlich mit dieser eben hier wohnen bleiben. Komm! Führe diese in ihre Wohnung!"

Durch ihn, der unbedenklich beistimmte, sie sofort zu ihrem Hause führend, stahlen wir beiden, indem wir sie als Späherin benutzten, dort alles bis auf das irdene Geschirr. Drauf eilten

---

ist dumm. Das übrige ist klar. Ich glaube, der kluge Leser (also jeder) hätte alles auch ohne Kommentar verstanden. Aber niemand hat meines Wissens bisher die Stelle richtig aufgefasst. Selbst Bühler geht zum Teil fehl, durch die Bhūshaṇā irre geführt. Diese tappt im Dunkeln. Beachtet man den Gebrauch des tathā hi, das ja oft genug in unserm Texte vorkommt (z. B. p. 98 Z. 3; 193 Z. 7 von unt.; 197 Z. 2 v. u.), sowie die vielen iti, so scheint mir die Stelle gar nicht so schwer.

[1]) Der alte Hindu hing sehr an seiner Heimat. Der moderne ist auch in diesem Stück wie seine Väter (Schlagintweits Indien I, 98). Kathās. LII, 189.

Prāṇināṃ hi nikṛishṭāpi
janmabhūmiḥ parapriyā.

„Denn lebenden Wesen ist ihre Heimat, selbst wenn sie niedrig steht, unendlich lieb." Vgl. Çukasaptati ed. Schmidt (text. simpl.) p. 191 Z. 1 u. 2. Eine sehr schöne Ausführung darüber, dass man bei den Seinen, in der Heimat, bleiben und und nicht zu Fremden, in die Fremde gehen solle, findet man Rāmāyaṇa VI, 87, 11—17 (ed. Bomb.) Da heisst es çl. 15:

Guṇavān vā parajanaḥ,
svajano nirguṇo 'pi vā —
nirguṇaḥ svajanaḥ çreyān.
yaḥ paraḥ, para eva saḥ.

(Sind auch die Fremden tugendvoll (trefflich), und die eignen Angehörigen tugendlos — die tugendlosen eignen Angehörigen sind doch besser; der Fremde ist halt ein Fremder).

Vgl. damit die einfach schönen Verse des Kalewala:

Besser ists im eignen Lande
Wasser aus dem Schuh zu trinken,
Als in fernem, fremdem Lande
Honigtrank aus goldner Schale.

wir heraus, versteckten das Gestohlene irgendwo und bestiegen, uns davon machend, da die Stadtwächter herbeistürzten, einen am Wege liegenden brunsttollen Elefanten, nachdem wir den Mann darauf weggerissen hatten. Von mir, der ich beide Füsse in die Halskette des Elefanten schlang, aufgetrieben, stiess er seitwärts seinen herabgeworfenen Wärter in die breite Brust, und seine Eingeweideranken um die Säulen seiner Stosszähne geschlungen, richtete er den Wächtertrupp übel zu. Und mit ihm zerstörten wir Arthapatis Wohnung.[1]) Und nachdem wir ihn weggeritten hatten, stiegen wir in einem zerfallenen Garten, an den Zweigen uns haltend, ab. Als wir beiden heimgegangen waren und uns gebadet hatten, legten wir uns aufs Bett.

Unterdessen stieg die Sonnenscheibe aus dem Meer herauf, ähnlich dem Rubinengipfel des Bergesfürsten, wo der Aufgang stattfindet,[2]) rötlich wie der Kranz der goldnen [84] jungen Schosse des Wunschbaumes. Nachdem wir aufgestanden waren, unser Gesicht gewaschen und die Morgengebete und -zeremonien verrichtet hatten, durchwanderten wir die von Lärm über unsre That erfüllte Stadt und hörten in dem Hause des Bräutigams (d. h. Arthapatis) und dem der Braut ein verworrenes Geschrei. Arthapati nun tröstete den Kuberadatta mit Geld und setzte als Frist der Verheiratung mit der Kulapālikā einen Monat fest.

Insgeheim jedoch belehrte ich Dhanamitra also: „Tritt, o Freund, mit diesem Beutel, der eine Perle von [einem] Leder ist, zu dem Aṅgakönige an einem einsamen Orte und melde ihm: „Ew. Majestät weiss ja, dass ich der einzige Sohn des mehrere zehn Millionen besitzenden Vasumitra, Dhanamitra geheissen, bin.

Darum ermahnt sich auch der Hindu so oft, nicht zu sehr an der Heimat zu hängen. Genau mit unserm Texte stimmt Ausgew. Erz. in Māhār. p. 57, Z. 35. sadeso paradeso vā akāraṇaṃ sappurisāṇaṃ (das eigne Land, das fremde Land — das ist kein Grund für wackre Männer). Cf. Bhojaprab. p. 35; Subhāshitāvalī (ed. Peterson) No. 2902; Jāt. No. 178. Wie fast überall, so ist auch hier das Jātakabuch voll Farbe und Leben. Hier finden wir auch schon das: Ubi bene ibi patria.

[1]) Nach der Bhūshaṇā ist ein Haus gemeint, das aus Zeug, Mattenflechtwerk u. s. w. besteht.

[2]) Oder: „gleich als wäre sie ein Rubinengipfel für den Bergesfürsten des Aufgangs?“

Nachdem ich durch die Schar der Bittsteller dem vollständigen Ruin verfallen war, wurde ich verachtet. Da Kuberadatta die für mich erzogene Kulapālikā wegen meiner Armut auf's neue vergeben wollte und zwar dem Arthapati, so tauchte ich in meiner Aufregung hinein in einen alten Garten bei der Stadt, um mir das Leben zu nehmen, ward aber, als ich das Messer mir an die Kehle gesetzt hatte, von einem flechtentragenden Asketen zurückgehalten und also angeredet: „Was ist die Ursache deiner gewaltsamen That?“ Ich sagte: „Armut, die Schwester der Verachtung.“ Er dagegen begnadete mitleidsvoll mich also: „Mein Lieber, du bist thöricht. Es giebt nichts Schlechteres als sich selber umzubringen. Die Guten vernichten nicht, sondern retten sich selber durch sich selber. Es giebt viele Mittel, Geld zu erwerben, aber kein einziges, einen abgeschnittenen Hals wieder anzuflicken und damit das Leben wieder zu gewinnen. Was willst du damit? Ich bin einer, der mit Zaubersprüchen zaubern kann. Diesen Beutel, der eine Perle von Leder ist und der ein Hunderttausend fasst (wahrscheinlich: auf zauberische Weise ergreift und sich damit füllt), habe ich mir durch Zauberei verschafft. [85] Lange habe ich durch seine Gunst als ein Wunschgewährer der Leute unter den Kāmarūpas (in Assam) gewohnt. Jetzt im missgünstigen Greisenalter bin ich hergekommen, um in dieser Gegend in den Himmel auf Erden einzugehen! Nimm diesen (Beutel) hier! Ausser mir giebt er Kaufleuten und Freudenmädchen Milch; das ist das ihn betreffende Verständnis. Jedoch was man einem auf unrechtmässige Weise abgenommen hat, das muss man ihm wieder ausliefern, was man aber auf rechtmässige Weise erworben hat, den Göttern und den Brahmanen überlassen. Dann wird man, wenn man ihn wie eine Gottheit an einem reinen Orte niederlegt und verehrt, ihn jeden Morgen mit Gold gefüllt sehen. Das ist die Weise hier.“ Mit diesen Worten übergab er ihn mir, der ich mit gefalteten Händen dastand, und trat in eine Felsenspalte. Weil ich dachte: „Ohne dass ich von diesem Lederbeutel, der eine wahre Perle ist, Ew. Majestät Meldung gethan habe, darf ich nicht von ihm leben,“ habe ich ihn hergebracht. Das Weitere hat Ew. Majestät zu entscheiden.“ Der König aber wird unbedingt sagen: „Mein Bester, ich bin erfreut. Geh, brauche sein, wie du willst!“

Und du sprich wiederum: „Bewirke gnädiglich, dass keiner ihn stiehlt!“ Auch das wird er genehmigen.

Sodann wirst du heimgehen, Tag um Tag die erwähnten Geldschenkungen vornehmen, und indem du ihn hegst und pflegst, des nachts ihn mit Geld, das du durch Diebstahl bekommen hast, füllen und am Morgen den Leuten zeigen. Darauf wird Kuberadatta den Arthapati für einen Strohhalm achten und geldgierig selber mit dem Mädchen dir aufwarten. Dann wird Arthapati, erzürnt, voll Stolz auf seinen Reichtum, zu prozessieren anfangen. [86] Und wir Beiden werden ihn hinwiederum durch mannigfache Mittel dahinbringen, dass ihm nur das Schamtuch um die Lenden bleibt. Der eigne Diebstahl wird durch dies Mittel sehr gut verborgen bleiben.“ Und erfreut that Dhanamitra nach meinen Worten. An dem Tage noch begab sich auf meinen Auftrag hin Vimardaka in den Dienst des Arthapati und mehrte seine Feindschaft gegen Udāraka. Und geldgierig wandte sich Kuberadatta von Arthapati ab und wollte mit begütigenden Worten dem Dhanamitra seine Tochter geben. Und Arthapati band an.

In eben diesen Tagen liefen die Leute mit starkem Interesse zusammen, indem sie sagten: „Der Kāmamañjarī jüngere Schwester, Rāgamañjarī genannt, wird in der Konzerthalle eine musikalische Vorstellung (mit Gesang, Instrumentenspiel und Tanz) geben.“ Auch ich hier war dort anwesend mit meinem Freunde Dhanamitra. Als sie nun den Tanz begann, da ward mein Herz zu einer zweiten Bühne für sie. Der Gott mit den fünf Pfeilen, der den Lotoswald ihrer anmutig hin und her irrenden Blicke als deckende Hecke erwählt hatte, dessen Kraft dadurch, dass alle ästhetischen Empfindungen und alle Gefühle da waren, sich gleichsam emporhob, peinigte mich über die Maassen. Darauf fesselte sie, gleichsam die über die Bestehlung der Stadtbewohner erzürnte Gottheit der Stadt, mich mit Banden, die aus den Guirlanden ihrer tändelnden Seitenblicke bestanden und schwarz waren wie die Blätter des blauen Lotos [Oder nach der andern Lesart: schwarz wie Gewinde und Gebinde aus den Blättern des blauen Lotos]. Und vom Tanze aufbrechend, glänzend in der Errungenschaft des Erfolgs, sah sie — ob nun aus Scherz, oder aus Verlangen, oder auch nur aus Zufall, weiss ich nicht

— öfters [87] mit einem selbst von ihren Freundinnen nicht bemerkten Blicke aus dem äusseren Augenwinkel, in anmutiger Koketterie ihre Brauenranken (wie gespannte Bogen) krümmend, mich an, lächelte unter einem Vorwand, wobei sie den Mondenglanz ihrer Zähne etwas sehen liess, und ging, von den Augen und Herzen der Leute begleitet, fort.

Ich hier ging heim und von der schwer abzuwehrenden Sehnsucht des Verlangens nach Speise beraubt, schützte ich einen Anfall von Kopfweh vor und legte mich mit aufgelösten Gliedern auf ein abgesondert stehendes Bett. Dhanamitra aber, der überaus tief in die Wissenschaft der Liebe eingetaucht war, kam zu mir und erzählte insgeheim: „Freund, das ist ein reiches Hetärenmädchen, dem sich dein Herz so hingiebt, und auch ihren Gemütszustand habe ich sehr wohl beobachtet. Auch sie wird bald der Gott mit der ungeraden Zahl Pfeile aufs Pfeilbette betten. Und da euer beider Neigung an der rechten Stelle sich niedergelassen hat, so ist eure Vereinigung leicht zu bewerkstelligen. Jedoch dieses Freudenmädchen hat ja mit ganz gegen die Hetäreneigenart gehendem, edelschönem Sinne erklärt: „Kaufpreis für mich ist die Trefflichkeit, nicht das Geld. Und ausserhalb der Ehe kann keiner mein Jugendspriessen geniessen.“ Nachdem ihre Schwester Kāmamañjarī und ihre Mutter Mādhavasenā ihr dies wiederholt verwiesen, aber nichts ausgerichtet hatten, flehten sie den König mit Thränen im Halse also an: „Majestät, wir hatten die grosse Hoffnung: deine Sklavin Rāgamañjarī wird, als eine, deren Charakter ihrer Schönheit angemessen und die in den Künsten geschickt ist,[1]) unsere Wünsche erfüllen. Sie (wohl: diese Hoffnung) ist jetzt mit der Wurzel vernichtet. [88] Denn sie will das Gesetz und den natürlichen Brauch ihrer Familie ihres angestammten Standes übertretend, ohne Rücksicht auf das Geld, nur den Vorzügen (des Bewerbers) ihre Jugendblüte verkaufen. Sie will dem unerschütterlichen Verhalten der Frauen aus edler Familie folgen. Wenn sie durch den Befehl der Füsse Eurer Majestät indessen in den natürlichen

[1]) Oder: „geschickt in den Künsten, deren Charakter ihrer Schönheit angemessen ist“, d. h. in Hetärenkünsten; denn die Hetäre heisst ja „die von ihrer Schönheit Lebende“.

Zustand käme, dann wäre es schön.“ Da sie aber, selbst nachdem sie von dem Könige aus Gefälligkeit gegen jene dahin angewiesen war, doch nicht gehorchte, so vereinbarten sie mit dem Könige unter beharrlichem Weinen: „Wenn irgend ein Galan ohne unsern Willen das Mädchen betrügt und zu Grunde richtet, so soll er wie ein Räuber getötet werden.“ Unter solchen Umständen willigen also ohne Geld ihre Leute nicht darein. Aber einem, der Geld giebt, giebt sie sich nicht hin. Das ist das Dilemma. Ersinne da ein Mittel!“ Drauf sagte ich: „Was ist da zu ersinnen! Nachdem ich mit Vorzügen sie mir zugewendet habe, will ich im Verborgnen mit Geld ihre Leute zufriedenstellen.”

Nachdem ich darauf eine buddhistische Bettelnonne,[1]) namens Dharmarakshitā („die durch die Tugend, oder: durch das heilige Gesetz Geschützte“) eine Hauptbotin der Kāmamañjarī, durch Verleihung von Bettelnonnenkleidern und Speisen in meinen Sold genommen hatte, schloss ich mit jenem schlechten Weibe (der Kāmamañjarī) den Vertrag: „Ich will diese Perle von einem Fell (jenen Fortunati Wunschsäckel, den Zauberbeutel) dem Udāraka stehlen und dir geben, wenn Rāgamañjarī die Gegengabe ist.“ Da sie darauf einging, so führte ich hier die Sache also aus und bekam die einem jungen Schosse vergleichbare Hand der Rāgamañjarī, die durch meine Vorzüge ganz verrückt auf mich gemacht worden war. Und in der Nacht, auf welche der Diebstahl der Perle von einem Fell verabredet war, beleidigte bei ihrem Beginn, während die unter dem Vorwande einer andern Sache herbeigerufnen Vornehmsten unter den Stadtbewohnern zuhörten, mein Spion Vimardaka, der dem Namen nach[2]) ein Parteigänger des Arthapati geworden war, den Dhanamitra und bedrohte ihn sehr. [89] Und Dhanamitra sprach: „Mein Bester, was hast du für einen Zweck dabei, dass

[1]) Buddhistische Bettelnonnen werden von den brahmanischen Schriftstellern regelrecht als Liebesvermittlerinnen genannt, wohl nicht ganz ohne Grund.

[2]) Der häufige Gebrauch dieses nāma in unserm Romane ist bemerkenswert. Es bedeutet „dem Namen nach“, „zum Schein“, „scheinbar“, „wie“ u. s. w. Es findet sich S. 88 letzte Zeile; 136, Zeile 6; 137, Zeile 3 v. u.; 152, Z. 3 von unten; 153, letzte Zeile; 165, letzte Zeile; 171, Z. 14; 174, Zeile 14; 198, Z. 2 v. u.; 202, Z. 2.

du um eines andern willen mich schmähst? Ich erinnere mich auch nicht eines kleinen Schadens, den ich dir gethan hätte.“ Er sagte aber wiederum wie drohend: „Das ist nämlich der Gelddünkel, dass du das Weib eines andern, das er um den Kaufpreis erworben hat, hingegen an dich bringen willst, indem du ihre Eltern mit Geld verführst. Und du sprichst: „Was habe ich dir für einen Schaden gethan?“ Ist das denn nicht ganz allgemein bekannt: „Vimardaka ist des Karawanenführers Arthapati ausserhalb seiner selbst wandelndes Leben!“ Um seinetwillen lasse ich selbst das Leben, schrecke ich auch vor einem Brahmanenmord nicht zurück. Für dieses durch deine Perle von einem Fell veranlasstes hitziges Fieber des Eigendünkels giebt es ein Heilmittel, dies, dass ich eine Nacht nur wache.“ [1]) Und also redend ward er von den ersten unter den Bürgern ärgerlich zurückgehalten und entfernt.

Diese Geschichte ward von Dhanamitra mit geheucheltem Schmerze dem Fürsten zu wissen gethan, nachdem er ihm zuerst angedeutet hatte, dass seine Perle von einem Fell verschwunden war. Und der König rief den Arthapati und fragte ihn im Geheimen: „Höre, gehört dir ein gewisser Vimardaka an?“ Und als der Simpel berichtet hatte: „Majestät, es ist mein bester Freund. Und was ists mit ihm?“ sprach der König: „Kannst du ihn wohl herbeirufen?“ „Gewiss kann ich das!“ Mit diesen Worten ging er weg, suchte ihn im eignen Hause, am unfriedigten Hurenhausplatze, in der Spielhalle und auf dem Markte aufs genaueste, fand ihn aber nicht. Wie hätte der Tropf ihn wohl finden sollen! War doch der Vimardaka, nachdem er von mir die Zeichen, dich zu erkennen, gelehrt worden war, auf mein Geheiss an eben dem Tage nach Ujjayinī abgereist, um dich zu suchen! Da aber Arthapati ihn nicht sah und sich selber in das von jenem verübte Verbrechen [90] verwickelt erachtete [fand], leugnete er aus Verblendung oder aus Furcht, ward aber von Dhanamitra überführt, und von dem ergrimmten Könige gefangen gesetzt und in Ketten gelegt.

In eben diesen Tagen huschte Kāmamañjarī, die die Perle von Leder in der Weise, welche in der für sie geltenden Regel

[1]) D. h. natürlich: und in dieser Nacht dir den Beutel stehle.

angegeben war, zu melken verlangte, insgeheim zu dem früher gemolkenen, zum nackten Jaina-Bettelmönche gewordnen Virūpaka, gab ihm allen Besitz, den sie ihm abgenommen hatte, wieder zurück, begütigte ihn ehrfurchtsvoll in vielfacher Weise und kehrte heim. Er aber, von der Lehre der „Fessellosen“ (nackt einhergehende Bettelmönche, die die Fesseln der heiligen Tradition und die der Materie abgeworfen haben) mit Mühe erlöst, von mir unterrichtet, trat hocherfreut wieder in seine pflicht- und naturgemässe Lebensweise ein. Kāmamañjarī aber liess in einigen Tagen, in der Hoffnung auf die Melkung der Perle von einem Leder, nichts übrig von ihren Glücksgütern als den Ofen.

Darauf trug, von mir dazu angestellt, Dhanamitra dem Fürsten heuchlerisch dies vor: „Majestät, diese Hetäre Kāmamañjarī („Blütenrispe der Liebe“) ward wegen ihrer ausserordentlichen Habgier den Leuten zum Gefäss des Tadels und Lobhamañjarī („Blütenrispe der Habsucht“) genannt; und sie verschenkt jetzt, ohne sich zu bedenken, sogar Stössel und Mörser. Drum glaube ich die Ursache davon ist die, dass sie meine Lederperle erlangt hat. Denn solcher Art ist ja die Regel, die für sie gilt. „Kaufleuten und Freudenmädchen giebt sie Milch, andern nicht“, so lautet das sie betreffende Verständnis. Daher habe ich Verdacht auf sie“ (Kāmamañjarī).

Sie ward sofort samt ihrer Mutter vom Könige entboten. Mit entstellter Gesichtsfarbe sagte ich insgeheim zu ihr: „Gewiss, o Edle, weil du wegen der allzu offenkundigen Hinschenkung all deines Eigentums in den Verdacht, du habest die Perle von einem Leder erlangt, gekommen bist, wirst du vom Aṅgakönige zur Befragung hierüber gerufen. Und da man immer wieder in dich dringen wird, so muss ich unumgänglicher Weise von dir als Bezugsquelle angegeben werden. Und dann steht mir eine exemplarische Todesstrafe bevor. Und bin ich tot, so bleibt auch deine Schwester nicht am Leben, und du bist ein besitzloses Weib. [91] Und die Lederperle wird wieder dem Dhanamitra zufallen. So hat dies Unglück Nachteil von allen Seiten zur Folge. Was soll man darum hier dagegen thun?“

Sie und ihre Mutter sprachen, Thränen vergiessend: „Es ist durch unsre kindische Thorheit dies Geheimnis schon fast ganz

verraten. Und infolge der drängenden Hartnäckigkeit des Königs muss unausbleiblich, wenn wir auch drei- oder viermal leugnen, in dir die Bezugsquelle des Gestohlenen angegeben werden. Bist aber du angegeben worden, so geht unsre ganze Familie zu Grunde. Nun aber ist die Schande als auf Arthapati liegend allgemein bekannt. Ebenso ist in der Angastadt der Umgang dieses „wie ein Pflüger so Bettelarmen“ mit uns offenkundig. Drum können wir uns am besten behüten, wenn wir vorschützen: „Grade von jenem ward es uns gegeben.“ Nachdem sie mich zur Einwilligung bewogen hatte, gingen sie beide zum Königshause.

Von dem Könige gefragt, wiesen die beiden verschmitzten Weibsbilder ihn wiederholte Male zurück mit den Worten: „Die Angabe des Gebers ist für das Hurengeschlecht nicht recht. Denn mit rechtmässig erworbnem Gute nahen sich halt die Männer nicht dem Bordell;“ aber durch die Andeutung der Nasen- und Ohrenabschneidung geschreckt, liessen die beiden verschmitzten Weibsbilder den armen Teufel Arthapati als den Dieb fassen. Und von dem ergrimmten Könige ward der Stab (der Strafe) gegen sein Leben erhoben.

Aber der König wurde grade von Dhanamitra mit gefalteten Händen daran gehindert: „Edler, die Maurya [1]) haben den Kaufleuten diese Gnade gewährt: „Bei solchen Verbrechen sollen sie nicht des Lebens beraubt werden.” Wenn du ergrimmt bist, so soll dieser Bösewicht, nachdem ihm all sein Besitztum genommen ist, verbannt werden.“ Daraus erwachsen, breitete sich Dhanamitras Ruhm aus, und der Herrscher war erfreut. Nur noch mit einem Fetzen von einem abgetragenen Kleide als Rest (der Habe) ward Arthapati („der Herr des Reichtums”) der von seinem Reichtum so trunken gewesen war, vor den Augen aller Bürger verbannt. [92] Mit einem Teile seiner Besitztümer aber

[1]) Die Mauryas sind eine berühmte altindische Dynastie, die mit dem grossen Candragupta (Sandrakottos), an dessen Hof Megasthenes sich aufhielt, im Jahre 315 v. Chr. auf den Thron kam und in Candraguptas Enkel Açoka ihren schönsten Glanz erreichte. Açoka wird bekanntlich der Konstantin des Buddhismus genannt, weil er dieser Religion so hohe Dienste leistete. Es ist das aber eher eine Beschimpfung des altindischen Herrschers; denn er war ohne die niedrigen Eigenschaften dieses heimtückischen, blutbespritzten „Christen aus Politik“.

ward die elende Kāmamañjarī, die wegen der Fata Morgana der Lederperle all ihre Habe weggeworfen hatte, von dem Erdenhirten, den Dhanamitra mitleidsvoll dazu antrieb, begnadet.[1] Dhanamitra aber nahm an einem glückverheissenden Tage die Kulapālikā zum Weibe. Solchergestalt also am Ziele meiner Wünsche, machte ich das Haus der Rāgamañjarī voll Gold und Edelsteine.

Und in dieser Stadt ward die Horde der reichen Geizhälse so von mir bestohlen, dass sie mit der Almosenschale in der Hand bei den Häusern der durch ihre (der Geizhälse) eignen von mir verschenkten Güter reichgewordnen Bettler um milde Gaben umherirrten.

Auch der gewandteste Mensch kann ja über die vom Schicksal geschriebene Schrift nicht hinwegkommen. Denn als ich eines Tages die Rāgamañjarī zur Besänftigung ihres Liebesgrolles mit begütigenden Worten süssen Rauschtrank trinken liess, und ich mir fort und fort die aus Liebe immer und immer wieder dargebotenen Reste des Tranks von ihrem Munde munden liess, ward ich vom Rausch ergriffen.[2] Der Charakter des Rausches und der Tollheit [des Wahnsinns] ist es ja, dass man in den gewohnten Dingen auf einem falschen Weg zum Werke schreitet. Denn trunkenheiterfasst rief ich: „Diese Stadt will ich in einer Nacht besitzlos machen und dein Haus anfüllen!“ setzte mich über die hundert Verneigungen, Händefaltungen und Beschwörungen der beunruhigten Liebsten hinweg und ging

---

[1]) Oder: Ward mitleidig von dem Könige . . . . begnadet (sānukampam zu anvagṛihyata).

[2]) Vgl. in den schönen Versen von Frühling, Sang, Wein und Liebe Kathās. Tar. 85, çl. 6—10:

Tannihçvāsasugandhīni
tadbimbaushṭharucīni ca
priyāpītāvaçeshāṇi
piban reme madhūni saḥ.

(Er ergötzte sich, indem er Wein trank, von dem erst seine Liebchen getrunken hatten und der duftend war von ihres Odem Hauch und rot erstrahlte von ihren Bimbalippen). Raghuv. XIX, 12:

Tābhir apy upahṛitaṃ mukhāsavaṃ
so 'pibad bakulatulyadohadaḥ.

(Und er trank das geistige Getränk von ihrem Munde, das sie (fem.) ihm darboten u. s. w.)

wie ein brunsttoller Elefant, der wild seine Kette gebrochen hat, von einer Amme, namens Çṛigālikā, begleitet, mit geringer Ausrüstung, [1]) das Schwert nur als Genossen, in höchstem Ungestüm fort. Und mit den heranstürzenden Männern von der Stadtwacht furchtlos anbindend, von ihnen mit dem Rufe: „ein Dieb!“ [93] angegriffen, und, da ich nicht sehr zornig war, gleichsam nur spielend, stürzte ich mit rollenden roten Augen hin, nachdem ich mit meinem in rauschmatter Hand niederfallenden Schwerte nur zwei oder drei getötet hatte. [2]) Sofort kam Çṛigālikā, ein Schmerzgezeter ausstossend, in meine Nähe herbei. Und ich ward von den Feinden gebunden.

Von dem den Rausch wegnehmenden Unglück aber sofort erweckt, überlegte ich mit plötzlich aufleuchtenden Gedanken also: „O weh, durch meine Geistesverwirrung veranlasst, hat mich jetzt ein grosses Unglück getroffen. Und sehr bekannt ist Dhanamitras Freundschaft mit mir, und dies, dass Rāgamañjarī mein Weib ist. Von meiner Sünde bedeckt, werden sie unfehlbar morgen ergriffen werden. Drum ist dies Verfahren hier am Platze, durch dessen Befolgung nach meiner Anweisung sie beide gerettet werden können. Und mir kann es dann auch einmal über das Unglück hinüberhelfen.“ Als ich also bei mir selber nur ein Mittel ausgedacht hatte, sagte ich zu Çṛigālikā: „Mach dich fort, alte Vettel! Verflucht bist du, die du die geldgierige verschmitzte Hure Rāgamañjarī mit meinem durch seine Perle von einem Fell trunken gemachten Feind, der sich aber den Schein giebt, als sei er mein Freund, dem Dhanamitra zusammengebracht hast. Da ich diesem Bösewicht seine Perle von einem Leder gestohlen und deiner Tochter ihren kostbaren Schmuck geraubt habe, so kann ich jetzt ohne Pein das Leben lassen.“

Sie hinwiederum, die Erzschelmin, erkannte, was ich damit verriet, und vor Thränen stammelnd, mit gefalteten Händen, mit einer Verbeugung, nahte sie den Männern. Und in schmei-

[1]) Oder ist vielleicht zu übersetzen: „von einer Amme, namens Çṛigālikā begleitet, (wahrlich) mit geringem Gefolge“ (ironisch)?

[2]) Oder: „indem mir das Schwert aus der infolge des Rausches niedergesunkenen Hand fiel, als ich nur zwei oder drei getötet hatte.“ Dies kommt mir ein bisschen weniger wahrscheinlich vor. Doch so die padacandrikā.

chelnden Worten flehte sie vor mir: „Schöne Herren, wartet eine Zeitlang, bis ich von diesem Auskunft über all unsere gestohlnen Sachen erlange.“ [94] Als sie „Ja“ sagend darauf eingegangen waren, begab sie sich wieder zu mir und fiel mir zu Füssen mit den Worten: „Mein Holder, vergieb dieses eine Vergehen und Versehen dieser deiner Sklavin! Mag immerhin Dhanamitra, der deine Gattin berührt, ein Gegenstand deiner Feindschaft sein. Aber in der Erinnerung an den lange an dir geübten Dienst mögest du deine Sklavin Rāgamañjarī begnaden! Der Putz ist die Hauptsache bei Frauen, die von ihrer Schönheit leben. Drum sag, wo ihr Schmuck niedergelegt ist!“ Darauf sprach ich, wie von Mitleid erfasst: „Nun gut! Was soll ich, der ich mich in des Todes Hand befinde, auf die Feindschaft mit jener versessen sein! Indem ich mich stellte, als sagte ich es ihr, belehrte ich sie ins Ohr: „So und so soll verfahren werden.“ Sie aber sprach, als hätte sie ihren Zweck erreicht: „Mögest du lange leben, mögen die Gottheiten dir hold sein, möge auch Se. Majestät, der Aṅgakönig, durch deinen Mannesmut erfreut, dich loslassen! Mögen die schönen Herren hier sich dein erbarmen!“ Und augenblicklich lief sie davon. Und ich ward auf den Befehl des Führers der Wächter in den Kerker gebracht.

Des andern Tages sodann kam der Polizeimeister, Kāntaka mit Namen, äusserst hochmütig, sich für sehr beliebt haltend, auf seine Schönheit eingebildet, durch des Vaters Hinscheiden vor kurzem ins Amt gekommen, in seinem Jugendübermut sehr unreif, und nachdem er mich ein klein wenig ausgescholten hatte, gab er mir zu verstehen: „Wenn du nicht Dhanamitras [95] Perle von einem Fell zurückerstattest, oder wenn du nicht den Stadtbewohnern die gestohlenen Sachen wieder einhändigst, so wirst du erst das jenseitige Ufer der achtzehn Foltermartern sehen und dann am Schluss des Todes Rachen.“ Ich aber entgegnete lächelnd: „Mein Holder, wenn ich auch alles Gut herausgäbe, das ich von meiner Geburt an gestohlen habe, so erfüllte ich doch nicht dem Räuber der Gattin des Arthapati, meinem Feinde, der nur mit dem Munde mein Freund ist, dem Dhanamitra seine Hoffnung auf die Lederperle. Ohne diese herauszugeben, will ich auch Myriaden von Martern erdulden. Das

ist mein urehrliches Gelöbnis.“ Während auf diese Weise das meist aus süssen Worten und Drohungen bestehende Verhör Tag um Tag vor sich ging, war ich, da ich angemessen Essen und Trinken erhielt, in einigen Tagen von meiner Wunde genesen und in normalem Zustande.

Da huschte einmal, als der Tag mit seinem Sonnenscheinglanze, der so gelb ist wie des Unvergänglichen (Vishṇus) Gewand, schwand, Çṛigālikā mit heitrer Gesichtsfarbe in prächtigem Kostüm herbei, trat dicht an mich heran, während ihr Gefolge in der Ferne stehen blieb, und sprach: „Edler, das Glück ist dir hold! Deine kluge Politik hat Frucht getragen. Wie ich von dir angewiesen war, so sprach ich zu Dhanamitra, nachdem ich zu ihm gegangen war: „Edler, also hat dein so und so ins Unglück geratner Freund geredet: „Ich bin jetzt in Banden durch die Schuld des Trinkens, wie sie einem leicht im Umgang mit den Huren zustossen kann. Du aber sollst heute noch unbedenklich dem Könige Folgendes vorlegen: „Majestät, durch Ew. Majestät Gnade habe ich früher wohl diese Perle von Fell, die von Arthapati gestohlen war, wieder erlangt. Nun aber verkehrte der Gatte der Rāgamañjarī, ein gewisser Würfelspieler, wegen seiner übergrossen Beschlagenheit in den Künsten, der Poesie und den Neuigkeiten der Leute [96] mit mir. Und wegen der Verbindung mit ihm diente ich seiner Gattin tagtäglich durch Übersendung von Kleidern und Schmuck und durch dergleichen mehr. Drum schöpfte der niedrig gesinnte Schelm Verdacht. Und in seinem Zorn hat er die Lederperle und ihr Schmuckkästchen weggenommen. Als er aber wieder, um zu stehlen, umherstrich, ward er von den Leuten des Polizeimeisters ergriffen. Und ins Unglück geraten, hat er einer Dienerin der Rāgamañjarī, die ihm weinend nachgelaufen war, den Ort, wo ihr Schmuck niedergelegt war, mitgeteilt, indem er seiner frühern Liebe folgte. Wenn er, mit klugen Mitteln behandelt, auch mir die Perle von einem Leder darbietet, so sollen hier die Füsse Ew. Majestät Huld üben.“ Und also berichtet, wird der Menschenherr mich nicht des Lebens berauben, sondern sich bemühen, durch Ueberredung die Wiedererstattung deines Eigentums herbeizuführen. Das ist es, was für uns heilsam ist.“ Und sowie er (Dhanamitra) das gehört hatte, bewerkstelligte

er, infolge des Vertrauens auf deine Macht durchaus nicht überscheu, es also. Indem ich sodann von der Rāgamañjarī, der ich durch Beglaubigungszeichen von dir Vertrauen erweckte, die gewünschten Sachen erhielt, gewann ich auf dem von dir bezeichneten Wege die Amme der Königstochter Ambālikā, die Maṅgālikā. Und sie als Steg benutzend, pflegte ich die höchste Freundschaft zwischen Rāgamañjarī und Ambālikā gross. Und indem ich Tag um Tag neue Geschenke brachte und mannigfache sinnentzückende Erzählungen erzählte, ward ich ihr (der Ambālikā) zum Gefäss der höchsten Huld.

Und einmal, als sie im Schlosse oben war, rückte ich ihr die Wasserlilie am Ohr, obwohl sie an der rechten Stelle war, [97] mit den Worten: „Sie ist herabgerutscht“ zurecht, liess die Blume wie aus Unachtsamkeit fallen, hob sie wieder auf vom Boden und warf damit lachend auf den in der Nähe des Mädchenharems wegen irgend einer Ursache in den Palasthof getretnen Kāntaka, indem ich mich stellte, als hätte ich damit Tauben, die in der Begattung begriffen waren, schrecken wollen. Er aber, der sich (dadurch) reich fühlte, blickte etwas auf und lächelte, ich aber that schlau durch Zeichen so, dass er denken sollte, der lebhafte Gesichtsausdruck der Königstochter, die durch meine That zum Lachen gebracht worden war, habe seinen Grund in dem Verlangen nach ihm. Von dem im Herzen Geborenen (Kāma), der seinen Bogen gespannt hatte, getroffen, durch den Pfeil mit vergifteter Spitze übermässig verwirrt, entfernte er sich mit Mühe und Not.[1]) Und am Abend liess ich ein Mädchen einen mit der Prinzessin Ring versiegelten, parfürmierten Betel, ein feines Gewänderpaar und Schmuckstücke bergenden

[1]) So nach d. P. W. und nach Bühlers Text (mit sa). Der von Böhtlingk citierte Text, sowie die Recension der Bombayer Ausgabe (Godabole u. Parab) und der Wilsons liesse sich wohl viel besser so verstehen: „Von dem im Herzen Geborenen, der seinen Bogen gespannt hatte, durch einen Pfeil mit vergifteter Spitze getroffen, entfernte sich der überaus einfältige Mensch mit Müh und Not.“ — Jetzt nachträglich bemerke ich erst, dass diese Auffassung durch alle drei Scholiasten sowie durch Tarkavacaspati gestützt wird; denn sie fassen sandigdha als san (part. praes.) und digdha. Da ist der Text dann am besten so zu fassen: Akṛishṭadhanvanā ca manasijena viddhaḥ san digdhaphalena patriṇā, atimugdhaḥ katham katham apy apāsarat. Aber auch wenn man saṅdigdha als ein Wort fasst, ändert das nicht viel.

Rohrkorb nehmen, und unter dem Vorgeben: „Für Rāgamañjarī!“ ihn mit führend, ging ich zu Kāntakas Haus. Und in's unergründliche Meer der Leidenschaft versunken, freute er sich aufs Höchste, als er mich gleichsam als Schiff bekam.[1]) Und indem ich die verschiednen Zustände der Königstochter als sehr schrecklich schilderte, ward von mir der Tölpel sehr toll gemacht. Und von ihm gebeten, brachte ich ihm des andern Tages mit den Worten: „Von deiner Geliebten gesandt!“ von mir selber Betel aus dem Munde, übriggelassne Salbe, übrig gebliebne Opferblumen und schmutzige Gewänder. [98] Solche nahm er und legte sie ganz versteckt weg mit dem Gedanken: „Es sind Sachen von der Königstochter.“

Nachdem solchergestalt das Liebesfeuer in ihm entzündet war, redete ich ihn im Geheimen also an: „Edler, deine Körperzeichen [Körpermerkmale] stimmen. Denn so verhält sich's: Ein Nachbar von mir, ein Wahrsager, hat angegeben: „In Kāntakas Hand wird dies Königreich fallen, so sind seine Körperzeichen.“ Demgemäss eben liebt dich auch das Königstöchterlein hier. Da der König nur dieses Kind hat, wird er, wenn er erfährt, dass du dich mit ihr vereinigt hast, trotz seines Zornes, aus Furcht vor dem Tode der Tochter, dich nicht austilgen. Im Gegenteil wird er dich in die Mitregentschaft einsetzen. Und solchergestalt führt diese Sache zur Sache. Weshalb, mein Lieber, wird sie nicht ins Werk gesetzt?[2]) Wenn dir kein Mittel bewusst ist, in den Prinzessinnenharem hineinzukommen, — sag, ist denn der Zwischenraum zwischen der Gefängniswand und der Lustgartenmauer nicht bloss drei Klafter! Wenn du aber durch irgend einen Langfinger mit einer geschickten Hand einen so langen unterirdischen Gang hast machen lassen und in den Lusthain eingetreten bist, so ist weiterhin[3]) dein Schutz in unsern

[1]) So nach P. W. Wohl eher: „wahrnahm“ (statt ‚bekam‘).

[2]) ārādhyate ist hier nach Böhtlingks und Roths Wörterbuch in ārabhyate zu ändern. Doch das ist nicht nötig. Man kann ārādhyate in dem gewöhnlichen persönlichen und dann hier bildlichen Sinne fassen: „Die Gunst dieser Sache gewinnen, sie sich dienstbar machen u. s. w. Oder vgl. das kleine P. W. sub voce.

[3]) Ich glaube uparishṭāt bedeutet hier „weiterhin“. Vgl. upari S. 174, Z. 8 von unten (im Sanskrittexte): „nachher, darauf.“ Man könnte es vielleicht auch mit rakshā zusammennehmen: „Schutz über dich.“ Doch wüsste ich keine Parallele zu geben, und eine solche Konstruktion widerstrebt meinem Sanskritsprachgefühl.

Händen. Denn ihre Dienerschaft, die ihr sehr zugethan ist, wird das Geheimnis nicht verraten."

Er sprach: „Gut, meine Beste, ist das, was du mir gezeigt hast.[1]) Es ist hier ein Dieb, im Werke des Grabens gleichsam einer von den Söhnen Sagaras.[2]) Wenn ich ihn gewonnen habe, wird er in einem Augenblick dies Werk zustande bringen."

„Wer ist jener, warum wird er denn nicht gewonnen?"

Auf diese meine Rede gab er dich an mit den Worten: „Der, von dem Dhanamitras Perle von einem Leder gestohlen ward."

[99] „Wenn dem so ist, so komm; wenn du dich mit ihm unter dem Schwure: „Ist dies Werk von dir zustande gebracht,[3]) will ich dich durch verschiedne kluge Mittel in Freiheit setzen" mit ihm verbündet hast, und wenn so das Werk gelungen ist, wirst du ihn dann wieder in Ketten legen, dem Könige melden: „Jener Dieb ist auf alle Weise behandelt worden, aber er, dieser Wohnsitz der Halsstarrigkeit, mag in seiner heftigen Feindschaft das Juwel von einem Fell nicht zeigen; und dann wirst du ihn in schrecklicher Weise hinrichten. Und solcher massen gelingt die Sache und das Geheimnis sickert nicht heraus." Als ich so geredet hatte, erklärte er sich hocherfreut einverstanden und steht eben draussen, indem er mich beauftragt hat, dich dazu zu verlocken. Was weiter am Platze ist, das bedenke!"

Und voll Freude sprach ich: „Was ich sagte, ist wenig deine kluge Politik hier sehr viel. Führe ihn her!" Herbeigeführt, leistete er den Schwur, mich zu befreien, und ich den, das Geheimnis nicht zu verraten. Nachdem ich der Ketten entledigt worden war und Bad, Essen und Salbung genossen hatte, machte ich mit dem Schlangenmaul einen unterirdischen Gang, anfangend an der beständig finstern Wandecke des Verliesses.

---

[1]) Oder: „Gut hast du . . . . mirs gezeigt." Oder: „Gut! . . . du hast mirs gezeigt."

[2]) Die 60,000 Söhne des alten Königs Sagara gruben die Erde durch bis zu den vier Weltelephanten, auf denen sie ruht, hinunter, um ein zum Rossopfer bestimmtes Pferd wiederzufinden, das von Indra geraubt worden war.

[3]) ehi kann auch zu den Worten gehören, die Kāntaka an den Dieb richten soll. „Wenn dem so ist, so leiste mit den Worten: „Komm, ist dies Werk von dir zu Stande gebracht, so will ich dich durch verschiedne kluge Mittel in Freiheit setzen" ihm einen Schwur, verbünde dich so mit ihm, und wenn dadurch das Werk gelungen ist, so wirst du" u. s. w.

Und ich überlegte also: „Obwohl jener mich zu töten gesonnen ist, hat er doch geschworen, mich zu befreien. Drum trifft mich nicht die Schuld, die Unwahrheit gesagt zu haben, wenn ich ihn töte." Und als ich hinaustrat und er die Hand ausstreckte, mich zu fesseln, gab ich ihm mit dem Fusse einen Stoss auf die Brust und schnitt dem Gestürzten mit seinem eignen Messer den Kopf ab.

Und ich sagte zur Çrigālikā: „Sprich, meine Beste, wie ist die Einrichtung [Gelegenheit] des Mädchenharems? Diese grosse Mühsal soll doch nicht umsonst sein. Ich will dort etwas stehlen und dann zurückkehren." Nachdem sie mir die Zimmerverteilung dargestellt hatte, drang ich in die Mädchengemächer hinein und sah dort — bei brennenden Juwelenlampen [100] inmitten des von vielen Spielen ermüdet schlafenden Gefolges, auf einem Ruhelager mit Elfenbeinfüssen in der Gestalt von Löwen, die mit hochgeschätzten kostbaren Edelsteinen besetzt waren, mit schwanendunengefüllten, linden Betten und Kissen und mit einer Randeinfassung, die mit abgeschnittenen Blumen ausgelegt war — die Königstochter liegen; unter dem untern Teil der Ferse ihres rechten Fusses bog sich der Rücken ihrer andern Fussspitze [der Rücken des Vorderteils ihres andern Fusses] hin, das süsse Fussknöchelgelenk war etwas hinausgedreht, die Beinsäulen waren übereinander geschlungen, die beiden zarten Kniee eingebogen, das Schenkelpaar etwas gekrümmt, der vordere Teil ihrer einen Armranke schlaff auf den Hintern lieblich hingesunken, die innere Fläche der sprossengleichen Hand an der andern, am Kopfende fest anliegenden, gebogenen Armranke nach oben gekehrt, das Hüftenrund wölbte sich, das Untergewand aus Seidenzeug schmiegte sich überaus fest an, der Bauch war nicht zu sehr gewölbt und sehr schmächtig, jedesmal beim Beginn ihres sanften Ausatmens zitterten ihre festen knospengleichen Brüste, an der Gegend des ein wenig zur Seite gewandten reizenden Halses konnte man den auf eine Schnur aus geläutertem Golde gereihten Halsschmuck aus Rubinen sehen, durch ihr zur Hälfte sichtbares unten liegendes schönes Ohr war der Ohrring verdeckt, von dem Strahlen-Blütenstrausse des Juwelenschmucks an dem nach oben gekehrten schönen Ohre ward das in eine unrichtige Lage gekommene, verschobne, lose Haarbüschelband [oder Haar-

büschelgebinde] rötlich gefärbt, [101] die Röte ihrer Lippenöffnung war schwer bemerkbar infolge ihrer eignen Glanzmassen, ihre an die Wangenfläche gelegte, einem jungen rötlichen Schössling vergleichbare Hand versah das Amt eines Ohrschmucks, durch das Blätterwerk des prächtigen Bettbaldachins, das sich (in seinen Abstrahlungen) auf die Spiegelfläche ihrer nach oben gekehrten Wange niedergoss, wurden Stirnzeichendienste[1]) verrichtet, geschlossen war die blaue Lotosblume des Auges, unbeweglich die Fahne der Brauen, durch die hervorbrechenden Schweisstropfen wurde das mit Sandel aufgetragene Stirnzeichen zerteilt und gelöst und ihre Locken rankten sich gegen ihren Antlitzmond [Mondenantlitz] hin. So schlief sie traulich, und, indem ihre eine Seite fast ganz in die äusserst weisse obere Decke hineingesunken war, vergleichbar dem im Schosse der (lichten) Herbstwolke ruhenden Blitze, regungslos vor Ermüdung vom langen heitern Spiel.

Und als ich sie gesehen hatte, stand ich eine Weile da mit emporblitzender Liebesleidenschaft, erschreckt, ohne Verlangen nach dem, was zu stehlen da war, von ihr dagegen sofort um mein Herz bestohlen, ratlos, was ich thun sollte. Und ich dachte: „Wenn ich diese Schönäugige nicht ganz erlange, so leidet der Freund des Frühlings (Kāma) es nicht, dass ich lebe. Und wenn sie von mir, mit dem sie keine Verabredung getroffen hat, berührt würde, so schlüge diese überaus Kindliche offenbar durch einen Notschrei meinen Wunsch danieder. Darauf würde ich selber erschlagen. Drum ist dies hier das (richtige) Verfahren."

---

[1]) Ich habe viçeshaka nach d. P. W. mit „Stirnzeichen" übersetzt, obwohl es hier offenbar nicht recht passt. „Wangenzeichen" wäre besser gewesen. Viçeshaka ist dasselbe wie pattralatā, pattrabhaṅga, pattrabhaṅgi, pattrabhaṅgī, pattralekha. Drum nennt Kālidāsa diese Zeichen oder Striche Raghuv. III, 55 auch pattraviçeshaka. Alle diese Ausdrücke bedeuten nämlich mit Moschus, Sandel, und andern wohlriechenden Stoffen (insbesondere auf das Gesicht und andre Teile des Körpers) aufgetragne Striche und Zeichen. Cf. Caurapañcāçikā ed. Solf Strophe 22: kastūrikākuṭilapattralatābhirāmagaṇḍasthalam (āsyam); auch hier sind es also bes. die Wangen, auf denen diese Zeichen sich finden. Da diese Zeichen blätterähnliche Gestalt haben, so ist es natürlich, dass von den Strahlenbeschattungen des Blätterwerks am Bettbaldachin, die auf die Wangen der Prinzessin herabfallen, gesagt wird, sie hätten da die Dienste dieser Wangenzeichen verrichtet.

Ich nahm ein an einem Pflock in der Wand hängendes, mit einer öligen Paste aus Harz farbig bedecktes Brett, holte aus einem Juwelenkästchen einen Farbenpinsel und malte[1]) darauf sie, wie sie so schlief und mich mit gefalteten Händen ihr zu Füssen liegend und diesen Vers im Āryāmetrum:

An dich mit gefalten gehaltenen Händen zu wenden
Um dies sich, gestatt' es dem Sklaven du hier;
Allein nicht — o nein, von des Kusses und Lustgenusses
Vereinigung matt, sollst du schlafen mit mir.[2])

Und indem ich aus einem goldnen Korbe eine in ein Betelblatt gewickelte kugelförmige parfümierte Arekanuss, ein Stückchen Kampfer und Katechu kaute, spuckte ich mit dem lackroten Savon auf die Stukkowand ein Cakravākapaar hin.[3]) Und

---

[1]) „For writing or drawing, boards are used even now in India, which are covered with the gum of some tree or some other glucy substance. On this the letters or figures are drawn with a brush (tūlikā) (or now with a stick) in white or other colours." Bühler zu d. Stelle.

[2]) Auch hier räche ich mich für einige Stellen, wo ich die Künstlichkeit Daṇḍins nicht nachahmen konnte. Diese Verse, die im Original einfach sind, liessen sich etwas wörtlicher und zugleich mit dem Wortspiel des Sanskrittextes etwa so geben:

Dies Ding bedingt der Sklave hier von dir.
Die Hände faltend immer:
Schlaf, lustgenussvereinungsmatt, mit mir,
Doch so wie jetzt du nimmer!

[3]) Nach Böhtlingk und Roth ist hier nirashṭhīvam „ich spuckte aus" = „warf, zeichnete hin." Ein andrer Beleg wird nicht angeführt. Auch an dieser Stelle heisst es die Virtuosität des Apahāravarman in verschiednen Kunststücken ganz verkennen, wenn man die Sache so auffasst. Nein, er ist ein geistiger Vorfahr so vieler unsrer amerikanischen Mitbürger, besonders solcher von der grünen Insel, die in der Spucksicherheit, womit sie ihrer Tabacksjauche dunkle Strahlensäulen durch die Lüfte dirigieren, wahrhaft Staunenswürdiges leisten. Zwar ein Cakravākaweibchen mit einem Wurfe für ihre Geliebte auf die Wand zu spucken dazu sind sie nicht — sentimental genug. Bei etlicher Übung brächten sie vielleicht auch das fertig.

So schneidige Kerle im Spucken habe ich nun sonst bisher noch nicht in der altindischen Litteratur gefunden. Aber in der verwandten Strassenjungenkunst des Werfens brachten sie Erkleckliches zu stande, wie z. B. aus dem Jātaka hervorgeht. So wirft ein Krüppel Jāt. I, 419 Kiesel gegen die Blätter auf einem Nigrodhabaum und zeichnet so die verschiedensten Figuren, Elefanten, Pferde u. s. w., was man nur begehrte, in die Blätter (d. h. die in die Blätter geworfenen Löcher hatten diese Gestalten).

als ich unsre Fingerringe vertauscht hatte, ging ich, mich kaum dazu vermögend, hinaus.

Durch den unterirdischen Gang ins Gefängnis zurückgekommen, wies ich einen dort gebundnen hervorragenden Bewohner der Stadt, namens Siṃhaghosha, mit dem ich in diesen Tagen freundschaftlich umgegangen war, also an: „So (während er dies thun wollte, und auf diese Weise) habe ich den armen Teufel Kāntaka getötet; drum entdecke du dies Geheimnis (welchen Pakt er mit mir gemacht hatte u. s. w.) und gewinne dadurch deine Freiheit;“ und ich schritt mit der Çṛigālikā hinaus.

Auf der Hauptstrasse aber traf ich mit den Wächtern zusammen und ward von ihnen festgehalten. Und ich überlegte: „Ich bin Manns genug, unberührt von diesen, eilends davonzulaufen. [103] Aber diese Bedauernswerte hier würde dann ergriffen. Drum ist dies hier am Platze.“ Mit diesen Gedanken stürzte ich, schnell bei der Hand, grade zu ihnen hin, that meine Ellenbogen auf den Rücken und sagte, mit abgewandtem Gesichte dastehend: „Wenn ich ein Dieb bin, meine Besten, so möget ihr mich binden. Das ist euer Amt, nicht aber das dieses alten Weibes.“ Sie aber erschloss aus so wenigem meine Absicht und trat mit einer Verbeugung an jene heran: „Schöne Herren, dieser mein windbesessner[1]) Sohn ist lange ärztlich behandelt worden. Gestern ward er schier ganz ruhig und war wieder in natürlichem Zustande. So bekam ich gute Hoffnung, liess ihn aus seiner Gefangenschaft los, badete und salbte ihn, liess ihn ein frisch vom Webstuhl kommendes Gewänderpaar umlegen, gab ihm die trefflichste Speise (d. h. Milchreis) zu essen und liess ihn heute in voller Freiheit auf einem Sitzbett. Um Mitter-

[1]) Etwa = verrückt. Der Ausdruck kommt oft vor. Kathās. Tar. 94, çl. 103: Vātena kshubhito 'si kim? Kathās. Tar. 120, çl. 49:

Kshīveva, bhūtāvishṭeva
vātakshobhāvṛiteva ca
tatkālam utsavānanda —
vyākulā sābhavat purī.

Kathākoça (Tawney's tr.) 156, 157; Jāt. IV, 84, Zeile 24 („über ihn sind die Winde mächtig“ (gesagt von einem, der sich wahnsinnig stellt). Der Comm erklärt: „die Winde der Epilepsie bedecken sein Herz,“ seinen Sinn). Petavatt.a II, 6, 1.

nacht sodann geriet er wieder in die Gewalt des Windes, und stürzte in grösstem Ungestüm auf die Hauptstrasse, indem er rief: „Ich will den Kāntaka töten und dann mit der Königstochter des Liebesgenusses pflegen.“ Und da ich meinen Sohn in solchem Zustande sehe, renne ich ihm zu dieser Stunde nach. Drum zeigt mir eure Huld! Bindet und übergebt mir ihn!“ Während sie also heulte, rannte ich davon mit den Worten: „Altes Weib, wer hat je den Gott des Windes gebunden! Wie sollten diese Krähen mich, den Vogel Garuḍa,[1]) zurückhalten! Ums Himmels willen nein!“ Sie aber tadelten jene mit den Worten: „Du bist verrückt, da du diesen Verrückten in der Meinung: „Er ist nicht verrückt” losgelassen hast; wer bindet ihn jetzt!“ [104] Und beunruhigt, weinend sogar, rannte sie mir nach. Und nachdem ich in das Haus der Rāgamañjarī gegangen war, tröstete ich sie, die vom Harm über die lange Trennung hart mitgenommen war, in vielfältiger Art, und brachte den Rest der Nacht hin. Beim Tagesanbruch traf ich wieder mit Udāraka zusammen.

Darauf ging ich zu dem ehrwürdigen Marīci, der von der Widerwärtigkeit mit der Hure sich erhebend, durch die Macht der aufs Neue geübten Askese wieder sein göttliches Auge erlangt hatte, und er hat mir ein solches Wiedersehn mit dir zu wissen gethan. Und Siṃhaghosha, der das Vergehen des Kāntaka offenbarte, und von dem huldvoll gestimmten Könige an Kāntakas Stelle gesetzt worden war, verschaffte mir auf eben dem Pfade des unterirdischen Ganges aus dem Gefängnis auch weiterhin Zutritt in den Mädchenharem. Und ich vereinigte mich mit der Königstochter, die sich durch Kunde aus Çṛigālikās Munde in mich verliebt hatte.

In eben jenen Tagen griff Caṇḍavarman, dessen Bewerbung um Siṃhavarmans Tochter dieser zurückgewiesen hatte, zornig die Stadt an und belagerte sie. Und während sich der Feind

---

[1]) Nach dem Comm. bedeutet çaṅgeya hier einen Falken oder Habicht (nicht Garuḍa). Bühler folgt ihm. Ich glaube, der von Daṇḍin beabsichtigte Gegensatz kommt besser zum Ausdruck, wenn wir dem Worte seine gewöhnliche Bedeutung lassen. Die Krähe ist sehr verachtet und gilt als der niedrigste, gemeinste aller Vögel. — Garuḍa ist ein mythischer Riesenvogel, das Vehikel Vishṇus und der erbitterte Feind der Schlangen.

zu Feindseligkeiten rüsten wollte, brach der ungeduldige Aṅgakönig selber die Mauer durch, zog, ohne die ja schon herangenahten Bundesgenossen zu erwarten, hinaus und es ward mit zerhauenem Panzer „Löwenpanzer“ (Siṃhavarman) in einer grossen Schlacht von dem stärkeren Feinde gewaltsamerweise gefangengenommen. Und Ambālikā wurde von Caṇḍavarman mit Gewalt gepackt und zur (Zwangs)heirat in sein Haus geführt. Und er band sich ja die Hochzeitschnur um mit dem Vorsatze: „Am Morgen findet die Vermählung statt.“ [105] Nachdem ich mir aber im Hause des Dhanamitra für diese Hochzeit die festliche Handschnur (als Amulett) angelegt hatte, sprach ich zu diesem: „Freund, der Kreis der mit dem Aṅgakönige verbündeten Könige ist herbeigeeilt. Bringe ihn her, indem du dich ganz insgeheim mit dem Aeltesten der Bürger vereinigst! Und herangezogen, wirst du den Feind mit abgeschnittnem Kopfe sehen.“

Als er mit einem „Ja“ sich einverstanden erklärt hatte, trat ich mit verborgenem Schwerte unter den Segensprechern (Glückwünschern von Profession) in jenes dem Tode verfallenen Mannes Haus, wo infolge des Festes alles durcheinander ging, die Geräte zur Vermählung jedes an seinem Platze aufgestellt dastanden, durch Eintreten und Hinausgehen dahin und dorthin ein Menschengedränge entstanden war,[1]) riss ihm, als er eben die schossengleiche Hand der Ambālikā, die ihm vor dem Feuer als Zeugen von dem Atharvanpriester dem Ritus gemäss dargereicht ward, nehmen wollte, den langen keulengleichen Arm an mich und stiess ihm mit dem Messer in die Brust. Auch einige andre, die sich regten, liess ich in Yamas Reich wandern. Und das verheerte und zerstörte Haus durchschreitend, nahm ich die Grossäugige, deren süsse Glieder bebten, wahr, und voll Verlangen das Glück ihrer Umarmung zu geniessen, nahm ich sie und ging ins Schlafgemach. Und eben in diesem Augenblicke bin ich durch deine Stimme, die tief ist wie der Donner der jungen Wolke, begnadet worden.“

[1]) Oder: „ein Gedränge der mit dem Eintreten und Hinausgehen da und dort beschäftigten Leute war.“ Das kommt mir jetzt als die wahrscheinlichste Auffassung vor. Es ist auch die der padacandrikā. Möglich wäre auch: „da und dort das Leutegedränge mit Eintreten und Hinausgehen beschäftigt war.“

Als es aber der König Rājavāhana gehört und gelächelt hatte, sagte er: „Wie hast du doch an Härte [106] den Karṇīsuta hinter dir gelassen!“ sah hinwieder den Upahāravarman an und sprach: „Berichte deine Geschichte! Die Reihe ist jetzt an dir.“ Er aber verneigte sich lächelnd und begann zu reden.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daç. das zweite Kapitel, genannt „Apahāravarmans Abenteuer.“

3. Kapitel.

Upahāravarmans Geschichte.

Beim Schweifen und Streifen kam ich einmal ins Videherland. Noch ehe ich Mithilā betrat, ging ich draussen irgendwo in ein Kloster um auszuruhen; eine alte Asketin gab mir Wasser zum Waschen der Füsse, und ich verweilte einen Augenblick auf der Veranda. Schon durch meinen Anblick aber brach ihr ein ununterbrochner Thränenstrom hervor. „Was ist dir denn, Mütterchen? Erzähle die Ursache!“ Also von mir gefragt, berichtete sie klagend:[1]) „Hast du, o Langlebiger, nicht gehört, der Beherrscher von Mithilā hier war ein Fürst namens Prahāravarman. Er nun unterhielt, wie bekannt, mit dem Magadhakönig die höchste Freundschaft. Vasumatī und Priyaṃvadā, ihre beiden Gattinnen, hegten und pflegten eine unvergleichliche gegenseitige Zuneigung, wie die Gattinnen Balas und Çambaras.[2]) Nun zog einmal Priyaṃvadā mit ihrem Gatten nach Pushpapura, um die Vasumatī zu besuchen, weil diese durch die erste Schwangerschaft erfreut wurde und ihre liebe Freundin war. Zu eben dieser Zeit ward eine grosse Schlacht geschlagen zwischen dem Mālavafürsten und dem Magadhakönig. Dabei ging der Magadhakönig eine Bahn, von der selbst das geringste Bisschen schwer zu sehen war.

Der Fürst von Mithilā, der durch die Bemühung des Mālavakönigs am Leben erhalten wurde, hörte, in sein Gebiet zurück-

[1]) Oder sakaruṇam zu pṛishṭa gezogen: „mitleidig von mir gefragt, berichtete sie.“

[2]) Dies scheint die natürlichste Auffassung des Textes. Möglich wäre auch die Übersetzung: Die beiden Gattinnen dieser beiden dem B. u. Ç. Vergleichbaren u. s. w.

gekehrt, dass sein Reich von den Söhnen seines ältesten Bruders Sāṃhāravarman, von Vikaṭavarman u. s. w. in Besitz genommen sei; und in dem Wunsche, von seinem Schwestersohne, dem Gebieter der Suhmas, einen Heerestrupp zu bekommen, drang er den Weg durch die Waldwildnis hinein und ward von den Jägern all seiner Habe beraubt. Mit seinem kleinsten Sohne in Händen tauchte ich, aus Furcht vor dem Pfeilregen der Waldbewohner fliehend, in den Wald ganz allein hinein.

Als ich dort, von eines Tigers Krallen ergriffen, hinstürzte, fiel mir der Knabe aus der Hand und sank in die Brust einer toten roten Kuh hinein. Während der Tiger die Kuhleiche an sich zerrte, schlürfte augenblicks ein bogenentsendeter Pfeil sein Leben. Der Knabe ward von den Bhillakindern mit fortgenommen. Mich aber, die ich in einer Ohnmacht schlief, brachte ein Schafhirt weg, schaffte mich in seine Hütte und behandelte aus Mitleid meine Wunden mit Heilmitteln. Als ich wieder hergestellt war und in meinem Verlangen, zu meinem Herrn zu gehen, nicht wusste, was ich anfangen sollte, weil ich keinen Beistand hatte, da kam meine Tochter mit einem Jüngling grade zu jenem Orte. Sie weinte sehr. Als das Weinen zu Ende war, da erzählte sie, wie der bei dem Ueberfall des Kirātas in ihren Händen befindliche Prinz den Kirātas in die Hand gefallen sei, wie ihre Wunden von einem Waldbewohner geheilt worden wären, und wie er, als sie wieder hergestellt gewesen, sie zu heiraten beabsichtigt hätte, sie ihn aber aus Bestürzung über die befleckende Verbindung mit dem Niedriggebornen in harten Worten zurückgewiesen habe, wie jener, dies nicht ertragend, ihr im einsamen Walde den Kopf habe abschneiden wollen, wie von diesem Jüngling aber, den sie zufällig gesehen habe, der Schlechtgesinnte getötet worden wäre, und wie sie der Jüngling geheiratet habe. Auf näheres Befragen [107] nun stellte sich dieser als ein Diener des Königs von Mithilā heraus. Wegen irgend eines Geschäftes hatte er gesäumt (war also nicht bei der von den Kirātas überfallnen Karawane gewesen) und war nun, dem Wege seines Königs folgend, dahergekommen. Mit ihm begaben wir beide uns zu unserm Herrn und bereiteten dem Ohre seiner Königin Priyaṃvadā durch die Kunde von ihren Söhnen brennenden Schmerz.

Und der König, der mit den Söhnen seines ältesten Bruders lange Krieg führte, ward, als er wieder infolge seines Unvermögens, es ruhig hinzunehmen, über die Maassen lange gekämpft hatte, durch die Schuld des Schicksals gefangen genommen. Auch die Königin musste ins Gefängnis wandern. Da ich nun, so hart mitgenommen und dazu noch in diesem hohen Alter, doch das elende Leben nicht zu lassen vermochte, so ergriff ich den Stand der Bettelnonne. Meine Tochter aber begab sich, von dem elenden Leben angezogen, in den Dienst und Schutz der Königin des Vikaṭavarman, der Kalpasundarī. Wenn die beiden Prinzen ohne Unglück herangewachsen wären, so hätten sie im Verlauf dieser Zeit dies dein Alter erreicht. Und wären sie da, so übten die Verwandten nicht Gewalt an dem Könige."

Bei diesen Worten brach sie voll zornigen Schmerzes in Weinen aus. Als ich die Rede des armen Weibes gehört hatte, liess ich, ebenfalls mit vielen Thränen, im Geheimen mich also vernehmen: „Wenn das so ist, Mütterchen, dann tröste dich! Hast du denn nicht, als du in jener Lage warst, einen Muni gebeten, sich des Knaben anzunehmen, und hat er ihn denn nicht erlangt und aufgezogen! Diese Kunde ist hochbedeutsam. Was sie soll? Ich bin der. Ich könnte mich nun jenem Vikaṭavarman auf irgend eine Weise nahen und ihn umbringen. Seine jüngern Brüder jedoch sind zahlreich, und mit ihnen halten es Stadtbürger und die Landbewohner. Mich aber kennt in solcher Eigenschaft (d. h. als legitimen Kronprinzen) kein Mensch hier. Auch meine Eltern wissen sogar nichts von mir, (109) wie viel weniger andre! Drum will ich diese Sache durch ein kluges Mittel zuwege bringen." Also sprach ich. Die Alte aber umarmte mich weinend, küsste mich wiederholt aufs Haupt, und indem ihr die Milch von den Brüsten troff, sprach sie mit stammelnder Stimme: „Kind, mögest du lange leben! Heil dir! Huldvoll ist jetzt das hochheilige Schicksal. Jetzt hat Prahāravarman die Videhas überkommen, denn du stehst jetzt da mit lang herabhängenden dicken Armen, um ihn über das uferlose Meer des Leides hinüberzusetzen. Ach, gross ist das Glück der Königin Priyaṃvadā!" Bei diesen Worten bediente sie, freudeüberwältigt, mich mit einem Bad, mit Speise u. s. w. Und ich legte mich in diesem einen Teil des Klosters in der Nacht auf

ein Lager aus Grasgeflecht. Und ich dachte bei mir: „Ohne einen Trug lässt sich diese Sache nicht ausführen. Die Weiber aber sind das Entstehungsfeld des Trugs. Drum will ich von dieser (Alten) Kunde über den königlichen Harem erlangen und durch diese Thüre hindurch irgend ein Netz nutzen.“

Während ich so überlegte, wich die Nacht, wie vor dem ungestümen Odem der Rosse des aus dem grossen Meere auftauchenden Sonnengottes zerstoben. Der Schöpfer des Tages (die Sonne) kam mit matten Strahlen hervor, gleich als wäre er erstarrt von dem nächtlichen Aufenthalte in des Ozeans Schoosse. Als ich aufgestanden war und die religiösen Zeremonien des Morgens beendet hatte, sagte ich zu dieser meiner Mutter: „Mütterchen, weisst du etwa, was in dem Harem dieses Schuftes Vikaṭavarman vorgeht?“ [110]

Als ich diese Rede noch nicht vollendet hatte, da erschien ein Weib. Und nachdem meine Amme diese erblickt hatte, berichtete sie mit vor Freudenthränen schier verstummter Stimme: „Tochter Pushkarikā, sieh hier den Prinzen! Dies ist jener, den ich Mitleidslose im Walde verlassen habe, und der solchergestalt wieder gekommen ist.“ Diese aber weinte, von Freude heftig gepresst, lange und klagte viel. Nachdem sie wieder ruhig geworden war, wurde sie von ihrer Mutter beauftragt, zu erzählen, was im Harem des Königs vorginge. Und sie sagte: „Prinz, Kalpasundarī, die Tochter Kalindavarmans, des Fürsten der Kāmarūpas, die in den Künsten und an Schönheit die Apsarasen übertrifft, lebt in verachtender Feindschaft mit dem Gatten. Sie aber ist Vikaṭavarmans einzige Geliebte, obwohl er viele Weiber hat.“

Ich sprach zu ihr: „Schleiche dich an sie heran mit Wohlgerüchen und Kränzen von mir. Wecke dadurch, dass du ungewöhnliche Fehler an ihm tadelst, und durch dergleichen mehr ihren Hass gegen den Gatten. Und bringe ihr durch Schilderungen von der Vāsavadattā und andern, die durch ebenbürtige Gatten beglückt worden sind, Reue bei. Und indem du des Königs Scherzen mit andern seiner Weiber, wenn sie auch noch so geheim sind, mit aller Mühe nachspürst und sie ihr offenbarst, sollst du ihren Groll mehren.“ Zu meiner Mutter sagte ich wiederum also: „In dieser Weise sollst auch du, ohne dich

mit etwas anderm zu beschäftigen, jenem Weibe des Königs aufwarten. Und was Tag um Tag dort vorfällt, das sollst du mich wissen lassen. Damit unser in seinen Folgen süsses Werk zustande komme, soll diese (deine Tochter) hinwiederum von mir angewiesen wie ein nimmer weichender Schatten [111] die Kalpasundarī begleiten." Und die beiden führten die Sache also aus.

Nach Verlauf einiger Tage berichtete mir meine Mutter: „Kind, ich habe jene dahingebracht, dass sie sich selber für beklagenswert hält so wie die Mādhavīranke, die sich um einen Nimbabaum geschlungen hat. Was soll weiter geschehen?" Ich hingegen malte mein eignes Bild: „Bring dies zu ihr! Ist es hingebracht, so wird sie es betrachten und dann unfehlbar sagen: „Giebt es wohl einen so gestalteten Mann?" Entgegne ihr: „Wenn es einen gäbe, was dann?" Die Antwort, die sie darauf giebt, musst du mich wissen lassen."

Mit einem „Ja" schritt sie hin zum Palast, und zurückgekehrt kündete sie mir an einem einsamen Orte: „Kind, ich habe jenes Gemälde jenem wie berauscht erscheinenden Weibe gezeigt. Voll Interesse hat sie, darüber in Verwunderung ausgebrochen, gesprochen: „Wohl geborgen ist diese Erde, dass eine solche Schönheit des Leibes auch in dem Gotte mit dem Blumenbogen nicht eingezogen. Dies Bild ist sehr wunderbar. Und ich wüsste keinen Hiesigen, der so eins machte. Wer hat es gemalt?" Und ich hub lächelnd an: „Majestät, Ihr geruht ganz Richtiges zu bemerken. Es lässt sich nicht denken, dass selbst der hehre fischbannerige Gott (d. h. Kāma) so schön wäre. Und doch: Weit und breit ist diese meerumfelgte Erde. Irgendwo könnte sogar eine solche schöne Gestalt durch die Macht des Schicksals entstehen. Aber wenn ein so gestalteter und seiner Gestalt entsprechend mit Kunstfertigkeit, gutem Charakter, Wissenschaft, Kenntnis und Geschicklichkeit ausgestatteter Jüngling, [112] und von hoher Familie dazu, in der Nähe wäre, was bekäme der?" Sie sprach: „Mutter, was soll ich sagen! Meinen Leib, mein Herz, mein Leben! Das alles ist gering und wertlos. Damit bekäme er nichts. Wenn dies keine Täuschung ist, so musst du mir die Gnade thun, dass mein Auge durch den Genuss, jenen Mann dort zu schauen, seinen Zweck erfüllt."

Um sie noch mehr zu bestärken, setzte ich noch weiter auseinander: „Es ist da ein Königssohn, der unerkannt lebt. Ihm bist du zufällig zu Gesicht gekommen, als du beim Frühlingsfeste mit den Freundinnen zusammen im Parke, gleichsam als sei in dir in Körperform die Liebeslust gewandelt, lustgewandelt. Und zum einigen Ziele der Liebespfeile geworden, hat er sich an mich gehängt. Und ich habe, angetrieben durch Euer beider, einander genau entsprechende, bei andern schwer zu findende ausserordentliche Vorzüge an äusserer Erscheinung u. s. w. dich lange bedient mit Blumengewinden ums Haupt, Kränzen, Salben u. s. w., die von ihm bereitet waren. Und sein eignes Bild hat er selber gemalt und es geschickt, um die Innigkeit seiner Andacht zu dir zu zeigen. Wenn du zu dieser Sache entschlossen bist, so giebt es nämlich nichts, was der übermenschlichen Grösse der Kraft, des Mutes und der Klugheit jenes Mannes dort schwer auszuführen wäre. Ich will ihn dir heute noch zeigen. Gieb ihm ein Stelldichein!“

Sie aber dachte etwas nach und äusserte sich dann: „Mutter, ich brauche dir dies jetzt nicht eifrigst zu verhehlen. Drum erzähle ichs. Mein Vater hegte und pflegte eine grosse Freundschaft mit dem König Prāhāravarman. [113] Und meiner Mutter Mānavatī liebe Genossin war die Königin Priyaṃvadā. Zwischen den beiden aber ward, als ihre Kinder noch nicht geboren waren, diese Vereinbarung getroffen: „Von uns beiden soll die mit einer Tochter Beschenkte die Tochter dem Sohne der mit einem Sohne Beschenkten geben.“ Mein Vater aber gab mich, als ich geboren war, durch Schicksalsfügung dem werbenden Vikaṭavarman, denn er sprach: „Priyaṃvadā ist um ihr Kind gekommen.“ Und dieser (Vikaṭavarman) ist roh, ein Verbrecher gegen den Vater (d. h. den Onkel), von durchaus nicht überaus trefflicher Gestalt, in den geheimen Diensten der Liebe ohne Geschicktheit, von schwacher Neigung zu Künsten, Dichtungen, Schauspielen u. s. w., vor Heldengrössenwahn ganz toll, ein schlimmer Prahler, ein Lügner und einer, der unrechte Orte beregnet (d. h. der Unwürdigen giebt, hier aber jedenfalls doppelsinnig auch von seinen Liebeshändeln). Dieser Gatte gefällt mir nicht besonders, vornehmlich in diesen Tagen. Denn er hat im Garten, ohne selbst meiner Vertrauten, der Pushkarikā, die sich in der Nähe

befand, zu achten, seine [1]) Tänzerin Ramayantikā, die mit mir die eifersüchtigen Feindseligkeiten einer Nebenbuhlerin angeknüpft hat, und sich selber nicht kennt, mit Blumen, die er von der grade wie ein Kind von mir grossgezogenen Campakaranke selbst gepflückt, geschmückt. Auf dem von mir genossenen und dann verlassenen edelsteingeschmückten Lager, das sich auf der Terrasse im Schoosse des Lustberges befindet, hat er sich mit ihr ergötzt. [114] Untüchtig ist der Mann und er hat begonnen, mich zu verachten. Was soll ich drum auf ihn Rücksicht nehmen! Und die Furcht vor der andern Welt lässt der Schmerz in dieser schwinden. Denn unerträglich ist für Frauen, deren Herz zum Pfeilköcher des Körperlosen (d. h. Kāmas) geworden ist, der Schmerz, den der Zwang, mit einem ungeliebten Manne zusammen zu sein, hervorruft. Drum führe mich jetzt mit jenem Manne in der Mādhavīrankenlaube des Gartens zusammen. Denn schon durch das Anhören der Kunde von ihm ward mein Gemüt über die Maassen von Liebe erfasst. Und ich habe hier einen Haufen Gut. Damit will ich ihn in die Stelle jenes Menschen (Vikaṭavarmans) einsetzen, und, ihm grenzenlos dienend, leben." Nachdem ich darauf eingegangen war, kehrte ich zurück. Das Weitere hat der Prinz zu entscheiden."

Darauf erfuhr ich von ihr die Anlage des Gynäceums, die Standorte der Haremswächter und die Gegenden des Lustwaldes nach ihrer Verteilung; rot ward die Sonnenscheibe, gleich als wäre durch den Sturz von dem Gipfel des Untergangsberges ihr Blut verspritzt; die himmelbedeckende Finsternis breitete sich aus, gleich als wäre sie Rauchmasse von den Sonnen-Kohlen, die durch den Sturz in die Wasser des Westmeers ausgelöscht; [115] gleichsam um bei mir, der ich eines andern Weib berühren wollte, das Lehramt zu üben, ging der wegen seiner Begattung

[1]) Trotz vielen Nachdenkens ist es mir unmöglich, apodiktisch zu erklären, auf wen sich ātmanāṭakīyā bezieht. Wenn ich S. 203 Zeile 4 (im Sanskrittext), wo derselbe Ausdruck in ganz paralleler Satzkonstruktion steht, als völlig entscheidend ansehen könnte, so müsste es heissen: „meine eigne Tänzerin Ramayantikā." Da so der Schimpf für die Königin noch grösser wäre, so ist am Ende schon deswegen diese Auffassung vorzuziehen. Dasselbe gälte wohl von dem gleich folgenden svayam. Auch dies könnte auf die Königin gehen: „mit Blumen, die ich von der . . . Campakaranke selbst gepflückt" etc

mit des Lehrers Gattin berühmte, an der Spitze der Wandelsterne wandelnde, den Tag in Nacht wandelnde Mond auf; durch die lächelnde Mondscheibe, die gleichsam das aus übergrossem Leidenschaftsverlangen nach meinem Anblick zuvor herbeigekommene Lotosgesicht der Kalpasundarī war, wurde die Feuerkraft des blumenbogenbewehrten Gottes entflammt und hatte er sich aufgemacht voll Begier, die Welt zu besiegen.

Da legte ich mich auf ein Lager, das mir angemessen war. Und ich überlegte: „Die Sache ist schon fast ganz vollendet. Aber durch die Begattung mit dem Weibe eines andern würde die Tugend gekränkt. Auch die Tugendkränkung wird von den Verfassern der heiligen Lehrbücher gebilligt, wenn man dadurch Nutzen oder Vergnügen erlangt. So heissts. Und diese Übertretung der Ordnung wird von mir begangen, weil ich dabei das Mittel zur Befreiung meiner Eltern ins Werk setze. So verleiht wohl dies, die Sünde vernichtend, mir sogar ein gewisses Stück Tugend und damit vollkommene Ausrüstung. Aber was wird der König Rājavāhana und die Freunde wohl sagen, wenn sie dies hören?“

Bei diesem Gedanken ganz von Sorge überwältigt, ward ich vom Schlafe erfasst. Und ich sah im Traume den hehren, heiligen Elefantengesichtigen[1]). Und er sprach: „Lieber Upahāravarman, möge dir kein böser Zweifel kommen; denn du bist ein Teil von mir. Jenes schöne Weib ist der Götterfluss, die Gaṅgā, die in der Flechtenlast Çaṃkaras (Çivas) zu kosen gewohnt ist.[2]) Sie verfluchte mich einmal, weil sie es nicht ertragen wollte, dass ich sie aufrührte: „Geh und werde [116] ein Sterblicher!“ Und sie ward von mir verflucht. „Wie du hier von vielen genossen wirst, so geh ins Menschensein ein und werde vielen gemeinsam.“ Von ihr angefleht, sprach ich: „Nachdem einer dich genossen hat, will ich wiederum dir dienend

[1]) Gaṇeça ist gemeint. Er ist der Gott, der Hindernisse bereitet und beseitigt, je nach seiner Gnade; Bücher beginnen sehr gewöhnlich mit seiner Anrufung. Er hat den Kopf des klugen Elefanten, einen ungeheuern Bauch, reitet auf einer Ratte (dem Tiere, das in die verborgensten Winkel eindringt).

[2]) Als die Gaṅgā auf die Erde herabgeleitet werden sollte, fand sich niemand ihren mächtigen Sturz zu ertragen als Çiva. Er fing sie auf seinen Kopf auf, durch seine langen Haare strömte sie herab.

‹das ganze Leben hindurch durch Liebeslust dich ergötzen" Drum ist diese Sache ganz gut und soll nicht von dir mit Argwohn betrachtet werden." Nachdem ich erwacht war, brachte ich freudeerfüllt auch diesen Tag hin, indem ich an das Stelldichein mit der Geliebten, die Vereinigung mit ihr u. s. w. dachte.

Des andern Tages regnete der Körperlose, ohne sich sonst mit etwas zu befassen, auf mich nur einen Pfeilregen. Und der aus Licht bestehende See der glanzvollen Sonne vertrocknete, und der aus Finsternis bestehende Schlamm kam hervor. Und in schlammfarbiger Kleidung, das Gewand sehr fest aufgeschürzt, das Schwert in der Hand, versehen mit der hier natürlichen Ausrüstung, eingedenk der von meiner Mutter[1]) angegebenen Kennzeichen, begab ich mich zu dem hoch mit Wasser angefüllten Graben um den königlichen Palast. [117] Darauf nahm ich eine Bambusstange, die ich durch die Pushkarikā an der Hausthüre meiner Mutter zuvor hatte hinlegen lassen, und setzte sowohl über den Graben, indem ich sie über ihn hinlegte, als auch über die Mauerwand, indem ich sie daran aufstellte. Als ich hinaufgeklettert war, stieg ich auf der aus gebrannten Ziegeln geschichteten (gemauerten) Treppe, die oben auf das Thor hinaufführt, zur Erde nieder. Nachdem ich herabgestiegen, ein Bakulaspalier hinter mir gelassen hatte und ein wenig auf einem Wege mit Campakareihen hingelaufen war, hörte ich in nördlicher Richtung den kläglichen Schrei eines Cakravākapärchens. Nachdem ich nun auf einem sich nördlich hinziehenden Pfade mit Pāṭalibäumen, wo man die Mauerausbauchung des grossen Stukkopalastes fühlen konnte, ungefähr einen Bogenschuss weit gegangen war, dann auf einem östlich laufenden Kiespfad, der an beiden Seiten mit Gruppen von roten Asokas und Jasminum Sambac geziert war, eine Strecke zurückgelegt hatte, tauchte ich weiter in ein südlich gewendetes Mangospalier hinein.

Darauf sah ich mit Hilfe eines Lampendochtes, dessen Lichtglanz aus einer ein wenig geöffneten Dose die Augen aufschlug, eine sehr dichte Mādhavīrankenlaube, in deren Innern eine

[1]) Damit ist natürlich seine Amme, die jetzige Asketin, gemeint (wahrscheinlich buddhistische Bettelnonne).

Bank aus Edelsteinen hergestellt war. [118] Hineingetreten, öffnete ich einen Thürflügel. Gebildet wurde er durch Zweige vom roten Asoka, die bis zur Erde niederfielen; besetzt war er mit jungen freudentropfengleichen Blütenknospen, und rot von vieler frischen Schosse Gesprosse. So betrat ich ein Schlafgemach, das sich dort auf einer Seite befand und das von Wänden aus mit jungen, entfalteten Blüten gedrängt bedeckten, gelben Amaranthhecken umgeben war. Und drin war ein wohlgebreitetes Blumenlager, halbkugelförmige Schalen aus Lotosblättern und die Sachen bergend, die den Zubehör zum Liebesgenuss ausmachen, ein elfenbeinerner Fächer und ein goldener Krug, gefüllt mit wohlriechendem Wasser.

Nachdem ich mich niedergelassen und einen Augenblick ausgeruht hatte, roch ich ein überaus vorzügliches Parfüm. Und ich hörte leise, leise Tritte. Und als ich sie gehört hatte, ging ich aus dem Hause des Stelldicheins heraus und stellte mich hin, den schlanken Leib an die Seite eines Rotasokastamms geschmiegt. Die Schönbrauige, von heissem Liebesverlangen Erfüllte aber kam sachte herbei; und als sie mich nicht sah, geriet sie in heftige Aufregung. Dem brünstigen Schwanenweibchen vergleichbar, liess sie die infolge der Lieblichkeit ihrer Stimme reizend gestammelte Rede erklingen: ‚Offenbar bin ich betrogen. Es giebt kein Mittel, dass ich noch weiter leben könnte. Ach Herz, was bist du so ausser dir, weil nun, nachdem du dies unthunliche Werk, gleich als wäre es thunlich, beschlossen hast, es doch nicht zustande kommt! Hehrer Gott mit den fünf Pfeilen, welches Vergehen habe ich an dir begangen, dass du mich so mit Flammen verzehrst und doch nicht zu Asche verkehrst?“

Darauf zeigte ich mich, das Lichtgefäss geöffnet und sprach: „Glänzende, hast du dich denn nicht sehr [119] gegen den im Herzen Gebornen (den Liebesgott) vergangen, weil du durch deine Gestalt die Rati, die doch sein Leben ist, zu einem Nichts gemacht hast, seinen Bogen, den schlanken, durch deine Brauenranken, seine aus einem Bienenkranze gebildete Bogensehne durch den Glanz deiner dunkeln Locken, seine Pfeile durch die Regenschauer deiner aus dem äussern Augenwinkel geworfenen Blicke, sein Safflorbannertuch durch die Strahlennetze deiner Lippen, seinen vornehmsten Freund, den Malayawind, durch

deines Odems stark duftenden Hauch, den Gesang des von Fremden Grossgenährten (des Kokila, des indischen Kuckuks) durch dein wunderliebliches Geplauder, seine aus Blumen bestehende Fahne durch deine schlanken Arme, seine beiden für das Beginnen der Welteroberung gefüllten Krüge durch deiner Brüste Krugpaar, seinen Lustteich durch dein Nabelrund, seinen kampfgerüsteten Wagen durch dein Hüftenrund, das Juwelensäulenpaar des Thorbogens zu seinem Hause durch dein Schenkelpaar, das festliche Reis an seinem Ohr durch den Glanz deiner Fussflächen? Drum bereitet dir der Gott mit dem Fischbanner von Rechtswegen Schmerzensglut. Dass er hingegen mich Schuldlosen so übermässig peinigt, das ist eine Sünde von ihm. Drum erzeige mir Huld, o Holde, schenke mir, der ich von der Schlangen „Liebesverlangen" gebissen bin, durch deine äusseren Augenwinkel, diese Kräuter des Lebens, das Leben wieder!" Mit diesen Worte umarmte ich sie. Und ich ergötzte und letzte durch die Lustvereinigung die Grossäugige, die von mächtig sie erfassender Liebesglut lieblich war. [120] Als die Sache (einmal) beendigt war, und ich sah, wie ihr schräg gewendetes Auge etwas gerötet erschien, ihre Wangen unten vom Hervorbrechen der Tropfenreihe eines leichten Schweisses wie zerfetzt aussahen, sie zwanglos lieblich leise plauderte und daran ging, mich mit ihren gerötеten Zähnen und Nägeln zu verwunden, wie ihre Glieder über die Maassen sehr aufgelöst waren und sie gleichsam schmerzgequält erschien, lockerte auch ich die Zurückhaltung in Bezug auf Leib und Seele und gab auch mich ganz denselben Zwecken hin wie sie. Nachdem wir jetzt die Leibervereinigung gelöst hatten, verharrten wir, des am Schlusse des Liebesgenusses üblichen Verfahrens uns freuend, einen Augenblick in tiefheimlicher Vertraulichkeit, gleich als wären wir alte Bekannte. Als darauf die Zeit herannahte, dass wir beide uns trennten, seufzte ich wiederum heiss und lang, umschlang sie, etwas traurigen Gesichtes, nicht allzu fest sie (an mich) pressend mit furchtsam ausgestreckten Armen und küsste sie nur leise.

Mit Thränen im Gesicht aber machte sie ihre gefalteten Hände zum Kranze ihres Hauptes und sagte: „Scheidest du, o Geliebter, von mir, so scheidet das Leben von mir. Verlass dich darauf! Nimm auch mich mit! Wenn nicht, so ist diese

Sklavin hier (d. h. ich) zu nichts mehr in der Welt." Und ich sprach zu ihr: „Ach du unschuldiges Närrchen! Welcher Vernünftige heisst nicht ein liebendes Weib freudig willkommen! Wenn deine Absicht fest darauf gerichtet ist, mich zu begnaden, [121] so denke ohne Bedenken das auszuführen, was ich dir angebe.

Zeige im Geheimen dem Könige das Gemälde, das mein Abbild trägt, und bemerke: „Wie? Hat diese Gestalt den Gipfel der Mannesschönheit erklommen, oder nicht?" „Gewiss hat sie ihn erklommen!" so wird er sicherlich sagen. Du sprich weiter: „Wenn sich das so verhält, so ist da eine Asketin, die durch Umherstreichen in andern Ländern sich Kühnheit erworben hat, und die meine Mutter ist. Die sagte in Bezug auf diese gemalte Gestalt zu mir: „Es giebt einen Zauberspruch, wodurch du also gestaltet wirst, wenn du nach vorhergegangenen Fasten und an einem Mondwechseltage, an einem abgelegenen Orte in einem Feuer, in dem die Hauspriester geopfert und das sie dann verlassen haben, allein bei Nacht hundert Sandelholzscheite, hundert Aloeholzscheite, viele Hände voll Kampfer und viele Seidengewänder opferst. Dann sollst du eine Glocke läuten. Und wenn dein Gatte, durch den Klang der Glocke herbeigerufen, dir alle seine Geheimnisse erzählt und dich dann mit geschlossenen Augen umarmt, so wird diese Gestalt auf ihn übergehen. Du aber wirst gestaltet sein wie grade stets zuvor. Wenn dir und deinem Gatten die Sache gefällt, so darf bei der Zeremonie auch nichts vorkommen, was mit meiner Vorschrift oder mit der Wahrheit in Widerspruch stünde." So sagte sie. Wenn dir nun dieser wunderschöne Leib lieb wäre, so beratschlage mit deinen Freunden, Ministern, jüngeren Brüdern, den Stadtbürgern und den Landleuten [122] und schicke dich, wenn auch diese beistimmen, zum Werke an." Er wird unfehlbar darauf eingehen.

Wenn nun der Atharvanbrahmane (d. h. der Hauspriester) auf diesem Kreuzwege des Lustwaldgeheges nach dem Ritus ein Tier geschlachtet und geopfert und das goldsonnige Feuer verlassen hat, so muss ich, mit dem Schwinden des Rauches davon, eintreten und in dieser Rankenlaube verharren. Du nun sagst, wenn die Zeit des nächtlichen Dunkels hereingebrochen ist, mit scherzhaftem Lächeln dem Vikaṭavarman ins Ohr: „Du

bist ein Schelm und ein Undankbarer. Sogar mit der durch meine Gunst erlangten Gestalt, die den Augen der Welt ein Fest bereiten wird, wirst du meine Nebenbuhlerinnen ergötzen. Ich will nicht zum eigenen Verderben einen Vetāla (Art Unhold) erwecken." Was er, wenn er diese deine Rede gehört hat, sagt, das meldest du mir, nachdem du allein zu mir hergekommen bist. Das Weitere darauf werde ich wissen. Und meine Fussspuren im Park lass du von der Pushkarikā verwischen." „Ja," sagte sie, meine Worte wie eine heilige Vorschrift der heiligen Lehrbücher ehrfurchtsvoll annehmend, und ging, da ihr leidenschaftliches Verlangen nach Liebesgenuss noch nicht befriedigt war, nur mit Müh und Not in den Harem. Auch ich ging, hinausgelangend wie ich hereingekommen war, in meine Wohnung.

Nun führte dies wie berauscht erscheinende Weib die Sache so aus. Und jener Dummkopf ging auf ihre Absicht ein. Und unter den Stadtbewohnern und den Landleuten lief diese staunenerregende [123] Kunde um: „Der König Vikaṭavarman wird ja durch die Kraft eines Zauberspruchs der Königin eine eines Gottes würdige schöne Gestalt erlangen!" — „Das ist ein Betrug, der gar nicht besonders schön ist!" — „Wie könnte hier von Unbesonnenheit die Rede sein! In dem Park seines eigenen Harems soll diese Sache ja von seiner Hauptgemahlin zuwege gebracht werden. Ebenso haben es ja auch seine, dem Bṛihaspati[1]) an Verstand vergleichbaren Minister nach reiflicher Überlegung gebilligt." — „Wenn das geschieht, so giebt es weiterhin nichts andres mehr, was sonderbar wäre." — „Unausdenklich ist ja die Macht der Edelsteine, der Sprüche und der Kräuter."[2])

Als so die Reden der Leute im Gange waren, der Mondwechseltag sich eingestellt hatte, und die Zeit, wo es dunkelt, mit grosser Finsternis hereingebrochen war, stieg aus dem Park des Harems eine Rauchwolke empor, so dunkelfarbig wie der Hals des Çiva.[3]) Und der Duft von Opfern aus süsser Milch,

[1]) Der Gott der Klugheit.

[2]) Natürlich ist die Zauberkraft bestimmter Edelsteine, Sprüche und Kräuter gemeint.

[3]) Als die Götter mit dem Berg Mandara als Quirlstöpsel und der Schlange Çesha als Strick daran den Ocean butterten, kam auch das entsetzliche Gift

zerlassner Butter, saurer Milch, Sesam, weissem Senf, Schmeer, Fleisch und Blut zog, mit dem Winde kommend, allüberall dahin.

Als plötzlich die Rauchwolke geschwunden war, trat ich ein. Und in den Palastgarten kam die Elefantengangbegabte gegangen. Sie umarmte mich und sagte mit Lächeln: „Schelm, dein Begehr ist zustande gekommen. Und jenes Tier ist fertig.[1]) Um Jenen zu verlocken, sprach ich nach der von dir gegebenen Weisung: „Schalk, ich verschaffe dir die Schönheit nicht. Denn bist du so schön, so wirst du [124] den Apsarasen sogar zum Begehrenswerten werden, wie viel mehr den menschlichen Frauen Wie die Biene unstät von Natur, hängt sich ein so grausamer Mensch wie Deinesgleichen bald hier, bald dort an.“ Er aber warf sich mir zu Füssen und sagte: „Pisangschenklige, verzeih die von mir begangenen Übelthaten! Nicht einmal mit meinen Gedanken werde ich von nun an einem andern Weibe meine Aufmerksamkeit zuwenden. Spute dich in dem begonnenen Werke!“ So bin ich denn in solchem Hochzeitskostüm hier zum Liebesbesuch zu dir gekommen. Schon zuvor hat der Liebesgott als Priester, vor dem Feuer der Leidenschaft als Zeugen, dieses Weib (mich) dir gegeben. Aufs neue hat das eigne Herz, dies Feuer hier zum Zeugen nehmend, sie dir gegeben.“ Bei diesen Worten presste sie sich mit ihrer Fussspitze auf den Rücken meines Fusses, hob die Ferse ihres Fusses empor, umschlang mit ihren beiden Armranken, deren Finger als Blätter dran sich fest ineinander verwoben, meinen Hals, beugte tändelnd mein Gesicht zu sich herab, hob ihr eigenes Lotosantlitz empor und küsste mich so, ihre grossen Augen unruhig bewegend, wiederholte Male.

Drauf machte ich mich von ihr los mit den Worten:„ Bleib

Halahala zum Vorschein. Sollte nicht furchtbarer Schade entstehen, so musster es schleunigst aus der Welt geschafft werden. Niemand war hiezu im Stande als natürlich Çiva. Der verleibte es sich schleunigst ein. Aber selbst ein Gott kann sich manche Dinge nicht ungestraft zu Gemüte führen: Çivas Hals ist heute noch schwarz von dem brennenden Gifte.

[1]) Dieser Ausdruck ist doppelsinnig zu fassen. Jenes Tier kann entweder das Opfertier sein, das laut der Instruktion Upahāravarmans bei der Ceremonie dargebracht werden musste. Andrerseits aber meint die Königin damit den Dummkopf, ihren Gemahl.

grade hier drinnen in diesem Gebüsch von gelbem Amaranth, während ich hinausgehe und völlig ausführe, was auszuführen ist," lief zu der Stelle des Opferfeuers hin und läutete die an einem Açokazweige hängende Glocke. Und sie tönte wie eine Todesbotin, jenen Menschen zu rufen. Und ich hub an, Aloeholz, Sandel u. s. w. im Feuer zu opfern. Und der König kam zu dem bezeichneten Platze. Während er, wie von Argwohn befallen, etwas verwundert, überlegend dastand, sprach ich zu ihm: „Sag die Wahrheit, indem du mir von neuem das hehre, lichtglänzende Feuer zum Zeugen nimmst! Wenn du nicht [125] mit dieser Gestalt meine Nebenbuhlerinnen ergötzen willst, so will ich auf dich diese Gestalt übertragen." Da fasste er offenbar Vertrauen: „Das ist rein die Königin! Es ist keine Spitzbüberei!" und er machte sich dran, zu schwören. Lächelnd aber sprach ich: „Was soll der Schwur! Denn welches menschliche Weib könnte mich besiegen! Kommst du aber mit den Apsarasen zusammen, so komm nach Herzenslust mit ihnen zusammen.[1]) Berichte, welche Geheimnisse du hast! Denn am Schluss dieses Berichtes wird diese deine eigne Gestalt dahinschwinden."

Er sagte: „In Banden ist meines Vaters jüngerer Bruder Apahāravarman. Ihn will ich mit vergifteter Speise umbringen und proklamieren, es sei ein Anfall der sporadischen Cholera dran schuld. Das habe ich mit meinen Ministern ausgemacht. Meinem jüngeren Bruder Viçālavarman will ich eine Heeresabteilung zu einem Angriff auf das Pundhraland (Distrikt des östlichen Bengalens) geben. Der Bürgerälteste Pañcālika und Paritrāta, der Karawanenherr, haben mir im Geheimen geraten: „Von einem Yavana, namens Khanati, könnte man einen Diamanten, der so viel wert ist wie die Erde, um einen Spottpreis bekommen" Mein Vertrauter, der Hausmeister[2]) und Reichs-

[1]) Dies ist eine Anspielung auf seinen bevorstehenden Tod, die er natürlich nicht versteht, auch kaum verstehen könnte. Die Apsarasen erwarten ja als Huris den von der Erde Abgeschiedenen im Himmel, besonders den Krieger. Zugleich aber haben sie oft Liebschaften mit den Sterblichen schon hienieden auf Erden.

[2]) „Hausmeister" ist die wörtliche Übersetzung von „gṛihapati." Das Amt des Çatahali mag sich nicht sehr von dem der majores domi bei den Frankenkönigen unterschieden haben. Tarkavacaspati erklärt es mit sakalagṛihakṛityādhyakshaḥ „der Aufseher über alle Hausgeschäfte."

magnat Çatahali, zu dem ich sagte: „Ich will den verlognen, hochmütigen, schlechtgesinnten Anführer Anantasīra durch einen Volksaufruhr gegen ihn getötet wissen!“, hat sich einverstanden erklärt, in meinem Auftrag den Heeresobersten den Abzug zu befehlen.[1]) Das sind die Geheimnisse hier, mit denen wir seit Kurzem umgehen.“ Als ich das gehört hatte, hieb ich mit den Worten: „Deine Stunde ist abgelaufen. Geh den Gang, der deinen Thaten gebührt!“ ihn mit dem Messer entzwei, [126] und nachdem ich seinen Leib zerschnitten hatte, opferte ich ihn in eben jenem, von reichlichem Fett überflossenen Feuer. Und jener ward zu Asche.

Darauf tröstete ich die Herzensgeliebte, die infolge ihrer Frauennatur etwas furchtverwirrt war, fasste sie an ihrer schönen gleichen Hand, ging in ihre Wohnung, rief mit ihrer Bestimmung den ganzen Harem herbei und gab ihnen sofort ihren Dienst. Nachdem ich inmitten der verwunderten Schar der Schönen froh verweilt hatte, entliess ich den Frauenkreis, und indem ich jene Festschenklige, sie mir in die Schenkel pressend und in die Arme pressend, umschlang und im Bette ergötzte, brachte ich diese Nacht wie ein Nu hin. Und ich erfuhr aus ihrem Munde des Königshauses Eigentümlichkeiten.

Als ich zur Zeit der Morgenröte aufgestanden war, mich gebadet und meine Andacht verrichtet hatte, kam ich mit den Ministern zusammen. Und zu ihnen sprach ich: „Edle, mit der Gestalt zusammen ist auch meine Natur vertauscht. Mein Vater, den ich mit vergifteter Speise zu töten gedachte, soll freigelassen und wieder in sein Reich eingesetzt werden. Wie Unserm Vater wollen Wir mit Gehorsam ihm begegnen. Denn es giebt

[1]) Ich schliesse mich in dieser schwierigen Stelle, die man wohl wegen der vielen mehrdeutigen Ausdrücke, die sie enthält, nie völlig befriedigend erklären kann, z. T. an Bühlers Auffassung an. Es scheint dass auch im Wesentlichen die der Scholien zu sein. Çatahali soll die Heeresabteilungen, die den Anantasīra schützen, wegziehen lassen und den also Entblössten durch einen Volksaufruhr abthun. Ob er selber diesen Aufruhr hervorrufen solle oder nicht, wird nicht gesagt. Vielleicht wird es nicht nötig gewesen sein, da möglicherweise die Unzufriedenheit mit ihm so wie so nur auf Gelegenheit lauerte. Ob Anantasīra ein Anführer im Heere oder ein sonstiger Beamter auf dem Lande war, ist nicht zu erkennen. Die Ursache des Hasses, den der König auf ihn geworfen hat, wird später erklärt.

keine grössere Sünde als Vatermord." Nachdem ich meinen Bruder Viçālavarman herbeigerufen hatte, sprach ich zu ihm: Kind, die Puṇḍras haben gegenwärtig wenig zu essen. Sie könnten, von Schmerzverblendung getroffen, das eigne Leben in die Schanze schlagend, unser reiches Reich überfallen. Drum sollst du hinziehen, wenn die Zerstörung ihrer frischen Saat oder die Zerstörung ihrer reifen Feldfrüchte möglich ist. Jetzt ist der Zug nicht passend." Ebenso sagte ich zu den beiden Stadtältesten: „Um einen Spottpreis soll mir keine wertvolle Sache zu teil werden; um die Tugend zu wahren, soll jener Diamant um einen angemessenen Preis gekauft werden." Auch Çatahali, den Reichsvornehmsten, rief ich herbei und teilte ihm mit: „Jener Anantasīra, der vernichtet werden sollte als ein Parteigänger des Prahāravarman — warum sollte der, nachdem mein Vater [127] wieder in seiner natürlichen Stellung steht, weggeräumt werden! So darfst du also auch gegen ihn kein zorniges Verfahren einschlagen."

Als sie all diese als Erkennungszeichen mich beglaubigenden Dinge vernahmen, kamen sie zu der Ueberzeugung: „Dieser ists!" verwunderten sich, priesen mich und die Königliche Hauptgemahlin, posaunten die Kräfte der Zaubersprüche aus, holten meine Eltern aus dem Gefängnis hervor und übergaben ihnen die Herrschaft wieder. Und nachdem ich durch jene meine Amme alles, was ich gethan hatte, heimlich meine Eltern hatte wissen lassen, erklommen sie den Gipfel der Freude, als ich mich verehrend zu ihren Füssen begab. Begabt ward ich mit der mir von ihnen zugestandnen Kronprinzen- und Mitregentenherrlichkeit. Indem ich geordneten Geistes die Genüsse, die durch den Schmerz über die Trennung von Ew. Majestät Füssen unangenehm wurden, kostete, erfuhr ich weiterhin aus einem Briefe des Siṃhavarman, eines Freundes von meinem Vater, Caṇḍavarmans Angriff auf Campā; und da ich also dachte: „Feindesvernichtung und Freundesbeschützung — beides muss man üben," so eilte mit einem nicht leichten, leicht aufgebrochnen Soldatendetachement herbei. Und ich ward dadurch, dass ich jetzt die Herrlichkeit deiner Füsse leibhaftig schaute, die Stätte hochgehäufter Freude. —

Als der König Rājavāhana das gehört hatte, sprach er mit

Lächeln: „Seht, selbst die mit Prellerei verbundne Besteigung eines fremden Ehebettes hat reichen Nutzen und reiches Tugendverdienst zuwege gebracht, weil sie die Ursache ward, verehrenswerte Personen (die Eltern) aus des Kerkers Trübsal zu erlösen, das Mittel, einen verworfnen Feind zu vertilgen, die Veranlassung, ein Königreich zu erlangen. Denn was greift ein Kluger an, was nicht glänzend ausliefe!"

Auf Arthapālas Gesicht einen liebevollen langen Blick richtend, wies er ihn an: „Erzähle du deine Abenteuer!" Der aber hub mit gefalteten Händen an.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der dritte Abschnitt, genannt Upahāravarmans Abenteuer.

Vierter Abschnitt.

Arthapālas Abenteuer.

[128] „Majestät, indem auch ich mit diesen Freunden einem Werke oblag, durchschweifte ich den von dem wellenbekränzten Meere umfelgten Erdkreis und kam so einmal znr Kāçīstadt Benares. Nachdem ich mich in der Maṇikarṇikā (heiliger Teich in Benares), deren Wasser so klar ist wie ein Stück von einem Edelstein, gebadet hatte, sah ich, den hehren Herrn von Avimukta (Çiva), den Peiniger des Andhaka, nach rechts umwandelnd, einen langen Mann, der mit Armen so dick wie eherne Keulen sein Gewand aufschürzte, und dessen Augen von unablässigem Weinen aufgeschwollen und rot waren. Und ich dachte: „Hart ist dieser Mann, Jammer gleichsam regnet sein Auge mit erloschenem Sterne, sein Beginnen stimmt zu gewaltsamer That; gewiss will er, des Lebens müde, etwas Schweres, das durch lieber Leute Missgeschick veranlasst ist, unternehmen. Darum will ich ihn fragen. Wenn auch ich Gelegenheit habe, ihm Beistand zu leihen, so springe ich ihm bei." Ich fragte ihn: „Mein Bester, diese Zurüstung deutet eine gewaltsame That an. Wenn es nichts Heimliches ist, so möchte ich die Ursache deines Kummers hören." Nachdem er mit grosser Achtung die Betrachtung meiner Person vorgenommen hatte, setzte er sich mit

den Worten: „Was wäre Schlimmes dabei! Höre!“ unter einem Karavīrabaum mit mir nieder und erzählte:

Ich bin ein unter den östlichen Völkern frei umherziehender Bauerngutsbesitzerssohn (oder nach d. Schol. Schulzensohn), namens Pūrṇabhadra. Obwohl von meinem Vater mit Sorgfalt erzogen, gab ich mich doch, dem Willen des Schicksals folgend, dem Diebsgewerbe hin. Nun wurde ich, als ich in dem Hause eines hervorragenden Vaiçya in der Kāçīstadt dahier stahl, auf frischer That ertappt und in Banden gelegt. Ich ward zum Tode verurteilt, und auf den Befehl des höchsten Ministers, namens Kāmapāla, der oben auf das Königsthor hinaufgestiegen war und zusah, rannte ein an der Leidzufügung sich ergötzender Elefant, mit Namen Mṛityuviyaja, auf mich los, indem das Gelärm seiner Glocken durch das Gelärm aus den Kehlen der Leute verdoppelt ward, und er seinen baumstammgleichen Rüssel ringelte. Ich stürzte furchtlos auf ihn zu und schalt ihn aus, und als er den Kopf wendete, um mit den Zähnen zu stossen, fuhr ich ihm mit meinen beiden Keulenarmen, die durch das Loch eines Holzes gesteckt waren, ihm in die Gegend zwischen den Stosszähnen, so dass er wie erschrocken zurückkehrte. Von seinem Führer, in welchem Zorn aufwallte, ward er, unter sehr schrecklichen Worten und Stössen mit dem Elefantenhaken und den Füssen, wiederum gegen mich gewendet. Von mir aber mit verdoppelt mich ergreifendem Ingrimm ausgescholten und getroffen, kehrte er um und rannte davon. Nun von mir verfolgt und heftig durchgenommen, zornentglommen, stiess der Elefantenlenker mit den Worten: „Ha, du bist des Todes, elender Fant von Elefant,“ [130] den Elefanten mit dem scharfen Haken immer wieder in die Gegend des äusseren Augenwinkels und wandte ihn so mit Müh und Not gegen mich. Da sprach ich: „Weg mit diesem Wurm von einem Elefanten! Führe einen andern, einen Elefantenfürsten, herbei, damit ich mich mit ihm einen Augenblick vergnüge und dann den Gang gehe, den ich gehen muss.“ Als der mich so zürnen und aufbrüllen sah, floh er, über des Lenkers rauhe Befehle sich hinwegsetzend.

Der Minister jedoch rief mich zu sich und sprach zu mir: „Mein Bester, dies ist gleichsam Mṛityu (der Todesgott, Tod) selbst, Mṛityuvijaya (Sieg über Mṛityu) genannt, an der Leid-

zufügung sich ergötzend.[1]) Und selbst dieser ward von dir sofort in einen solchen Zustand versetzt. Bist du darum imstande, abstehend von diesem Werk von Schmutz, in meinen Schutz und Dienst dich begebend, in edler Lebensweise zu leben?“ „Wie du mir befohlen hast!“ Also von mir unterthänigst angeredet, behandelte er mich wie ein Freund.

Eines Tages von mir, dem das Vertrauen geboren worden war, im Geheimen danach gefragt, erzählte er seine Geschichte. „Es lebte ein Minister des Königs Ripuṃjaya[2]) in Kusumapura, namens Dharmapāla, von berühmter Einsicht, ein durch Gelehrsamkeit ausgezeichneter Ṛishi. Sein Sohn, Sumitra mit Namen, war dem Vater gleich an Vorzügen des Verstandes. Dessen jüngerer von einer anderen Mutter geborner Bruder bin ich. Da ich mich in Hurenhäusern vergnügte, so wehrte er mir, denn er hatte Wohlgefallen an einem gesitteten Benehmen. Ich liess mir aber nicht wehren, lief davon, schweifte in den Weltgegenden umher, [131] und da verliebte ich mich durch einen Zufall hier in Benares in Caṇḍasiṃhas, des Kāçīfürsten, Tochter, namens Kāntimatī, die mit ihren Freundinnen zusammen, um den Çiva zu verehren, in den Lustwald herausgekommen war und Ball spielte. Auf irgend eine Weise kam ich auch mit ihr zusammen. Nun ward sie von mir, der ich mich verborgen in den Mädchengemächern erlustigte, schwanger. Und sie gebar einen Sohn. Unter dem Vorgeben: „Er ist tot geboren“ wurde er von ihrer Dienerschaft aus Furcht, das Geheimnis möchte bekannt werden, auf den Lustberg weggeschaft. Und von einer Çabarafrau ward

[1]) Es scheint fast, als sollte man lesen: mṛityor iva mṛityur mṛityuvijayo nāma, „gleichsam des Todes Tod „Sieg (Sieger) über den Tod“ genannt“ u. s. w. Nur so bekommt man den von indischen Schriftstellern so geliebten vollkommen durchgeführten Vergleich. Es soll doch offenbar der Grund für den Namen Mṛityuvijaya angegeben werden. Bei der Lesart aller Ausgaben hinkts damit sehr. Ausserdem erhält man einen stärkern Sinn: der Elefant ist ein so grimmiges Tier, dass er selber den Tod tötet oder möglicherweise: (an Grimmigkeit) übertrifft (besiegt.)

[2]) Der Name des Königs, dessen Minister Dharmapāla war, hiess bekanntermassen Rājahaṃsa. Ob dies nur ein Beiname des Rājahaṃsa war, oder ob der Verfasser sich versehen hat, weiss ich nicht. Es wäre auch möglich ripuṃjaya als Adjektivum zu fassen: „feindebesiegender König“. Doch kommt mir das wenig wahrscheinlich vor.

er zum Leichenfeld gebracht.[1]) Als diese um Mitternacht zurückkehrte, ward sie auf der Hauptstrasse von den Wächtern ergriffen und bedroht, und aus Furcht vor der Strenge der Strafe verriet sie das Geheimnis fast ganz. Auf des Königs Befehl ward ich um Mitternacht, als ich in dem Grottengemach des Lustberges sorglos schlief, und indem jene mich ihnen zeigte, mit einem Strick, wie man ihn grade fand[2]), gebunden, zur Totenstätte geführt und dazu bestimmt, von dem Schwerte, das ein Caṇḍāla schon erhoben hatte, niedergehauen zu werden. Durch des Schicksals Macht zerschliss ich die Bande, riss das Schwert an mich, hieb jenen in einer niedrigen Kaste Geborenen und einige andre nieder, und lief davon.

Als ich nun ohne Gemach mit Ungemach im Walde umherwallte, trat einmal ein himmlisch gestaltetes Mädchen mit Thränen im Gesicht sammt ihrem Gefolge zu mir. Sie verbeugte sich vor mir mit ihrem Haupte, woran sie als Kranz ihre schössling-gleichen Hände gelegt hatte, und woran die Haare wirr ins Gesicht flatterten, setzte sich mit mir zusammen unter einem heiligen Feigenbaum des Waldes, wo die Zweige schattenkühlen Boden boten, nieder [132] und ward von mir voll Verlangen also angeredet: „Wer bist du, o Maid? Wo kommst du her? Aus welchem Grunde erweisest du mir hier Huld?“ Und sie liess den aus ihrer Rede bestehenden Honigregen regnen:

„Ich bin des Yakshakönigs Maṇibhadra[3]) Tochter, Tārāvalī mit Namen. Als ich einmal der Gattin des Agastya[4]), der Lopamudrā, meine Verehrung bezeigt hatte, sah ich auf der Rückkehr vom Malayagebirge an der Wohnstätte der Dahingeschiednen[5]) in Benares einen Kleinen weinen. Aus heftiger Liebe nahm ich ihn und brachte ihn zu meinen Eltern. Und mein Vater brachte ihn mit zur Audienz bei dem Gotte, der in Alakā

[1]) Kinder wurden in Altindien öfters auf dem Leichenfelde ausgesetzt. S. Petavatthu III, 5.

[2]) Oder: „Mit einem Strick, so wie man mich grade fand, gebunden.“

[3]) Maṇibhadra ist der jüngere Bruder des Kuvera.

[4]) Agastya ist ein alter Ṛishi (Seher, Heiliger). Aus einem Kruge ward er geboren, und riesig war auch sein Durst; denn er trank nach der Mythe das Meer aus.

[5]) Das Leichenfeld.

herrscht.[1]) Darauf rief mich der Freund Haras[2]) und geruhte also zu mir zu sprechen: „Welches Gefühl erregt in dir dieser Kleine, Kleine?“ „Eine Zärtlichkeit gegen den Zarten, als wäre er mein leiblicher Sohn.“ Also von mir unterthänig angeredet, sagte er: „Die Aermste hat die Wahrheit gesprochen“ und erzählte eine dadurch veranlasste überaus bedeutende Geschichte. Da bin ich inne geworden: „Du bist nämlich Çaunaka, Çūdraka und Kāmapāla in einer Person. Bandhumatī, Vinayavatī und Kāntimatī ist eine Person. Vedimatī, Āryadāsī und Somadevī sind eine. Haṃsāvalī, Çūrasenā und Sulocanā sind nicht verschieden. Nandinī, Raṅgapatākā und Indrasenā sind nicht gesonderte Wesen. Die Gopakanyā,[3]) die du in deinem Dasein als Çaunaka vor dem Feuer als Zeugen[4]) dir zum Weib genommen hast, sie ist ja Āryadāsī und sodann wieder Tārāvalī geworden. Und ein Knabe ward dir ja in diesem Dasein als Çūdraka von mir in meinem Dasein als Āryadāsī geboren. Und aufgezogen wurde er von der Vinayavatī infolge der in ihrer Seele als Eindruck aus früherem Leben zurückgebliebenen Liebe. [133] Er aber ward jetzt von ihr in ihrem Dasein als Kāntimatī geboren. Ihn, der solchergestalt dem mehrfachen Tode entronnen und

[1]) D. h. Kuvera, der Gott des Reichtums. Das selige Leben in seiner Hauptstadt Alakā hat besonders schön Kālidāsa geschildert im Meghadūta und im Kumārasaṃbhava. Kumāras. VI, 44 heisst es:

Yauvanāntaṃ vayo yasmin
nāntakaḥ kusumāyudhāt,
ratikhedasamutpannā
nidrā saṃjñāviparyayaḥ.

„Wo das Ende des Lebens die Jugend ist (ewige Jugend herrscht), kein Tod ist ausser der Liebe, der Schlaf, den die Ermüdung durch Liebeslust hervorrufts die Umkehr des Bewusstseins ist (wo also nur in diesem Schlafe, sonst nie da Bewusstsein schwindet).

[2]) Hara ist Çiva, sein Freund Kuvera.

[3]) Ob gopakanyā hier Eigenname ist, weiss ich nicht gewiss. Wenn nicht so ist „Hirtenmädchen“ zu übersetzen.

[4]) Vor dem heiligen Feuer geschah die Vermählung. Die Braut ward vom Bräutigam um das Feuer geführt. Daher heisst pariṇaya(na) „Herumführung“ soviel wie ‚Heirat‘. Die Hochzeitsgebräuche werden in den Gṛihyasūtras beschrieben. Zu empfehlen ist: Winternitz, das altind. Hochzeitsrituell u. s. w 1892 Wien. Auch bei den Hindus ward das Ende des Gewandes der Braut und des Bräutigams zusammengebunden. Kumāras. V, 67 und Mallināthas Komm. dazu.

durch Schicksalsfügung von mir erlangt worden war, übergab ich auf die Anweisung des Kuvera hin der Vasumatī, der Königin des im Walde Askese übenden Rājahaṃsa, damit er ihrem, zum Weltkaiser bestimmten, Sohne Rājavāhana diene; und von meinen Eltern dazu ermächtigt, bin ich gekommen, um deinen Lotosfüssen zu gehorsamen, der du durch des Verhängnisses Veranstaltung dem Verhängnisse (d. h. dem Tode) entronnen bist."

Als ich gehört hatte, dass sie meine Geliebte in vielen Geburten gewesen war, umarmte ich sie wiederholt, sagte ihr mit Freudenthränen im Gesichte, wieder und wieder liebe Worte und genoss dann in einem grossen Palaste, den sie durch ihre Macht erscheinen liess, Tag und Nacht Genüsse, wie sie auf Erden schwer zu erlangen sind. Als ich zwei, drei Tage durchlebt hatte, sprach ich zu der wie trunken erscheinenden Schönen: „Geliebte, mich gelüstet, der Lust der Rache an dem mir nach dem Leben stellenden Caṇḍasiṃha zu geniessen, dadurch dass ich ihm auch Böses zufüge." Sie erwiderte mit Lächeln: „Komm Geliebter, ich will dich hinführen, dass du Kāntimatī siehst."

Als die Mitternacht am Himmel stand, ward ich in des Königs Schlafgemach geführt. Darauf nahm ich das Schwert, das sich ihm zu Häuptern befand, weckte ihn auf und sprach zu dem Erzitternden: „Ich bin dein Schwiegersohn, er, der deine Tochter ohne deine Einwilligung berührt hat. Dies Vergehen durch gehorsame Dienste auszulöschen bin ich gekommen." Er war sehr erschrocken und sprach, sich verneigend, zu mir: „Ich bin der Thor, der sich vergangen hat, weil ich wie dämonenbesessen, die Schranken überschreitend, befahl, dich hinzurichten, der du mir die Gnade erwiesen hattest, dich mit meiner Tochter zu vereinigen. Darum steht, ganz von Kāntimatī zu schweigen, dies Königreich und mein Leben sogar von heute an dir zur Verfügung." Also erklärte er.

Des andern Tages nun liess er den Kreis seiner Minister und Unterthanen zusammenkommen und mich die Hand seiner Tochter nach dem Ritus ergreifen. [134] Und Tārāvalī teilte der Kāntimatī von ihrem Kinde Kunde mit und der Somadevī, Sulocanā und Indrasenā die Geschichte von ihren frühern Geburten. Solchergestalt als angeblicher Minister die Mitherrschaft geniessend, ergötze ich mich mit meinen anmutigen Geliebten."

Er, der in dieser Weise selbst einem Geschöpfe wie meinesgleichen seinen Dienst zuwandte, Verwandter in einzigem Sinne allen Wesen, liess, als sein Schwiegervater infolge der Trommelsucht in den Himmel eingegangen, und das Leben seines ältern Schwagers, Caṇḍaghosha mit Namen, wegen seines übermässigen Hanges zu den Weibern schon vorher von der Auszehrung verzehrt worden war, den fünfjährigen Prinzen Siṃhaghosha mit dem Wasser der Königsweihe besprengen. Und ihn zog der Gute auf, wie es sich gehört. Jugendtoll war der jetzt und hatte einige verleumderische, schlechte Minister zu Vertrauten. Von ihnen halt ward ihm das beigebracht: „Mit Gewalt hat jener Mädchenjäger deine Schwester sich zugelegt. Dann: als der König schlief, erhob er das Schwert, um auf ihn einzuhauen. Von ihm (dem König), der in diesem Augenblick erwachte, ward er aus Furcht begütigt, und ihm das Mädchen gegeben. Und nachdem er Ew. Majestät ältern Bruder Caṇḍaghosha mit Gift getötet hatte, hat er auch auf dich nur in der Meinung: „Dieser Knabe ist schwach," und um den Bürgern Vertrauen einzuflössen, Rücksicht genommen. Und in kurzer Zeit vernichtet der Undankbare dich. Bemühe dich, ihn zu des Todes Stadt wandeln zu lassen!" So von ihnen böse gemacht, vermochte er doch aus Furcht vor der Yakshiṇī (d. i. Tārāvalī) nicht, Schlimmes an jenem zu üben.

In diesen Tagen nun [135] bemerkte des Königs Hauptgemahlin, Sulakshaṇā mit Namen, etwas Ungewöhliches in dem Aussehen der Kāntimatī und fragte sie liebevoll: „Königin, du darfst mich durch keine Unwahrheit täuschen. Berichte die Wahrheit! Woher dieses Ungewöhnliche in deinem Lotosgesicht an diesen Tagen?" Sie aber sprach: „Meine Beste, erinnerst du dich an irgend etwas, was ich je mit Unwahrheit gesagt hätte? Meine Freundin und Mitfrau Tārāvalī ward, als ihr Sinn ein bisschen getrübt war, im Geheimen (in vertraulicher Stunde) von dem Gatten fälschlich mit meinem Namen angeredet, und darum hat sie, die Liebe missachtend, obwohl wir sie mit Verbeugungen baten, voll eifersüchtigen Grolls sich entfernt.[1])

[1]) Die Tārāvalī, die der König mit dem Namen der Kāntimatī angeredet hat, ist voll Eifersucht, weil sie daraus zu sehen glaubt, dass des Königs Gedanken sich nur mit Kāntimatī beschäftigen, und Tārāvalī selber ihm ganz gleichgiltig

Und unser Gebieter verzweifelt schier. Daher meine Betrübnis.“

Dies ward in den Hauptzügen von Sulakshaṇā ihrem Geliebten erzählt. Darauf liess dieser, jetzt ohne Furcht, den Mann, der durch seine von der Abwesenheit der Geliebten gebleichten Glieder, durch das Auge, getrübt von Thränen, die nur durch seine Festigkeit zurückgedämmt wurden, durch nicht allzuliebliche Reden, gleich als wären sie von den heissen Seufzern trocken und hart geworden, den Trennungsschmerz zeigte, der mit Müh und Not im Königshause seine Geschäfte verrichtete: — diesen Mann liess er durch Männer, mit denen er sich vorher verabredet hatte, ergreifen und in Banden legen. Nachdem man nun seine Verbrechen Stelle um Stelle (d. i. da und dort, an jeder Haltestelle) ausgerufen hat, soll man ihm die Augen so ausstechen, dass infolgedessen sein Tod eintritt. So lautet der Befehl. Nachdem ich darum hier in der Einsamkeit nach Herzenswunsch Thränen vergossen habe, treffe ich, in dem Verlangen, vor jenem Guten das Leben zu lassen, die Zurüstungen dazu.“

Als ich dies Unglück meines Vaters gehört hatte, sagte ich weinend zu ihm: „Mein Lieber, was sollte ich dirs verhehlen! Jener Sohn von ihm, der von der Yakshatochter als ein Pfand in die Hand der Königin Vasumatī gelegt worden ist, um den Füssen des Königs Rājavāhana zu gehorsamen, der bin ich. [136] Ich werde im Stande sein, selbst tausend gute Krieger, die mit erhobnen Waffen dastehen, zu töten und meinen Vater zu befreien. Aber wenn irgend jemand in dem Kampfgetümmel den Dolch auf seinen Leib niederzückte, so wäre all meine Mühe gleich dem in der Asche Geopferten (d. h. vergeblich.)“ Als ich meine Rede noch nicht beendigt hatte, streckte eine grosse Schlange aus einem Mauerspalt ihren Kopf hervor. Die erfasste ich durch die Macht (Kraft) von Zaubersprüchen und Kräutern und sprach zu Pūrṇabhadra: „Mein Lieber, unser Verlangen ist erfüllt. Ohne dass ich gesehen werde, will ich im Gedränge von dieser Schlange, gleich als wäre sie von ungefähr hingeworfen, meinen Vater beissen lassen und dann das Gift so bannen, dass er für tot draussen liegen gelassen wird. Du aber musst,

sei. Eine solche Veranlassung zum Groll der Schönen ist bei den indischen Dichtern sehr gewöhnlich.

der Furcht entledigt, meine Mutter also unterrichten: „Dein Sohn, der von der Yakshī in die Hand der Königin in Vasumatī übergeben worden ist, der ist gekommen, hat seines Vaters Lage von mir erfahren und wird kraft seiner Klugheit so und so handeln. Du aber sollst, der Angst entledigt, zum Könige schicken! „Dies ist Herrscherpflicht, dass der Böse, ob Freund oder nicht Freund, rücksichtslos bestraft werden muss. Und die Pflicht der Frau ist dies, dass sie des guten und des bösen Gatten Gang gehen muss.[1]) Drum will auch ich mit jenem des Scheiterhaufens Feuer besteigen. Du sollst mir den dem Frauengeschlechte angemessnen letzten Akt (d. i. die Wittwenverbrennung) gestatten." Also benachrichtigt, wird er es unfehlbar gestatten. Drauf bring du ihn in dein Haus, lege ihn an einem vorhangumgebenen Orte auf eine Darbhagrasstreu und sei selber, geschmückt, um ihm nachzusterben, dort gegenwärtig. Und ich werde in den äussern Hof kommen und von dir eingelassen werden. [137] Darauf will ich den Vater ins Leben zurückrufen und werden wir die Mittel ergreifen, die ihm gut scheinen." „Ja" sagte er, und, aufs höchste erfreut, ging er eilends.

Ich aber bestieg an einer Stätte der öffentlichen Ausrufung einen Ciñcābaum mit sehr dichtem, weitem Geäst und harrte verborgnen Leibes Auch die Leute stiegen nach und nach auf

---

[1]) Bekanntlich musste die indische Wittwe mit ihrem toten Gatten sich verbrennen, eine Sitte, die erst verhältnismässig spät aufgekommen oder vielleicht besser: allgemeiner geworden ist. Die klassische Litteratur aber ist voll von Erklärungen wie der im Texte. Das Weib, das sich mit dem Gemahl verbrennt, geht nach dem allgemeinen Glauben in den Himmel ein. Selbst unvernünftige Dinge beobachten dieses heilige Gesetz der Gattinnenpflicht. So sagt der Dichter des Kumārasaṃbhava in der herrlichen Klage der Rati um den toten Kāma:

Çaçinā saha yāti kaumudī
saha meghena taḍit pralīyate;
pramadāḥ pativartmagā iti,
pratipannaṃ hi vicetanair api (IV, 33).

„Mit dem Monde die Mondeshelle flieht,
Mit dem Regen vergeht die Blitzesmaid;
„Treulich wandeln die Frau'n des Gatten Bahn,"
Auch Bewusstseinsberaubte folgen dem."

Meine Übersetzung steht freilich hinter dem Original weit zurück; für „Wolke" musste ich „Regen" setzen; Wolke ist im Sanskrit männlichen Geschlechts, de Blitz im Indischem Femininum und die Geliebte der Wolke.

hohe Plätze. Verschiedne Gespräche begannen. Unterdessen führte der Caṇḍāla meinen Vater wie einen Dieb mit auf dem Rücken gebundnen Armen und indem ihm die Menschenmenge mit ausgelassnem Gelärm nachlief, herbei, stellte ihn grade in meine Nähe hin und rief dreimal laut aus: „Dieser Minister Kāmapāla hat aus Gier nach der Königsherrschaft seinen Herrn Caṇḍasiṃha und den Kronprinzen Caṇḍaghosha mit vergifteter Speise im Stillen abgethan; ferner: in dem Gedanken: „Auch der König Siṃhaghosha hat die volle Jugendblüte erreicht," sich vorgenommen, Frevel an ihm zu üben, und so ferner in gutem Vertrauen an einem geheimen Orte den Minister Çivanāga gerufen und den Sthūṇa und den Aṅgāravarsha und ihnen zugeraunt, den König zu töten; sein Geheimnis ward aber von ihnen aus ergebner Liebe zu ihrem Herrn entdeckt; und so wird er jetzt, da die Richter gesprochen haben: „Diesem nach der Königsherrschaft lüsternen Brahmanen gebührt die Einführung in dichtes Dunkel (oder: in die Finsternis des Blinden)" zur Richtstätte geführt. Ferner: wenn so ein andrer von ungebührlichem Wandel sich findet, wird auch ihm gradeso der König die verdiente Strafe auflegen lassen."

Als die Menschenmenge, dies vernehmend, ein verworrenes Geräusch begann, warf ich die Schlange, deren Kopf flammte, auf des Vaters Leib hinab. Und ich sprang, wie erschreckt, hinunter, und dort ins Volk verschwindend, bannte ich, des von der zornigen Schlange gebissnen Vaters Leben (mit mystischen Ceremonien u. s. w.) schützend, augenblicks das Gift. Und er fiel wie tot zur Erde. Und ich schwatzte: „Wahr ist dies Wort: [138] „Den Verächter des Königs trifft schon die Strafe der Götter." Denn dieser, den der Erdebeschützer (König) um seine Augen bringen wollte, ward seines Lebens vom Schicksal beraubt." Einige billigten, was ich sagte, andere tadelten es. Die Schlange biss aber auch den Caṇḍāla[1]) und lief dann davon, indem das erschrocken zerstiebende Volk ihr den Weg freigab.

Darauf kam meine Mutter, von Pūrṇabhadra über die Sache unterrichtet, selbst in einem solchen Unglück nicht sehr furchtverwirrt, von geringem Gefolge begleitet, herbei, hielt meines Vaters

[1]) Caṇḍāla etwa = Paria. Sie waren die Nachrichter in Altindien.

Haupt in ihrem Schoosse und sandte so Botschaft zum Könige: „Ob dieser mein Gatte dir Böses gethan hat oder nicht, weiss nur das Schicksal. Darüber nachzudenken bringt mir keine Frucht. Folgte ich aber nicht dem Gange dessen nach, der einst meine Hand ergriffen hat, so befleckte ich deine Familie. Drum mögest du mir gestatten, mit dem Gatten zusammen den Holzstoss zu besteigen.“ Als der Erdenbeherrscher dies gehört hatte, liess er ihr freudeerfüllt zurückmelden: „Schmücke dich [od.: triff Zurüstungen], wie es deiner Familie angemessen ist! Und ein festlich gefeiertes letztes nach dem Ritus vollzognes Sakrament soll der Gatte meiner Schwester geniessen.“[1]) Da aber der Caṇḍāla den Geist aufgegeben hatte, indem ich die Bemühungen aller Spruchzauberer hemmte, dachte der König: „Auch Kāmapāla hat die Todesschlange[2]) gebissen,“ und gestattete, um seinen Edelmut zu zeigen, die Ueberführung jenes Mannes in sein Haus.

Herbeigebracht, ward nun mein Vater an einer einsam gelegnen Stelle auf ein Lager aus Darbhagras gelegt und blieb da. Nachdem nun meine Mutter sich zum Tode geschmückt, mitleidig [oder kläglich] ihren Freundinnen Lebewohl gesagt und sich wiederholt gegen die Gottheiten des Hauses verbeugt hatte, trat sie, mit Mühe ihres Gefolges Wehgeschrei wehrend, allein hinein zu meines Vaters Lagerstätte.

Und dort sah sie durch mich, der ich vorher schon von Pūrṇabhadra [139] dort hingebracht und der ich ein wahrer Garuḍa geworden war, ihren Gatten vom Gift befreit. Hocherfreut fiel sie ihrem Gebieter mit thränenüberströmtem Gesicht zu Füssen, umhalste mich immer wieder, während die Milch aus ihren Brüsten troff, und sprach mit einer vor Freudenzähren stammelnden Stimme: „Sohn, der du, kaum geboren, von mir Sünderin im Stich gelassen worden bist, warum begnadest du mich Mitleidslose so? Jedoch schuldlos ist dein Vater, seine

---

[1]) Oder: „Unter festlicher Feier soll der Gatte meiner Schwester das letzte der vorgeschriebenen Sakramente geniessen.“

[2]) Wieder kāladashṭa. Man verstehe also doppelsinnig 1) die schwarze Schlange (deren Biss Tod ist), und 2) Tod (als Schlange gedacht). — Der bald darauf erwähnte Garuḍa ist ein mythischer Riesenvogel (Roc), das Reittier des Vishṇu und der erbitterte Feind der Schlangen.

Zurückholung aus des Todes Rachen ist in der Ordnung. Grausam fürwahr ist Tārāvalī, die der Gott Kuvera über dich nach dem wahren Sachverhalt unterrichtet hatte, und die dich doch nicht mir, sondern der Königin Vasumatī übergab. Doch sogar sie hat recht gethan. Denn die Amṛitaströme deines lieblichen Geplauders mit den Ohren zu trinken, verdient nicht ein Mensch wie ich, gering und arm an guten Werken, ohne einen, solcher Seligkeit entsprechenden Haufen von frömmigkeiterworbenem Glück. Komm, umfange mich!" Indem sie mich unter solchen Reden immer und immer wieder küsste, mich auf ihren Schooss that, die Tārāvalī schalt, mich umfasste und mit Thränen benetzte, während ihr schlanker Körper bebte, ward sie in einem Augenblick eine ganz andre. Auch mein Vater, wie aus der Hölle in den Himmel, so aus solchem Unglück in dergestaltiges Glück hinaufgestiegen, von Pūrṇabhadra ausführlich benachrichtigt, wie sich alles zugetragen hatte, hielt sich selber für glücklicher als den hehren Gabenspender Indra.

Nachdem ich ihnen auch ein bisschen meine Verhältnisse berichtet hatte, sagte ich zu meinen freudig verwunderten Eltern: „Befehlt, was sollen wir jetzt beginnen?" Mein Vater sprach: „Kind, dieses unser Haus ist mit einem überaus ausgedehnten Mauerring versehen und die Stätte unerschöpflicher Waffen. Und die Befestigungswerke sind völlig unübersteiglich. [140] Und überaus viele Vasallen haben Wohlthaten von mir empfangen. Auch die meisten Unterthanen heissen mein Unglück nicht gut. Wir haben auch viele Tausende guter Soldaten mit ihren Freunden, Söhnen und Weibern. Daher werden wir hier einige Tage bleiben und äussere und innere Empörungen anzetteln. Die Aufgehetzten werden wir dann auf unsre Seite ziehen, einen (des Königs) natürlichen Widersacher aufstacheln, seine Erbfeinde sich erheben lassen und so den Zügellosen vertilgen." „Was könnte es schaden! Also solls geschehn!" Mit diesen Worten schloss ich mich dem Entschluss meines Vaters an.

Während wir solchergestalt Vorkehrungen gegen den König trafen, ward ihm die Geschichte gemeldet, und von Reue erfasst, veranstaltete er Veranstaltungen zur Befehdung. Sie wurden aber von uns tagtäglich zu nichte gemacht. Zu dieser Zeit erfuhr ich von Pūrṇabhadra den Platz, wo des Königs Bett sich be-

fand, und machte dann, von der Mauerecke des eignen Hauses anfangend, mit dem Schlangenmaul einen unterirdischen Gang. Und derselbe führte an einen erdenhimmelgleichen, von zahlreichen Mädchen erfüllten Ort. Und diese Frauenschar ward heftig beunruhigt, als sie mich sah. Dort war eine Maid, die, der Mondsichel vergleichbar, durch ihre Lieblichkeit die Finsternis der Unterwelt vertrieb, anzuschauen wie die alles tragende Göttin (die Erde), wie die Gemahlin des Çiva, die, um die Asuras zu besiegen, herabgestiegen, wie die in die Unterwelt gekommene Göttin des hehren Gottes mit dem Blumenbogen, wie die Königsherrlichkeit in einen Erdenspalt geflüchtet, um dem Anblick der vielen schlechten Fürsten zu entrinnen, voll lichten Liebreizes wie eine Figur aus geläutertem Golde; [141] und diese bebte von meinem Anblick auf, wie die Sandelranke vom Malayawind.

Während der Frauentrupp in solchem Zustande schwebte, fiel eine weisshaarige Alte, anzuschauen wie ein blühender Kāçagrashalm, mir zu Füssen und sprach in furchtsam kläglicher Weise: „Gieb das Geschenk der Sicherheit dieser Frauenschaar, die sonst keine Zuflucht hat! Bist du ein Götterprinz, der im Durst nach Kampf mit den Kindern der Danu in die Unterwelt eindringen will? Geruhe zu sagen, wer du bist! Weshalb bist du gekommen?“ Ich aber antwortete ihr: „Fürchtet euch doch nicht, ihr Schönzähnigen! Ich bin von dem Brahmanenstiere Kāmapāla mit Ihrer Majestät Kāntimatī gezeugt und heisse Arthapāla. Während ich zu einem bestimmten Zwecke vom eignen Haus zum Königshaus vermittelst eines unterirdischen Ganges hindringe, habe ich euch zu Gesichte bekommen. Erzählt, wer ihr seid! Wie wohnt ihr denn hier?“

Also sprach ich. Sie hob mit gefalteten Händen an: „Prinz, glücklich sind wir, die wir dich mit diesen Augen wohlbehalten sahen. Höre! Von deinem Grossvater mütterlicherseits Caṇḍasiṃha wurden mit der Königin Līlavatī Caṇḍaghosha und Kāntimatī, diese beiden Kinder, erzeugt. Caṇḍaghosha aber, der Kronprinz, ging infolge der durch seinen allzugrossen Hang zu den Weibern hervorgerufenen Schwindsucht in das Heim der Götter ein, während die Königin Acāravatī schwanger war. Und von ihr ward dieses Mädchen hier, Maṇikarṇikā mit Namen, ge-

boren. Darauf musste Ācāravatī in den Geburtswehen das Leben lassen und ging hin zu ihrem Gatten. Sodann rief mich Se. Majestät Caṇḍasiṃha und befahl mir im Geheimen: „Ṛiddhimatī, dies Mädchen hier ist mit glücklichen Körperzeichen begabt. Ich will sie, nachdem ich sie wie es sich gehört, erzogen habe, dem Mālavaprinzen Darpasāra [142] geben. Und seit der Geschichte mit der Kāntimatī fürchte ich mich davor, die Mädchen so in die Öffentlichkeit hinzustellen. Darum soll die hier in dem grossen Erdgemach, das für den Fall eines Ungemachs, welches uns von den Feinden träfe, gemacht worden und mit verschiednen im Innern eines künstlichen Berges ausgegrabnen Lauben und Schauspielhäusern versehen ist, von dir, der ein grosses Gefolge beigegeben wird, erzogen werden. Alles, was man braucht, ist hier so reichlich, dass es auch in hundert Jahren kein Ende nähme."

Nachdem er so gesprochen hatte, hob er eine 18 Zoll breite Fallthüre in der zwei Daumen dicken Wand seines Schlafgemachs auf und brachte uns in dieser Weise an diesen Ort. Und während wir hier wohnten, sind nun zwölf Jahre vorübergegangen. Und dies Kind ist eine Jungfrau geworden. Und noch immer nicht erinnert sich der König an uns. Freilich ward sie von ihrem Grossvater väterlicherseits dem Darpasāra bestimmt. Aber von deiner Mutter Kāntimatī im Glücksspiele gewonnen, als sie noch im Mutterleibe war, wurde sie von ihrer Mutter dir zum Weibe bestimmt. Drum überlege dir Prinz, was sich hier passt." Ich entgegnete ihr: „Wenn ich jetzt im Königshause ein gewisses Geschäft vollendet habe, will ich, zurückgekehrt, gegen euch verfahren, wie es sich gebührt." [1])

Nachdem ich nun auf diesem von der Leuchte gezeigten Höhlenwege hingegangen und, während die Mitternacht am Himmel stand, jene Fallthür wiederaufgehoben hatte, trat ich ins Schlafgemach und nahm den sorglos schlafenden Siṃhaghosha lebendig gefangen. Nachdem ich ihn an mich gerissen hatte,

[1]) Die Erziehung eines Kindes in einer Erdhöhle, um es moralisch rein zu erhalten, ist uns ja schon aus dem Barlaam und Josaphat, sowie aus Jean Paul bekannt. Besonders bei Mädchen ist es begreiflich, dass diese oft im Märchen völlig einsam aufwachsen, um ihre Tugend zu wahren. S. Rohde Gesch. des griech. Romans[1] Seite 134 Anm.

brachte ich den Zappelnden, wie der Schlangenfeind (Garuḍa) eine Schlange, auf eben jenem Wege durch die Wandspalte hin zu der Weiberschaft. Nachdem ich ihn in mein Haus gebracht hatte, [143] zeigte ich an einem einsamen Orte meinen Eltern ihn mit eisenkettengebundnem Füssepaar, gesenktem beschmutztem Gesicht und thränenerfüllten geröteten Augen. Und ich erzählte die Höhlengeschichte. Als meine Eltern hocherfreut den Niedriggesinnten wahrgenommen hatten, legten sie ihn ins Gefängnis und liessen mich mit gebührendem Aktus die Hand seiner Tochter ergreifen. Und sein herrenloses Reich fiel in unsere Hand. Aus Furcht aber vor einer Empörung der Unterthanen ward Siṃhaghosha, obwohl meine Mutter ihn freilassen wollte, doch nicht freigelassen.

Unter solchen Verhältnissen nun kamen wir in dem Gedanken: „Der Aṅgakönig Siṃhavarman ist den Füssen Ew. Majestät in Liebe zugethan und hat seine Obliegenheit erfüllt“ zu ihm herbeigeeilt. Und ich wurde mit dem Blütenstaub deiner Lotosfüsse begnadet. Und jetzt soll der unedle Siṃhaghosha durch die Verneigung vor deinen Füssen eine alle Uebelthaten abwaschende Busse thun.“ Bei diesen Worten verneigte sich Arthapāla mit gefalteten Händen.

Se. Majestät Rājavāhana aber sagte: „Viel Heldenkraft hast du gezeigt, viel Klugheit in Anwendung gebracht. Von den Banden befreit, soll dein Schwiegervater (dies ist er als Oheim der Maṇikarṇikā) mich besuchen;“ und sodann den Pramati ansehend, befahl er mit freundlichem Lächeln: „Beginne sofort mit deinen Abenteuern!“

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der vierte Abschnitt, genannt Arthapālas Abenteuer.

5. Kapitel.

Pramatis Abenteuer.

Und er verneigte sich und berichtete: „Indem ich, dich zu suchen, in den Weltgegenden umherschweifte, spülte ich mir einmal, als eben die zum Untergang geneigte Sonne [144] als Kranz aus roten jungen Schossen auf dem Haupte der Frau

„Westliche Himmelsgegend“ ruhte, unter einem am wolkenzerkratzenden [1]) Vindhyaabhang aufgewachsenen Waldesfürsten (Baum) in eines Weihers Wasser den Mund aus, verrichtete die Abendandacht, bereitete, da das Dunkel die Tiefen und die Höhen gleichgemacht hatte und nicht mehr das Gehen gehen wollte, auf dem Erdboden ein Lager aus jungen Sprossen, sprach, als ich mich schlafen legen wollte, die gefalteten Hände ans Haupt legend: „Die Gottheit, die in diesem Waldesfürsten wohnt, die soll Schutz und Schirm mir sein, dem einsamen Schläfer in diesem weiten wilden Walde, der so furchtbar ist, weil schadenstiftende Wesen in Scharen drin umherstreichen, und dessen tiefes dichtes Dickicht emporschwillt von der Flut des wie Çivas Hals so schwarzen stockfinstern Dunkels;“ und, auf meinen linken Arm mich legend, schlief ich ein.

Nach einem Augenblick sodann wurden meine Glieder durch eine auf Erden schwer erlangbare Berührungsempfindung beseligt, die Sinne erquickt, das Herz von Verlangen erfasst, besonders die Härchen am Körper sträubten sich freudig erregt empor, mein rechter Arm zuckte.[2]) „Wie kommt denn das?“ dachte ich, und langsam, langsam die Augen aufschlagend, erblickte ich über mir einen Baldachin aus lichtem Tuch, vergleichbar einem reinschimmernden Stück Mondenglanzes. Den Blick nach links wendend sah ich in der Nähe der weissen Stukkowand eine Frauenschar, auf prächtigen Decken liegend, überaus sorglos schlafen. Das Auge nach rechts kehrend, schaute ich eine junge Maid, die Hülle war ihr von den Brüsten hinab gesunken, auf einem Bette so lichtfarbig wie eine Schaummasse des Unsterblichkeitstrankes lag sie dort, anzuschauen wie die Erde, als sie in dem Strahlennetze der Hauer des Urebers hing, das feingewobene Obergewand, das Milchmeer, ihr von der Schulter geglitten und sie vor Furcht und Angst ohnmächtig

[1]) Gemeint ist natürlich, dass das Vindhyagebirge mit seinen scharfen Felsenzacken die darüber hinziehenden Wolken zerkratzt, zerfetzt etc.

[2]) Ein Zucken im rechten Arme oder im rechten Auge bedeutet Glück, besonders das Glück par excellence: Liebesglück, une bonne fortune. So bei Männern. Bei Frauen kündet das Zucken des linken Armes und des linken Auges die Huld des Schicksals.

geworden war;[1]) [145] mit dem Windhauche ihrer Atemzüge, welche die, jungen Schossen vergleichbaren, Strahlen ihrer roten Lippen tanzen liessen und den Duft ihres Lotosgesichts dahinführten, ward gleichsam die von Çivas Augenbrand bis auf einen Funkenrest als Rest verbrannte Liebesgottheit wieder zur Flamme entfacht; ihr Gesicht, dessen blaue Augenlotosse geschlossen waren, glich einer entschlummerten Wasserrose, in deren Innern die (schwarzen, unruhigen) Bienen schlafen; anzusehen war sie wie eine von Airāvatas Brunstübermut abgerissene und weggeworfene Juwelenranke vom Wunschbaume im Haine des Paradieses Nandana.

Und ich sann: „Wo ist der grosse Wald hingekommen? Woher ist dieser Stukkopalast gekommen, der die obere Schale des Welteneies (den Himmel) ritzt und hoch ist wie der (als Standarte aufgepflanzte) Wurfspiess auf der Palastzinne des Gottes, dessen Feldzeichen der Speer ist (d. i. des Kriegsgottes Skanda?) Und wo ist das auf dem Waldesboden hingebreitete Sprossenlager? Woher dieses wie Mondstrahlenfülle schimmernde, flimmernde, mit feinstem Zeuge bezogene Schwanendunenlager? Und wer ist diese zwanglos schlafende Schar von Schönen, gleichsam ein Apsarasentrupp, der von Schaukeln aus Mondesstrahlenseilen heruntergefallen und betäubt worden ist? Und welche einer Göttin Gleiche, Lotoshändige liegt hier auf dem Lager, dessen obere, aus feinstem Tuche bestehende Decke so fleckenlos ist wie des herbstlichen Mondes Rund? Ein Götterweib zunächst ist sie nicht; denn sie schläft wie eine Lotosblume, leise, von den Mondesstrahlen umschmeichelt. Von den Safttropfen, die aus den gebrochenen Pflanzenstielen (des Lagers) troffen, bunt

[1]) Der Ureber ist Vishṇu. In einer seiner Inkarnationen (Avatāras) ward er ein Eber, um die in den Wassern versunkene Erde wieder heraufzuholen. — Das Milchmeer ist eins der sieben Meere um die Erde. S. eine spätere Anmerkung.

Beschreibungen wie diese von schlafenden Schönen liebt die indische Litteratur sehr. Sehr schön heisst es in Kshemendras Bṛihatkathāmañjarī II, 55 (Lévi) von der Prinzessin Pātalā, dass der in ihr Schlafgemach nächtlicher Weile eingedrungne Putraka sie sah:

çayanāṃ śayane svacche
nijakāntyuttaracchade,
Auf lichtem Lager liegen dort,
Von ihrer Schönheit nur umhüllt.

gemacht, anzuschauen wie eine vorreife weisse Mangofrucht, sieht man ihre Wangenfläche von hervorbrechenden Schweissstreifen bedeckt. Auf ihren von der heftigen Hitze der eben erst entflammten Jugendglut durchdrungenen Hügelbrüsten entfärbt sich die Farbenschminke. Und ihre Gewänder zeigen sich, wie es der Benutzung entspricht, bestaubt. Drum ist sie nur ein menschliches Weib. [146] Und o Glück! keiner war, der ihre Jugendblüte genossen und so nur Reste gelassen hätte; denn obwohl ihre Glieder sehr zart sind, so sind sie doch wie festgeballt; obwohl sehr weich erglänzend, ist ihre Körperfarbe doch von Bleichheit durchdrungen; weil die wie Korallen leuchtenden Juwelenlippen nie den Druck der Zähne erfahren haben, tragen sie durchaus keine grelle rote Farbe; nicht allzuvoll, mit rötlichem Grunde versehen, wie ein Campaknospenblatt, ist ihre feste Wangenfläche, und frei von Furcht vor dem Pfeilschuss des Liebesgottes schläft sie sorglos süss; und die Spitze des Brüstepaars auf ihrer Busenwölbung ist nicht durch unbarmherzige Zerdrückung ausgeweidet worden. Und mein Sinn, der die gewissen Schranken nie überschritten hat, empfindet einen Hang zu ihr. Wenn ich meinem Hange gemäss sie umarme, so wird sie offenbar mit einem Notschrei aus dem Schlafe auffahren. Nun kann ich aber nicht ruhen, wenn ich sie nicht umarme. Drum was geschehen soll, das geschehe! Ich will hier mein gutes Schicksal auf die Probe stellen!“

Mit diesen Gedanken berührte ich sie lose, leise und verharrte ein Weilchen, von heftigem Verlangen und von Furcht durchkreist, in vorgegebenem Schlafe. Indem auf ihrer, etwas aufbebenden, Lust empfindenden linken Seite die Härchen sich emporsträubten, begann sie sehr langsam die Glieder zu recken, schlug ihr Augenpaar mit den zitternden Wimperspitzen, den träge-starren Augensternen, den von der vorzeitigen Schlafunterbrechung geröteten unvergleichlich herrlichen äussern Augenwinkeln auf, ward vom wundermächtigen Liebesgott veranlasst, die verschiedenartigsten, in Schrecken, Verwunderung, Freude, Leidenschaft, Furcht, erwachten Geschlechtstrieb und Verwirrung geschiednen, schamdurchzognen Zustände zu zeigen, hielt mit Müh und Not ihre Stimme zurück, die schon bereit war, die Dienerschaft zu wecken, zurück ihr liebesungestümbewältigtes Herz

und ihre Glieder, auf denen sich vor ermattender Angst Schweisstropfen aneinanderreihten, [147] betrachtete meine Glieder mit begehrlichen, in seinen drei Teilen süss zusammengezogenen, leise, leise bewegten Augen und blieb zaghaft auf eben dem Lager liegen, obwohl sie ihren Oberkörper mit emporhob.[1])

Ueber mich aber kam, obwohl mein Sinn von heftigem Verlangen durchdrungen war, irgendwie der Schlaf. Ich erwachte wieder, der Leib beherrscht vom Schmerz über die Berührung mit etwas Unangenehmem. Als ich erwacht war, da hatte ich denselben grossen Wald, dieselbe Fläche unter dem Baum, dasselbe Blätterlager. Die Sternennacht lichtete sich. Und ich dachte in meinem Sinn: „Ist das ein Traum? Oder eine Täuschung? Ists ein göttliches oder teuflisches Blendwerk? Was geschehen soll, das geschehe! Ehe ich dies dem wahren Sachverhalte nach erfahren habe, werde ich dieses Lager auf der Erde nicht verlassen. Solange mein Leben dauert, will ich vor der hier wohnenden Gottheit liegen (bis sie nachgiebt und mein Verlangen erfüllt.)“ So verharrte ich entschlossenen Sinnes.

Da trat ein Weib hervor: ihr schlanker Leib war erschöpft wie ein sonnenstrahlenversenktes Wasserliliengebinde, abgenutzt ihr Obergewand, aus lacklosen Lippen, die von trocknem Blassrot bedeckt, und deren Pracht von Seufzern zerstört, gab sie gleichsam das infolge des rötlichen Rauches schwarzrote Feuer der Trennung von sich; ein hochrotes Augenpaar hatte sie, gleich als hätte es infolge der Vergiessung ununterbrochner Thränenströme nur noch Blut; mit der in einen einzigen Zopf geflochtnen Haarfülle, der da schien, als wäre er die Fessel, an edles Betragen zu binden, ging sie, an den Armen umzirkt von Cīracūlikā-Spangen aus dunklem Zeuge, wie das Banner der gattentreuen Frauen einher; aber obwohl sie mager, mager war, so war doch durch ihre Göttermacht die Gelegenheit, ihre Schönheit zu preisen [oder vielleicht ihr Schönheitsglanz] nicht zu sehr geschwunden.

[1]) In der bereits angeführten Erzählung Kshemendras von Putraka und der Pātalā, weckt der Held sie durch eine Umarmung, sie die

Auf ihre jungen furchterbebten Brüste
Als Mieder die gekreuzten Hände deckte (çl. 62).

(navotkampikucanyastahastasvastikakañcukām); ein bekanntlich der Natur abgelauschter, sehr lieblicher Zug.

Sie hob mich, der ich vor ihr niederfiel, mit freudebebendem Armrankenpaar auf, umhalste mich wie einen Sohn, [148] küsste mich aufs Haupt, liess aus ihrem Brüstepaar ihre Zärtlichkeit gleichsam als Milch vermummt hervorströmen und sprach, die Stimme von kalten Thränen gehemmt, liebesstammelnd also zu mir: „Kind, wenn dir Vasumatī, die Hauptgemahlin des Magadhakönigs, erzählt hat: „Die Tochter des Maṇibhadra hat den Knaben Arthapāla in meine Hände niedergelegt, eine Geschichte erzählt, die sich auf sie selber, ihren Gatten, ihren Sohn und ihre Freundinnen bezog und von dem König der Könige (Kubera, dem Gott des Reichtums) vorgebracht worden war, und ist dann verschwunden“ — ich bin diese deine Mutter. Als ich von den Füssen deines Vaters Kāmapāla, des Sohnes des Dharmapāla und jüngern Bruders des Sumitra, das Gemüt vom grundlosen Erbosen umdüstert, mich entfernt hatte, da kam im Traume jemand in Rakshasengestalt zu mir, der Reuegequälten, und verfluchte mich: „In dir zornmütigem Weibe wohne ich ein Jahr, dir zum Schmerz über den Aufenthalt in der Fremde.“ Von dem also Sprechendem sofort besessen, wachte ich auf. Und vergangen ist dies Jahr lang wie tausend Jahre. „Ich will mich der Festversammlung des Gottes der Götter, des dreiäugigen Çiva, in Çrāvastī freuen, die von überallher zusammengekommenen Verwandten wiedersehen und mich dann, vom Fluche erlöst, an meines Gatten Seite begeben“: als ich mit diesem Gedanken in der vergangenen Nacht eben aufbrach, da kamst du hierher und schliefst ein mit den Worten: „Ich habe mich in den Schutz und Schirm der hier wohnenden Gottheit begeben.“ Solchergestalt aber vom Leiden des Fluches besessen, habe ich dich nicht dem wahren Wesen nach erkannt. Aber in dem Gedanken: „Es wäre unrecht, den Schutzsuchenden in dem grossen Walde, wo so viel Unbesonnenheit herrscht, im Stiche lassend, fortzugehen“ habe ich dich, grade wie du schliefst, mitgenommen. Und als jener Tempel nahe war, da dachte ich weiter: „Wie könnte ich hier mit diesem Jüngling in die Versammlung gehen!“ Da ich nun zufällig die Navamālikā, die Tochter des mit Recht Dharmavardhana (Mehrer des Rechts, der Tugend) genannten Fürsten von Çrāvastī auf dem, zur heissen Zeit angenehmen, flachen Dach des Palastes der Frauen auf einem Bette mit

breiter weicher Fläche schlafen liegen sah, dachte ich: „Welches Glück, dass diese schläft, [149] und dass ihr Gefolge in festem Schlummer liegt! Der Brahmanenknabe möge hier einen Augenblick schlafen, bis ich verrichteter Dinge zurückkehre.“ So legte ich dich dorthin und ging zu jenem Orte.

Nachdem ich die Herrlichkeit des Festes geschaut, das Glück des Wiedersehens mit meinen Angehörigen genossen, den Herrn der drei Welten (Çiva) begrüsst und, ergriffen von Bangigkeit, weil ich mir meine Meinthat vorwarf, vor der hehren Ambikā (Çivas Gattin), deren Herz infolge meiner hingebenden Liebe zu ihr sich mir zuneigt, mich verehrungsvoll verbeugt hatte, ward ich von der Göttin, der Bergestochter, mit den Worten begnadet: „Ach meine Beste, fürchte dich nicht! Geh jetzt hin zu deines Gatten Seite! Vergangen ist der Fluch über dich.“ Und sogleich trat ich wieder in meine Würde ein, kehrte zurück, und als ich dich sah, da erkannte ich: „Wie! Da ist ja mein Sohn, meines Kindes Arthapāla Freund und Leben Pramati! Ich Böse habe aus Unwissenheit Gleichgiltigkeit an ihm geübt. Und nun hat sich sein Herz an diese Maid gehängt, und begehrt sie in Liebe dieses Jünglings. Und beide stellen sich schlafend und entdecken aus Verschämtheit oder Zagheit sich einander nicht. Und ich muss gehen. Diese von der Liebe geküsste Maid hat, um das Geheimnis zu hüten, weder ihre Freundinnenschar noch ihr Gefolge angesprochen. Ich nehme zuförderst den Jüngling mit. Diese Sache hinwiederum wird er, wenn er Gelegenheit bekommt, durch angemessene Mittel zu Wege bringen.“ So schläferte ich dich durch meine Macht ein und brachte dich zurück auf das Blätterlager. So hat sich dies zugetragen. Ich jetzt schleiche mich wieder hin zu deines Vaters Füssen.” Bei diesen Worten umfasste sie mich, der ich ehrfurchtsvoll die Hände faltete, immer und immer wieder, küsste mich aufs Haupt, küsste mich auf die Wangen und ging, vor Liebe ihrer selbst nicht mächtig, fort.

Ich aber wandte mich, in der Gewalt des Gottes mit den fünf Pfeilen, gen Çrāvastī. Auf dem Wege tönte mir in einem grossen Marktflecken der Marktfleckenbewohner verworrenes Geschrei bei einem Hahnenkampfe laut entgegen. [150] Ich wohnte ihm bei und lächelte ein bischen. Ein in meiner Nähe

sitzender alter Bruder Liederlich, ein gewisser Brahmane, fragte mich leise nach der Ursache des Lächelns. Und ich sprach: „Warum haben denn die Leute der in der westlichen Umzäumung befindlichen Partei gegen den zur Kokosnussrasse gehörigen, an Kraft und Grösse überlegenen Hahn der östlichen Partei ohne Ueberlegung einen Rotkamm von der Kranichrasse losgelassen?“ Er aber, der sich darauf verstand, sagte: „Was liegt dir an diesen, die als Thoren geboren! Bleib ruhig!“ nahm Betel, mit Kampfer vermischt, aus seiner Handdose heraus, gab ihn mir und harrte einen Augenblick, verschiedene Gespräche führend. Und es kämpften die beiden Vögel überaus ungestüm, indem ihre jeweilige Partei ein auf jeden Hieb hin hervorbrechendes Löwengeschrei ausstiess. Und besiegt ward jener Hahn der westlichen Partei.[1])

[1]) Hahnenkämpfe waren ein sehr viel gepflegtes Vergnügen bei den alten Indern. Es gehörte zur Bildung, wenigstens gewisser Kreise, sich auf Kampfhähne und den Hahnenkampf gründlich zu verstehen. Die Beschaffenheit der beiden Hähne in unsrer Erzählung geht wohl schon aus dem sportmässigen Namen hervor. Der Kommentar sagt: „Langhalsig, weissen Leibes, von grosser Kraft (grossem Mut), beweglichen Geistes (? sravanmanāḥ) ist die Kranichrasse; die ihr entgegengesetzte ist die Kokosnussrasse.“ Er citiert das aus der Vaijayantī.

Natürlich gings bei den Hahnenkämpfen nicht ohne allerhand Kniffe und Prellereien ab. So lesen wir in Jacobis Ausgew. Erz. Māhār. S. 10: „Dort in einem Garten draussen vor der Stadt sahen sie einen Hahnenkampf, den zwei Kaufherrnsöhne, Sāgaradatta und Buddhila genannt, veranstaltet hatten, indem sie ein Hunderttausend zum Einsatz machten. Sāgaradattas Hahn gab Buddhilas Hahn einen Hieb; dann gab Buddhilas Hahn Sāgaradattas Hahn einen Hieb. Darauf war Sāgaradattas Hahn gebrochen (besiegt), und obwohl er gegen Buddhilas Hahn angefeuert wurde, hatte er doch keine Lust zu kämpfen. So verlor Sāgaradatta die Hunderttausend. Unterdessen sprach Varadhanu (einer der Hinzugetretnen) zu Sāgara und Buddhila: „Wie kommts, dass dieser Hahn, obwohl von guter Rasse, durch den andern besiegt worden ist? Ich will drum nachsehen, wenn ihrs nicht übel nehmt.“ Sāgaradatta sagte: „Ausgezeichneter, sieh nach, sieh nach! Denn von Habsucht nach dem Gelde ist hier bei mir gar nicht die Rede, sondern mir ist es darum zu thun, Ehre zu erlangen.“ Da beschaute Varadhanu den Hahn des Buddhila. Und er sah, dass blanke feine Nadeln von Eisen an seine Beine gebunden waren. Und Buddhila bemerkte, dass er sie sah. Er trat zu ihm und sagte im Geheimen zu Varadhanu: „Ich will dir die Hälfte der Hunderttausend geben, wenn du die Geschichte mit den Nadeln nicht ausplauderst.“ Er sprach: „Ich habe ihn untersucht, aber nichts gesehen;“ aber als Buddhila es nicht bemerkte, gab er durch Bewegung der Augen und Finger dem Sāgaradatta die Sache irgendwie zu verstehen. Der nahm unbemerkt (die Nadeln

Der Bruder Liederlich aber, erfreut über den Sieg des Hahns seiner Partei, ging mit mir eine mit unserm Alter im Widerspruch stehende Freundschaft ein, liess mir an dem Tage in seinem Hause mit Bad, Essen und so weiter aufwarten, begleitete mich des andern Tages, als ich gen Çrāvastī ging, (eine Strecke), und kehrte dann heim, mich wie einen Freund mit den Worten entlassend: „Gedenke mein, wenn du was zu thun hast!“

Als ich aber nach Çrāvastī gekommen war, legte ich mich wegmüde in einem Garten draussen vor der Stadt in einer Rankenlaube schlafen. Durch das Geschrei eines Schwans geweckt, stand ich auf und sah gegen mich ein junges Weib schnell daher kommen, an deren Füssen die Spangen klangen. Als sie aber genaht war, stand sie einen Augenblick in Verwunderung, in zweifelnder Ueberlegung und in Freude still, indem sie abwechselnd eine mir ähnliche Mannesgestalt, die auf ein Bild hingemalt war, und mich betrachtete. Da ich aber dort auf dem Gemälde mein Abbild sah, so glaubte ich, dass ihre Blicke und ihr Gebahren nicht von ungefähr wären, [151] und sagte zu ihr: „Ist denn nicht diese reizende schöne Gartengegend allen gemeinsam! Was leidest du des langen Stehens Beschwerde. Solltest du dich nicht niederlassen!“ Lächelnd setzte sie mit den Worten: „Mir ist eine Gnade widerfahren“[2]) sich nieder.

Zwischen uns beiden entspann sich eine Unterhaltung, voll von Neuigkeiten der Gegend. Im Gespräche begriffen, sagte sie: „Du bist ein Fremder in dieser Gegend. Und deine Glieder sehen wie wegermüdet aus. Ists dir nicht nachteilig, so thue mir die Gnade, in meinem Hause auszuruhen!“ Ich aber rief: „Ach du holde Unschuld, nachteilig ist es nicht, ausgezeichnet ists!“ ging ihr nach, den Weg hin, ward, in ihr Haus gekommen, mit königswürdigem Bad, Essen u. s. w. bedient und wurde, als ich mich behaglich niedergelassen hatte, im Geheimen also ge-

an den Füssen des Hahns) weg, und befreite so seinen eignen Hahn (von dem Ungemach, das sie ihm zufügten). Und von ihm ward der zweite Hahn überwunden. So verlor Buddhila seine Hunderttausend.“ Im Antarakathāsamgraha wird ein Hahn veranlasst, mit sich selber zu kämpfen, dadurch dass man ihm einen Spiegel vorhält. Pullé, Un progenitore Indiano del Bertoldo, S. 4,5 des Sanskrittextes.

[2]) Etwa = unserm: „Ich danke schön!“

fragt: „Ausgezeichneter, hast du etwa bei deinen Streifereien durch andre Weltgegenden etwas Wunderbares getroffen?“ Ich dachte: „Hier ist eine Grundlage, worauf man grosse Hoffnung bauen kann. Denn dieses Mädchen hier ist ja die Freundin des Königskindes, das ich unter dem Gedränge all ihrer Dienerschaft erblickt habe. Und auch auf dem Gemälde hier ist das flache Dach des Palastes mit dem darauf errichteten weissen Baldachin und das dort befindliche sehr breite Bett, weiss wie eine Herbstwolkenmasse, und auf ihm liegend, mit schlafverhüllten Augen, mein eignes Abbild. Drum ist gewiss die Königstochter von dem Körperlosen (d. i. Kāma) in eine solche Lage hinaufgetrieben worden, dass sie darin, von dem unerträglichen Liebesfieber gequält und toll gemacht, von ihren Freundinnen hartnäckig um die Ursache ihrer Veränderung gefragt, geschickt durch die Anfertigung dieser Gestalt eine gute Antwort gegeben hat. Aus Zweifel wegen der Uebereinstimmung der Gestalt von dieser gefragt, will ich ihren Zweifel zerstreuen durch die Erzählung dessen, was ich an mir erfahren habe.”

Nachdem also mein Entschluss gereift war, sprach ich: „Meine Beste, gieb mir das Gemälde!“ Sie aber übergab es in meine Hand. Ich nahm es hinwieder, malte die sich schlafend stellende, vor hervorbrechender Liebesleidenschaft [152] ihrer selbst nicht mächtige Geliebte an eine Stelle hin und schwatzte: „Eine also beschaffene Jungfrau habe ich getroffen an der Seite eines solchen Mannes hier schlafen liegen, als ich im öden Walde entschlummert war. Gewiss ist dies ein Traum!“

Von der Hocherfreuten aber ausführlich befragt, erzählte ich die ganze Geschichte. Und sie schilderte die durch mich veranlassten Zustände der Freundin. Und als ich das gehört hatte, entgegnete ich: „Wenn deiner Freundin Sinn danach steht, mich zu begnaden, so lass einige Tage vergehen. Ich werde kommen, wenn ich irgend ein Mittel geschaffen habe, das mir das sichere Wohnen im Mädchenharem zuwege bringt.“ Nachdem ich sie irgendwie zum Einverständnis bewogen hatte, ging ich zu jenem Marktflecken und kam mit dem alten Lebemann zusammen. Voll eifriger Hast bewog er mich zum Ausruhen, liess mir ebenso mit Bad, Essen u. s. w. aufwarten und fragte mich dann im Geheimen: „Edler, aus welchem Grunde bist du

so bald zurückgekommen?“ Ich antwortete ihm: „Mit Fug und Recht hat mich der Edle gefragt. Höre! Es giebt eine Stadt mit Namen Çrāvastī. Ihr Fürst, gleichsam ein andrer Dharmaputra, wird Dharmavardhana genannt. Seine Tochter ist gleichsam eine Beschämung für die Çrī (die Göttin der Schönheit), gleichsam das Leben des Blumenbogigen (Kāmas), übertrifft weit an Zartheit die junge Mālikā, Navamālikā (junge Mālika)[1]) heisst die Maid. Von mir zufällig gesehen, hat sie einen Kranz von Seitenblicken wie eine Reihe Pfeile des Liebesgottes mir in empfindliche Stelle entsendet. Diese Pfeilspitzen hervorzuziehen, ist ausser dir kein andrer Arzt imstande, und wenn er auch dem Dhanvantari[2]) gleich wäre. In diesem Gedanken bin ich zurückgekommen.

Drum geruhe ein Mittel in Anwendung zu bringen. Ich hier will meine Kleidung gegen Frauenkleidung vertauschen und dem Namen nach deine Tochter sein. Und von mir begleitet, gehst du hin zum Richtersitze und sprichst zu Dharmavardhana: „Dies ist meine allereinzige Tochter. Sowie sie geboren war, ist ihre Mutter dahingeschieden. Ihr Mutter und Vater [153] geworden, habe ich sie aufgezogen. Um den in Wissenschaft bestehenden Kaufpreis für sie zu erwerben, ist ein Brahmanenknabe aus einer mit uns verschwägerten Familie schon lange in die Avantistadt Ujjayinī gewandert. Ihm ward sie zugesagt, es ist nicht recht, sie einem andern zu geben. Und sie ist zur Jungfrau herangereift. Und er bleibt aus. Drum will ich ihn holen, ihn ihre Hand ergreifen lassen, und nachdem ich so die Last auf ihn geworfen habe, Sannyāsin werden. Weil aber die der Kindheit entwachsenen Töchter schwer zu hüten sind, besonders die mutterlosen, so bin ich zu dir hergekommen, der du den Unterthanen Mutter und Vater bist, die Zuflucht der ins Unglück Geratenen. Wenn Ew. Majestät, die an der Spitze derer steht, die den Urkönigswandel führen [od.: die durch den Urkönigswandel ausgezeichnet ist], einen alten Brahmanen, der belesen, zufluchtslos und fremd hier ist, unter die Zahl der Be-

[1]) mālikā ist wohl hier = mallikā (Jasminum Sambac) und hat nicht seine gewöhnliche Bedeutung „Kranz.“

[2]) Der Arzt der Götter. Er ist eins von den ratnāni (Juwelen), die bei der Quirlung des Oceans hervorkamen. Ich habe nach Petersons Text übersetzt.

gnadenswerten rechnet, so möge diese hier solange im Baumesschatten Eures Armes mit unverletzter Tugend weilen, bis ich den Ergreifer ihrer Hand herbeihole.“

Solchergestalt angeredet wird er unfehlbar voll Verlangen mich in der Nähe seiner Tochter wohnen lassen. Bist du aber gegangen, so sollst du dich bei dem im kommenden Monat Phālguna, zur Zeit, wo der Mond im Uttaraphalgunī-Mondhause steht, bei dem dann stattfindenden Feste der Prozession des königlichen Harems zum heiligen Badeplatze, in östlicher Richtung von der Stätte des heiligen Badeplatzes, ein Goruta davon, bei dem Kārtikeyatempel, der sich dort mitten in einem Kreise von Vānīrarohr (Calamus Rotang Lin.) befindet, mit einem lichten Gewänderpaar in der Hand aufstellen. Nachdem ich sicher und wohlgemut während so langer Zeit mich mit der Königstochter ergötzt habe, will ich dann weiterhin bei diesem Feste, während ich mich in der Gaṅgā ergötze und die Mädchenversammlung ausschliesslich mit ihrer Ergötzung beschäftigt ist, untertauchen, wegschwimmen und in deiner Nähe erst emportauchen. Ferner will ich dann, die von dir gebrachten beiden Gewandstücke umlegend, die Mädchenkleidung entfernend, dem Namen nach dein Schwiegersohn werden und dich begleiten. Nachdem die Fürstentochter mich da und dort [154] gesucht und nicht gefunden hat, wird sie mit den Worten: „Ohne sie will ich nichts geniessen“ nur weinend in den Frauengemächern bleiben.

Während nun ein dadurch veranlasstes verworrenes Geschrei sich erhebt, die Dienerschaft wehklagt, die Freundinnen weinen, die Bürgersleute trauern, der Erdenfürst mit seinen Ministern in seiner Verwirrung nicht weiss, was er thun soll, stellst du mich, in den Audienzsaal herbeigekommen, dar und sprichst: „Majestät, dieser mein Schwiegersohn verdient es, dass er die Huld des Armes Ew. Herrlichkeit gewinne. Belesen ist er in den vier heiligen Texten, hat die sechs Hilfswissenschaften inne, ist sehr beschlagen in der Logik, geschickt in der praktischen Anwendung der überlieferten Lehre von den vierundsechzig Künsten, besonders vertraut mit der Wissenschaft von Elefanten, Wagen und Rossen, unvergleichlich in der Handhabung des Bogens und der Wurfgeschosse und im Keulenkampf, völlig zu Hause in den Purāṇas und Itihāsas, Verfasser von Gedichten,

Schauspielen, Romanen, wohlbekannt mit den Lehrbüchern, die dem praktischen Leben (artha, Nutzen) gewidmet sind, sowie in ihren Upanishaden, (esoterischen Abschnitten) neidlos gegen Vorzüge, vertrauensvoll gegen Freunde, tüchtig, der Gabenspendung ergeben, mit gutem Gedächtnis geziert, ohne Stolz. Ich finde auch nicht den geringsten Fehler an ihm, noch auch unter den Vorzügen einen, den er nicht hätte. Drum steht so ein Verwandter ganz ausser dem Bereiche eines einfachen Brahmanen wie ich bin. Nachdem ich ihm meine Tochter anvertraut habe, will ich in das dem Alter angemessene letzte Lebensstadium eintreten, wenn es Ew. Majestät für gut erachtet."

Wenn er das gehört hat, wird er, das Gesicht von Entfärbung überzogen und in die höchste Verlegenheit geraten, zusammen mit seinen Ministern, dich durch Predigten von der Vergänglichkeit u. s. w. zu begütigen beginnen. Du aber weinst, ohne ihnen dein Ohr zu schenken, lange aus vollem Halse, trägst mit thränenstummer Stimme Holzscheite herbei, entzündest das Feuer und schickst dich an, vor dem Thor des Königshauses den Scheiterhaufen zu besteigen. Der Männerherr wird samt seinen Ministern sofort dir zu Füssen fallen, dir reiches Gut anbieten, mir seine Tochter geben und, durch meine Tüchtigkeit gewonnen, das gesamte Reich übertragen. Dieses kluge Mittel muss zur Anwendung gebracht werden, wenn es dir also gefällt."

Der gerie!ne Meister aller Schelme, [155] Pañcālaçarman, der oft eine Menge Prellereien geübt hatte, ging zu Werke wie ich ihm gesagt hatte, ja noch viel schlauer. Und meinen Absichten ward vollkommener Erfolg bescheert. Und ich genoss wie die Biene die Jung-Mālikā mit ihrer feuchtfrischen Blüte. Nachdem ich in der doppelten Absicht, sowohl dem Könige Siṃhavarman hier Beistand zu leisten, als auch zum Orte der Zusammenkunft mit den Freunden zu gehen, mit meiner ganzen Heeresmenge zu Campā hergekommen bin, geniesse ich durch Schicksalsfügung das Glück Ew. Majestät zu sehen."

Als der Sohn des Erdenbeherrschers dies Abenteuer des Pramati gehört hatte, sagte er, indem ein Lächeln seine Augen zu Knospen gestaltete: „Grösstenteils sehr lustig, ausgezeichnet, in der Hauptsache milde, ist das, was du gethan hast. Dieser

Weg ist den Klugen erwünscht. — Jetzt sodann sollst du auftreten," und er schaute auf Mitragupta.

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der fünfte Abschnitt, genannt Pramatis Abenteuer.

6. Kapitel.

Mitraguptas Abenteuer.

Er aber berichtete:

„Majestät, in der uns Freunden gemeinsamen Streiferei begriffen, sah ich unter den Suhmas, in einem Garten draussen vor der Stadt, die Dāmaliptā heisst, eine grosse Festversammlung. Dort erblickte ich in einer Atimuktakarankenlaube einen sehnsuchterfüllten Jüngling, der mit Vīṇāspiel sich zerstreute. Und ich fragte: „Mein Bester, was ist das denn für ein Fest? Oder weshalb hat man es ins Werk gesetzt? Aus welchem Grunde hältst du dich, des Festes nicht achtend, in der Einsamkeit auf, sehnsuchterfüllt, mit einer Parivādinī (siebensaitigen Laute) als Gefährtin?" Er entgegnete: „Holder, der Gebieter der Suhmas, Tuṅgadhanvan [156] mit Namen, erbat sich, da er kinderlos war, von den Füssen der in diesem Tempel wohnenden und darüber des leidenschaftlichen Verlangens nach der Vindhyawohnung vergessenden Vindhyabewohnerin (Pārvatī, Çivas Gemahlin) ein Kinderpaar. Von ihr ward ihm nun, als er sich entschlossen hatte, nicht von ihr zu weichen, bis seine Bitte erfüllt wäre, im Traume angekündigt: „Ein Sohn wird dir zur Welt kommen und eine Tochter dir geboren werden. Er aber wird in Abhängigkeit von dem leben, der ihre Hand ergreift. Sie aber soll von ihrem siebenten Jahre an bis zu ihrer Herumführung um das Hochzeitsfeuer jedesmal unter dem Sternbilde der Kṛittikā (Plejaden) durch einen ballspielbegleiteten Tanz mich verehren, um einen vorzüglichen Gatten zu erlangen. Und wen sie begehrt, dem soll sie gegeben werden. Und das Fest soll den Namen Ballspielfest tragen." Darauf nach sehr kurzer Zeit gebar des Königs geliebte Hauptgemahlin, Medinī mit Namen, einen Sohn. Und es kam zur Welt eine Tochter. Dies Mädchen, Kandukāvatī mit Namen, wird heute die Göttin, die den Mond

als Kranz auf dem Haupte trägt, durch Ballspielvergnügung verehren. Ihre Freundin aber und Milchschwester, Candrasenā mit Namen, war meine Liebste. Ihr hat sich in diesen Tagen der Königssohn Bhīmadhanvan mit Gewalt in den Weg gelegt. Deshalb von Sehnsucht besucht, das Herz vom Schmerz, den die Liebespfeilspitzen erregen, durchschauert, weile ich, mit dem leislieblichen Klange der Vīṇā mich zerstreuend, am abgelegenen Orte."

In demselben Augenblick nahte sich ein Fussspangengetön. Und es kam ein Weib herbei. Als er diese gesehen hatte, stand er mit weit aufgeblühtem Blick auf und liess sich, von ihr umhalst, dort nieder. Und er berichtete: „Diese hier ist gleich dem Odem meiner Seele, und von ihr getrennt zu sein, brennt mich wie Feuer. Indem mir von dem Königssohne dies mein Leben geraubt ward, wurde ich von ihm, wie vom Tode, um alle Wärme gebracht. Und ich vermag nicht Böses an ihm zu üben, weil ich denke: „Es ist der Königssohn." Drum will ich mich von dieser noch wohl anschauen lassen und dann [157] ein Leben lassen, worin es keine Abhilfe mehr giebt." Sie aber entgegnete thränenden Gesichts: „Beschliesse doch, o Gemahl, um meinetwillen keine gewaltsame That! Wenn du, der du, von dem ausgezeichneten Karawanenherrn Arthadāsa gezeugt, Koçadāsa (Schatzknecht) von deinen Eltern genannt worden, aber wegen deiner allzugrossen Zuneigung zu mir von den Feinden Veçadāsa (Hurenknecht) betitelt worden bist: wenn du dahin wärst, und ich bliebe am Leben, so müsste ich mich auf das Gerede der Leute: „Grausames Hurenvolk!" gefasst machen. Drum führe mich gleich jetzt hin in eine dir erwünschte Gegend!"

Er aber sagte zu mir: „Mein Bester, welches unter den von dir gesehenen Reichen ist reich, korngesegnet, erfüllt von guten Menschen?" Ich sprach, ein wenig in Lachen ausbrechend, zu ihm: „Mein Bester, weit ist die meerumkleidete Erde. Es ist kein Ende der lieblichen Länder da und dort. Aber wenn ich nicht imstande sein sollte, einen klugen Ausweg zu finden, der euch beiden hier gemächlichen Aufenthalt vermittelte, so würde ich selber euer Wegführer (in die Fremde)."

Ebenda erhoben sich die Klänge von Fussspangen. Darauf ging jene, von eifriger Hast erfasst, fort mit dem Wort: „Da ist

eben die Prinzessin Kandukāvatī angekommen, um durch Ballspiel die vindhyabewohnende Göttin zu verehren. An diesem Ballspielfeste kann man sie ungehindert sehen. Möge euern Augen ihre Frucht werden! Kommt sie zu schauen! Ich will mich in ihrer Nähe aufhalten.“ Wir beide gingen ihr nach.

Auf der grossen edelsteinbesetzten Bühne sah ich die Rotlippige zuerst stehen. Und doch stand sie sofort mir im Herzen. Weder von mir, noch von einem andern ward sie in dem Zwischenraum (zwischen der Bühne und meinem Herzen) gesehen. Und mit staunendurchdrungnem Sinn dachte ich: „Wie? Ist das die Lakshmī (die Göttin der Schönheit und des Glücks, die Gemahlin Vishṇus)? Nein! Nein! In Lakshmīs Hand liegt ja eine Lotosblume, die Hand dieser hier ist aber selber eine Lotosblume. Lakshmī ist vorher von dem urewigen [158] Manne (od.: von dem Geiste der Urzeit, d. h. Vishṇu) und von den frühern Königen genossen worden, die Jugendblüte dieser hier aber ist tadellos und unverbraucht.“

Während ich also dachte, verehrte die an allen Gliedern Makellose, mit der Spitze ihrer die Fläche nach unten kehrenden schossengleichen Hände den Boden berührend, mit ein wenig zitternden krausen dunkeln Locken, voll Anmut die hehre Göttin und ergriff dann den (roten) Ball, der gleichsam wie der Liebesgott mit seinen von heftiger Leidenschaftsglut geröteten Augen erschien. Und spielend lässig warf sie ihn zu Boden. Als er dann langsam in die Höhe gegangen war, gab sie ihm mit ihrer schossengleichen Hand, deren Daumen sie etwas krümmte und deren zarte Finger sie ausstreckte, einen Schlag, und zwar trieb sie ihn mit dem Rücken ihrer Hand empor, heftete ihre beweglichen (dunkeln) Blicke an ihn, sodass er ein bienenkranzbesetzter Blumenstrauss schien, und fing ihn so beim Herabfallen in der Luft. Und sie warf ihn in mittelmässigem und langsamem Tempo und in raschem Tempo, und ihn sanft und unsanft schlagend, stellte sie in diesem Augenblick das Cūrṇapada dar.[1]) Wurde der Ball ruhiger, so jagte sie mit unbarmherzigen Schlägen

[1]) Der Scholiast erklärt: „Ein dem Hin — und Hergehen entsprechendes heftigeres oder minder heftiges Werfen (des Balls), das ist das Cūrnapadam „Pulverschritt“) in der Spielballwissenschaft.“

ihn empor. Fand das Gegenteil statt, so beruhigte sie ihn. Ging er geradeaus zur Seite, so schlug sie ihn abwechselnd mit der linken und der rechten Hand und trieb ihn so wie einen Vogel empor. Wenn er, hochemporgegangen, wegflog,[1]) so holte sie, indem sie den Gītamārga ausführte,[2]) ihn wieder herbei. Nachdem sie ihn in jede Himmelsrichtung getrieben hatte, trieb sie ihn wieder zurück.

Also in einer durch vielerlei Darstellungen süss erfreuenden Weise sich vergnügend, vernahm sie jeden Augenblick die verschiednen Lobreden der vor der Bühne befindlichen herzentzückten Leute, warf — während ich mit beständig wachsender Verwirrung, auf Koçadāsas Schulter gelehnt, mit gesträubten Wangenhärchen und weit aufgeblühten Augen gegen sie hingewendet dastand — von der zum ersten Mal zu ihr herniedergestiegenen Liebe veranlasste [159] Seitenblicke auf mich; bog ihre Augenbrauenranken in dem Spiele, das darin bestand, dass sie, dem Balle folgend, blitzend hin und her tanzten; schlug gleichsam mit ihren, von dem heftigen Hauche ihres Odems geschaukelten Lippenstrahlennetzen wie mit festlichen jungen Schossen die Bienen zurück, die lüstern waren, den Duft ihres Lotosgesichtes zu erhaschen; flüchtete sich, aus Scham vor meinem Blick, da der Ball beim Umherschwirren im Kreise so überaus schnell ging, gleichsam in einen aus Blumen gebildeten Käfig;[3]) schüttelte gleichsam in den Fünftropfenbewegungen die fünf Pfeile des Fünfpfeiligen,[4]) die wie zugleich gegen sie heranflogen, aus Furcht von sich; ahmte gleichsam in den Bewegungen der Gomūtrikā[5]) die Blitzesranke nach, in wirrer Glut heftig

---

[1]) Oder: „wenn er, weit weggeflogen, niederfiel."

[2]) „Zehn Schritte umhergehen, das ist der Gītamārga," sagt der Kommentar, was uns freilich nicht viel hilft. Nach dem Namen (Gītamārga „Sangweg") sollte man erwarten, dass dabei gesungen worden wäre. Doch ist der Ausdruck von einem andern Gebiete herübergenommen, wie manche andre hier.

[3]) Der rote Ball schwirrte rings um die Prinzessin so schnell umher, dass das Auge einen einzigen Käfig aus roten Blumen zu sehen glaubte.

[4]) Der Kommentar ist womöglich noch dunkler als der Text. Er sagt: „Fünfstrudelschlag (oder Fünfwirbelschlag), das nennt man den Fünft opf." Es scheint also eine wirbelnde Bewegung von bestimmter Art gemeint zu sein.

[5]) Von der gomūtrikā können wir uns glücklicherweise eine bessere Vor-

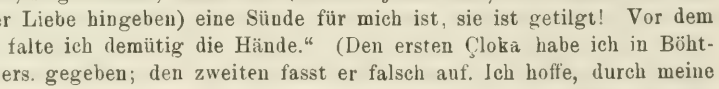
zuckend; in Uebereinstimmung mit dem von dem Getön ihrer Schmuckjuwelen angegebenen Takte regten sich ihre Füsse, ihre Bimbalippen wurden von dem Glanze ihres unter einem Vorwande hervorgebrachten Lächelns übergossen; ihr schweres Haargewoge, das herabgesunken war, brachte sie wieder in Ordnung; zusammenschlagend klangen die Edelsteine an ihrem Gürtelband; prächtig ging ihr von dem gewölbt sich erhebenden breiten Hintern herabhangendes Gewand umher; mit rundem Arm, an dem die ausgestreckte Hand etwas gekrümmt war, schlug sie den lieblichen Ball; die schönen Arme bog sie an sich; ihre emporgelockten Haare flatterten, ihr über das Ende des Rückens hinabhangend,[1]) den ihren Ohrschmuck bildenden Goldblattstreifen, der herabgerutscht war, brachte sie so schnell wieder an seine Stelle, dass sie dadurch ihr eigentliches Spiel nicht störte; der Ball irrte zwischen ihre oft emporgehobenen

---

stellung machen als über so manche andre Stückchen der ballspielenden Prinzessin. Im Kāvyādarça heisst es (III, 78, 79):

Vaiṇānām ekarūpatvaṃ yat tv ekāntaram ardhayoḥ
Gomūtriketi tat prāhur dushkaraṃ tadvido; yathā:
Madano madirākshīṇām apāṅgāstro jayed ayam.
Madeno yadi tat, kshīṇam! Anaṅgāyāñjaliṃ dade.

„Wenn sich der Gleichlaut der Silben dadurch herausstellt, dass man aus der einen Hälfte in die andre liest, so nennen Kenner der Sache dieses, was schwer zu bewerkstelligen ist, Ochsenpissen; wie z. B.: Der Liebesgott, der die äussern Augenwinkel der mit berauschenden Augen begabten Schönen als Geschoss führt, siegt immer; wenn dies (was ich jetzt thue, der Dichter will sich nämlich der Liebe hingeben) eine Sünde für mich ist, sie ist getilgt! Vor dem Liebesgott falte ich demütig die Hände.“ (Den ersten Çloka habe ich in Böhtlingks Uebers. gegeben; den zweiten fasst er falsch auf. Ich hoffe, durch meine Interpunktion im Text sowie durch meine Uebersetzung die prächtige Strophe aufgehellt zu haben). Ich gebe nun zur Veranschaulichung das Schema dieses höchst künstlichen Strophenbaus:



Geht man der Linie, die ich mit I bezeichnet habe, in ihrem Zickzack nach, so bekommt man Zeile eins der Strophe, geht man beim Lesen der Linie II nach, so kommt Zeile zwei heraus. Die Figur veranschaulicht zugleich die Bewegungen der Königsmaid beim Tanzen; die gomūtrikā (Ochsenpissen) wird also mit Recht vom Kommentar als blitzähnlich (so gezackt) bezeichnet.

[1]) Vielleicht wäre richtiger: „ihre losen Haare hingen bis zu dem nach oben gewendeten trika hinab.“ trika ist der untere Teil des Rückgrats.

Hände und Füsse hinaus und hinein; dadurch, dass sie sich bald hinabbeugte, bald emporrichtete, entschwand einem bald ihre schlanke Taille, bald sah man sie; das Perlenhalsband hatte, bald hinab-, bald emporfliegend, keine bleibende Statt; der Wind von dem (schmückenden) jungen Schoss an ihrem Ohr übte das Amt, die aus wohlriechenden Stoffen gezeichneten Striche auf ihrer Wange zu trocknen, die in ihrer Schönheit durch die hervorsprossenden Schweisstropfen beeinträchtigt wurde; das herabgeglittne Tuch um die Uferabhänge ihrer Brüste (um die das Meer der Schönheit seine Wellen schlug) zurückzuhalten, war ihre eine schossengleiche Hand beschäftigt. Also jetzt niederhockend, jetzt aufstehend, jetzt die Augen schliessend, jetzt sie aufschlagend, jetzt stehend, jetzt gehend, spielte überaus wunderbar die Königsmaid. Den Ball gegen den Boden und in die Luft schlagend, stellte sie mit einem Balle, doch dem Anscheine nach mit mehreren, die verschiednen sehenswerten Spiele dar.[1]) Nachdem sie sich mit Candrasenā und den übrigen lieben Freundinnen zusammen belustigt und am Schluss der Belustigung [160] der Göttin ihre Ehrfurcht bezeigt hatte, ging sie mit ihren Freundinnen zusammen in die Mädchengemächer, von meinem Sinne wie von einem liebestreuen Diener begleitet, ihren äussern Augenwinkel wie einen Weisslotospfeil des Blumenpfeiligen auf mich richtend und dadurch, dass sie unter einem Vorwande oft die Mondscheibe ihres Antlitzes umwendete, gleichsam nachsehend, ob ihr zu mir hingetriebenes Herz wieder zurückgekehrt sei oder nicht.

Vor Liebe meiner selbst nicht mächtig, ward ich von Koçadāsa, nachdem er (mit mir) heimgegangen war, allen Fleisses

[1]) Ich übersetze hier nach Petersons Text: ekenaivānekeneva kandukena. — Das Ballspiel wurde unter Kindern und Erwachsenen beiderlei Geschlechts viel geübt in Altindien. Kathās. Tar. 42, çl. 8 ff. (ein junger Mann, Prinz spielt Ball), cf. Kathākoça (Tawney) p. 147; Jāt. No. 444 (Kinder). Rote Spielbälle waren beliebt: Kumāras. V, 11. Beschreibungen des Ballspiels, junger Mädchen besonders, sind nicht selten: Jāt. V, 195, 196; Mahābh. III, 111, 10, 11; Bhojaprab. pp. 93, 94. Die Beschreibung des mit der Hand geschlagenen Balls an der letztgenannten Stelle erinnert in Einigem an die Schilderung im Daçakumāracaritam. Bhoja sieht dies Spiel in der Hetärenstrasse (oder: einer Hetärenstrasse) Dhārās von einer „Goldschönen“ (kāñcanasundarī, wohl = paṇyastrī „eine um Gold käufliche Schöne“) aufführen.

mit einem Bad, Essen u. s. w. bewirtet. Und am Abend kam Candrasenā heimlich herbeigelaufen, fiel vor mir nieder und liess sich dann, in liebeszarter Weise ihres Gatten Schulter mit ihrer Schulter berührend, nieder. Und freudig sagte Koçadāsa: „Möchte ich doch, o Grossäugige, solange als mein Leben dauert, so das Gefäss deiner Huld sein!“ Ich aber begann lächelnd: „Freund, was ist hier blos zu wünschen! Es giebt eine gewisse Zaubersalbe. Wenn diese hier, die Augen damit bestrichen, dem Königssohne sich naht, so wird sie ihm wie eine Aeffin aussehen, und gleichgiltig geworden, wird er wieder auf sie Verzicht leisten.“ Sie aber that mir lächelnd kund: „Von dem edeln Herrn ist diese seine unterthänige Dienerin hier über die Maassen sehr begnadet worden, dass er schon in diesem Leben, die menschliche Gestalt entfernend, sie in eine Aeffin verkehren will![1]) Drum lassen wir das nur! Auch auf eine andre Weise hat sich unser Begehr erfüllt. Es ward ja die Königstochter heute beim Ballspielfeste von Verlangen nach dir, der du die Gestalt des im Herzen Geborenen zu einem Gespött machst, erfasst, und wird gleichsam aus Zorn von dem Feinde des Çiva (d. i. von Kāma) über die Maassen gepeinigt. Diese Sache wird von mir, die ich die Gemütsbewegungen kenne, meiner Mutter, von ihr der Mutter der Prinzessin, von der Königin dem Menschenfürsten gemeldet werden. Hat der Erdenherr die Sache erfahren, so wird er dich die Hand seiner Tochter ergreifen lassen. Darauf muss der Königssohn in Abhängigkeit von Dir leben. Denn das ist die von der Gottheit angegebene Vorschrift. Und ist das Königreich in deiner Hand, so ist Bhīmadhanvan nicht imstande, über dich hinwegschreitend, sich meiner zu bemächtigen. [161] Drum möge sich dieser hier zwei, drei Tage gedulden.“ Bei diesen Worten verabschiedete sie sich von mir, umschloss den Geliebten und kehrte zurück.

[1]) In einem andern Leben, einer andern Wiedergeburt, kann ja der Mensch leicht ein Affe werden. Der Witz, der in der ganzen Stelle liegt, ist nicht übel, auch abgesehen von Candrasenās Scherz. Dieses Mädchen ist äusserst verliebt in Koçadāsa und hasst den Prinzen Bhīmadhanvan, den Bruder der ballspielenden Königstochter. Sie brauchte ja nur in seiner Gegenwart diese Zaubersalbe sich in die Augen zu thun, um ihm als Aeffin zu erscheinen. Für andre bliebe ihre schöne Gestalt unverändert. Aber das Weib in ihr ist stärker als die Liebe.

Mir und Koçadāsa ward, indem wir unter Verfolgung ihrer Reden viel zweifelnde Ueberlegung anstellten, mit Mühe und Not die Nacht zu Nichte. Und nachdem ich am Ende der Nacht (am Morgen) den geziemenden Observanzen nachgekommen war, ging ich hin zu jener Gartengegend, die so angenehm war, weil ich dort die Geliebte gesehen hatte. Dort kam auch der Königssohn herbeigelaufen und verweilte einen Augenblick, indem er ohne Stolz mit angenehmen Gesprächen sich mir gefällig erzeigte. Nachdem er mich ins königliche Zelt geführt hatte, bewies er mir seine Aufmerksamkeit dadurch, dass er mir Bad, Essen, Bett u. s. w., grade wie er es selber hatte, besorgte. Als ich dann auf dem Lager selig war von der im Traum genossenen Betrachtung und Umarmung der Geliebten, band er mich mit einer eisernen Fessel, indem überaus starke Männer mit dicken, keulengleichen Armen mich festhielten. Als ich schnell erwacht war, hub er gegen mich an: „Ah du Dummkopf! Das Geschwätz der verfluchten Candrasenā, das durch einen Fensterspalt herausdrang, hat diese mit der Beobachtung ihrer Handlungen beauftragte Bucklige gehört. Du wirst ja von der miserabeln Kandukāvatī begehrt, in Abhängigkeit von dir ja muss ich leben, über dein Wort kann ich ja nicht hinwegkommen und muss so die Candrasenā dem Koçadāsa geben!“

Nachdem er also gesprochen hatte, sagte er zu einem an seiner Seite gehenden Manne: „Wirf ihn ins Meer!“ Der aber, erfreut, als hätte er ein Königreich bekommen, that mit den Worten: „Majestät, wie ihr befehlt!“ nach der Anweisung. Indem ich aber ohne Anhalt mit den Armen hin und her schlug, drückte ich mir ein vom Schicksal bescheertes Holzstück an die Brust und trieb so umher, bis der Tag und die ganze Nacht vergangen war. Beim Morgengrauen ward ein Fahrzeug sichtbar. Dort waren Yavanas. Sie holten mich heraus und erstatteten dem Schiffskapitän, namens Rāmeshu, über mich Bericht: „Hier haben wir einen eisenfesselgebundnen Mann im Wasser gefunden. Und er könnte wohl, wie er jetzt ist, in einem Augenblick tausend Weinstöcke begiessen.“[1])

[1]) Wie mir scheint, hat man diesen Ausdruck bisher nicht verstanden. Der in Indien nicht einheimische Wein kam den Indern von den Yavanas (urspr. Griechen, aber dann auch von andern Völkern gebraucht). Bei den Yavanas

In diesem Augenblick kam eine von mehreren kleineren Schiffen umgebene Galeere herbeigeeilt. Die Yavanas fürchteten sich. [162] Unterdessen umzingelten die überaus raschen kleinen Schiffe unser Fahrzeug, wie die Hunde einen Eber. Der Kampf brach los. Die Yavanas wurden besiegt. Ich sprach zu den Hilflosen, Verzweifelnden, indem ich sie tröstete, also: „Entfernt die Kettenbande von mir! Ich hier bin euerer Widersacher Niedermacher.“ Sie thaten also. Alle die feindlichen Soldaten richtete ich mit meinem pfeilregnenden, schrecklich summenden Bogen so zu, dass ihre Glieder nur noch lauter Fetzen waren. Hinunterspringend fiel ich den Schiffsführer dort, dessen Kämpfer erschlagen und verschlagen waren, dessen Fahrzeug an unser Fahrzeug angeentert war, und der keinen Gefährten hatte, an und nahm ihn lebendig gefangen. Und es war eben der Bhīmadhanvan. Als ich wahrnahm, dass er es war, sprach ich zu dem Schamerfassten: „Mein Lieber, hast du des Schicksals ausgelassne Streiche gesehen?“ Jene Seefahrer aber banden ihn eben mit meiner Kette sehr fest und erwiesen mir Ehre, indem sie vor Freude Jubelgeschrei erhoben.

Jenes Schiff aber, das schwer zu hemmen war, flog, von einem widrigen Winde getrieben, weit dahin und blieb fest an einer Insel hangen. Und mit dem Wunsche, dort süsses Wasser, Brennholz, Wurzelknollen und Früchte einzunehmen, stiegen wir aus auf ein sich tief herabstürzendes Felsenrund.[1]) Und

---

wuchsen also die Weinstöcke. Unser Autor thut sich vielleicht auch als Gelehrter und feiner Denker etwas darauf zu Gute, dass er die Yavanas ein Gleichnis aus ihrer eignen Welt wählen lässt. Dabei fällt ihm, dem Bewohner des trocknen Indiens, aber nicht ein, dass die Yavanas vielleicht ihre Weinstöcke gar nicht zu begiessen brauchten. Der Witz unsrer Seefahrer heisst also: „Der Kerl tropft ja, als ob er in einem Augenblick u. s. w.

[1]) Das Kompositum gāḍhapatitaçilāvalayam (oder nach andrer Lesart: gāḍhapātita —) ist mehrfacher Auffassung fähig. Man könnte es übersetzen: „ein steil (eig. heftig, stark) sich herabstürzendes (herabfallendes) Felsenrund;“ oder: „Oder ein Felsenrund, das ins Wasser getaucht herabfiel.“ In dieser letzten Bedeutung scheint mir gāḍha z. B. Raghuv. IX, 72 zu stehen:

Atha jātu ruror gṛihītavartmā
vipine pārçvacarair alakshyamāṇaḥ
çramaphenamucā tapasvigāḍhām
Tamasām prāpa nadīm turaṃgamena.

Aber die indischen Scholiasten sind über diese Strophe geteilter Ansicht.

dort war ein grosser Berg. „Ach reizend ist diese Bergabhangspartie, sehr lieblich dieses schwefelhaltige Land am Bergfusse, kühl dieses Bergwasser, das mit Blumensafttropfen aus dem blauen und roten Lotos [163] wie mit Pfauenaugen[1]) bedeckt ist; entzückend ist diese mit vielfarbigen Blütenbüscheln belastete Baumwaldstrecke!“ Mit diesen Worten nimmer satten Auges viel, viel umherschauend, bestieg ich unbemerkt den Berggipfel und fand einen von den glanzemporsendenden Steinen einer rubinenen Treppe geröteten, von Lotosblütenstaub bestäubten Teich. Als ich mich gebadet und einige amṛitasüsse Lotosfaserstückchen gekostet und um die Schulter weisse Wasserlilien hangen hatte, stürzte gegen mich ein am Ufer befindlicher schrecklich gestalteter Brahmarākshasa (best. Unhold) heran und richtete scheltend die Rede an mich: „Wer bist du, woher kommst du?“ Furchtlos redete ich ihn an: „Mein Lieber, ich bin ein Zweimalgeborner. Aus des Feindes Hand ins Meer, aus dem Meer auf ein Yavanaschiff, aus dem Yavanaschiff auf diesen mit wundersamem Gestein erfüllten trefflichsten Berg geraten, habe ich mich zufällig an diesem Tage ausgeruht. Heil dir!“ Er sprach: „Wenn du meine Fragen nicht beantwortest, fresse ich dich!“ Ich sagte: „Frage zunächst! Möge es also sein!“ Darauf führten wir beide im Āryāmetrum diese Wechselrede:

„Was ist grausam?“ „Weiberherz.“
„Was dem Mann lieb?“ „Frauentüchtigkeit.“
„Was ist Liebe?“ „Vorstellung.“
„Was führt Schweres aus?“ „Verstand.

Dafür sind Dhūminī, Gominī, Nimbavatī und Nitambavatī Beweis.“ Also von mir belehrt, sprach er: „Erzähle, was waren das für welche?“

Da hub ich an: „Es giebt ein Land mit Namen Trigarta. Dort lebten drei Hausväter von blühendem Besitz und Vermögen,

---

Mallināth a erklärt: avagāḍhān, sevitām, Vallabha: munijanākrāntām, Dinakara: tapasvibhiḥ saṃkulām. Doch es ist wohl klar, dass sie hier meist nur im Allgemeinen den Sinn umschreiben. Bei der Lesart mit pātita wäre vielleicht auch möglich: „das heftig herabgeworfen d. h. wild zerklüftet war.“ Die Uebersetzung im Text ist also etwas unbestimmt gehalten.

[1]) Oder vielleicht: „mit mondähnlichen Flecken aus den Blumensafttropfen der blauen und der roten Lotosse.“

leibliche Brüder; Dhanaka, Dhānyaka und Dhanyaka genannt. Als sie so lebten, regnete der Tausendäugige (Indra) zwölf Jahre lang nicht. Die Kraft der Saat schwand dahin, [164] die Pflanzen waren unfruchtbar, die Waldesfürsten trugen keine Früchte, die Wolken waren Eunuchen[1]), die Flut der Ströme war versiegt, von den Teichen nur noch Schlamm übrig, die Quellenscharen rannen nicht mehr[2]), selten waren die Wurzelknollen und die Beerenfrüchte geworden, die Unterhaltungen gestockt, dahingefallen die glücklichschönen Festfeierlichkeiten, viel geworden die Diebesbanden, die Unterthanen frassen einander, dahin und dorthin rollten die Menschenschädel umher, weiss wie Kranichweibchen; die ausgedorrten Krähenflüge irrten herum, öde geworden waren Städte, Dörfer, Marktflecken, Weiler u. s. w. Nachdem nun diese Hausväter ihren ganzen Getreidehaufen aufgebraucht, Ziegen, Schafe, den Büffeltrupp, die Rinderherde, die Sklaven und Sklavinnen, die Kinder, das Weib des ältesten und das des mittleren Bruders der Reihe nach verzehrt hatten, nahmen sie sich vor: Morgen soll des jüngsten Bruders Gattin, Dhūminī, verzehrt werden.“ Da lief der jüngste Bruder Dhanyaka, der seine Geliebte nicht zu essen vermochte, mit ihr in eben dieser Nacht davon.

Die Wegermüdete tragend, tauchte er hinein in den Wald. Mit seinem eignen Fleisch und Blut stillte er ihren Hunger und Durst; und als er sie nun dahintrug, sah er einen Mann, dem Hände, Füsse, Ohren und Nase abgeschnitten waren, auf dem Erdboden sich winden. Auch diesen weichen Sinnes auf dem Rücken tragend, wohnte er lange in einer knollen-, wurzel- und wildpretreichen Gegend des Walddickichts, nachdem er mit Mühe eine Blätterhütte gebaut hatte. Als er jenem die Wunden mit dem Öle aus der Ingudīfrucht u. s. w. geheilt hatte, nährte er ihn mit Fleisch und Gemüse grade wie sich selber.

Da er (der Krüppel) nun wohlgenährt war und alle Hauptbestandteile des Körpers (d. i. die fünf Elemente nebst Speisesaft, Blut, Fleisch, Fett, Knochen, Mark, Same) in ihm sich der Ueberfülle erfreuten, so trat einmal, als Dhanyaka auf die Wild-

[1]) Die Wolken sind im Sanskrit männlichen Geschlechts. Der sich ergiessende männliche Same wird oft ein Regen genannt oder damit verglichen.

[2]) Oder: „Der Quellen Rund rann nicht mehr.“

suche ausgegangen war, die Dhūminī zu ihm (dem Krüppel) in dem Verlangen, mit ihm der Liebeslust zu pflegen. Obwohl er sie ausschalt, so zwang sie ihn doch mit Gewalt, der Liebeslust mit ihr zu geniessen. [165] Als ihr Gatte heimgekehrt war und Wasser begehrte, sagte sie zu ihm: „Schöpf dir Wasser aus dem Brunnen und trink! Mir zersprengt das Kopfweh den Kopf," und sie warf den Eimer mit dem Strick vor ihn hin. Als er nun aus dem Brunnen Wasser herausschöpfte, trat sie augenblicks hinter ihn und stiess ihn hinein. Während sie dann, den Krüppel auf der Schulter tragend, von einer Gegend zur andern umherstreifte, erlangte sie den Ruhm eines gattentreuen Weibes, und vielfältig waren die Ehrenbezeigungen. Und weiter: durch die Huld des Avantikönigs schlug sie (dort) unter grossem Wohlstand ihre Wohnung auf.

Als darauf Dhūminī ihren Gatten wahrnahm, der von wasserbegehrenden Leuten einer Karawane zufällig erblickt und herausgezogen worden war und nun, sein Brot bettelnd, unter den Avantis umherschweifte, da vermochte sie durch die Angabe: „Dies ist die niederträchtige Seele, die meinen Gatten zum Krüppel gemacht hat" den König, dass er des Guten martervolle Hinrichtung anordnete. Dhanyaka aber, der, die Hände auf den Rücken gebunden, zum Richtplatz geführt ward, sagte, da die ihm bestimmte Lebensdauer noch nicht abgelaufen war, wohlgemut zu dem Beamten: „Wenn der Bettler, von dem man glaubt, dass ich ihn verstümmelt hätte, den Frevel von mir aussagt, so ist meine Bestrafung in der Ordnung." Als er mit den Worten: „Was kanns schaden!" zu dem Krüppel hingeführt und ihm gezeigt worden war, da fiel der Edelsinnige thränend ihm zu Füssen, erzählte des Guten Wohlthat und jener Schlechten schlimmen Wandel. Von dem ergrimmten Könige ward der Uebelthäterin das Gesicht entstellt und sie zur Köchin für Hunde gemacht. Den Dhanyaka aber machte er zu einer Stätte seiner Huld. Drum sage ich: Weiberherz ist grausam."

Aufs Neue gefragt, erzählte ich die Geschichte von der Gominī: „Es giebt unter den Draviḍas eine Stadt mit Namen Kāñcī. In ihr lebte ein Gildemeisterssohn mit einem Vermögen von vielen zehn Millionen, namens Çaktikumāra. Als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, da verfiel er in diese Gedanken:

„Weder die, die kein Weib haben, noch die, die ein unpassendes Weib haben, sind bekanntlich glücklich. Drum: wie könnte ich wohl eine treffliche Gattin finden?" Ohne nun sein Augenmerk auf das zufällige Glück mit Frauen, die man im Vertrauen auf andre genommen hat, zu richten, ward er dem Namen nach ein Wahrsager, band in das Ende seines Gewandes ein Prastha Reis [166] und durchstreifte die Erde. „Dieser kennt die Körperzeichen," also hiess es, und wer Mädchen hatte, zeigte sie ihm. Wenn er ein mit glücklichen Zeichen begabtes Mädchen von gleicher Kaste mit ihm sah, so sagte er zu ihr: „Meine Beste, kannst du vermittelst dieses Prastha Reis mich ein treffliches Essen geniessen lassen?" Mit Lachen abgewiesen, schweifte er umher, von einem Haus ins andere tretend.

Eines Tages aber sah er unter den Çibis, an dem rechten Ufer der Kāverī, in einer Stadt ein von ihrer Amme gezeigtes, spärlich geschmücktes junges Mädchen, deren grosser Reichtum zugleich mit ihren Eltern dahingeschieden, und deren herrliches Haus zerfallen war. An ihr blieb sein Auge haften, und er überlegte: „Rein alle Glieder dieses Mägdleins sind ja weder zu dick noch zu dünn, weder zu kurz noch zu lang, nicht ungeheuerlich (normal) und rein. Die beiden Hände mit ihren rotflächigen Fingern sind bezeichnet mit den verschiedenen glücklichen Linien, die ein Gerstenkorn, einen Fisch, eine Lotosblume, einen Topf u. s. w. bilden; ihre Füsse mit ebenem Knöchelgelenk versehen, fleischig und nicht stark geadert, ihre Beine regelmässig gerundet, ihre Kniee schwer zu bemerken, wie von den fetten Schenkeln verschlungen; auf einen Zug abgezirkelt, harmonisch, wie ein Wagenrad (oder: Diskus) gestaltet ihre Hinterbacken, prangend mit den beiden Vertiefungen über ihnen; sehr fein, ein wenig eingesenkt ist das tiefe Nabelrund; mit den drei Falten geziert der Bauch; die beiden Brüste, die die Busengegend ganz erfüllen, haben emportauchende Brustwarzen und prangen durch den breiten (untern) Anfang; ihre beiden Armranken sind auf ihrer Fläche mit Linien bezeichnet, die eine Menge Geld, Getreide und Söhne vorausverkünden, sind mit sanft erhobnen, zarten, juwelengleichen Nägeln versehen, mit geraden, regelmässig gerundeten Fingern begabt, an die rundlichschwellende

Schultergegend geheftet,[1]) sehr zart, mit eingesenkten Gelenken ausgerüstet; dünn, rund und lieblich wie eine Muschel ist ihr Hals; in der Mitte gerundet, mit harmonischer Röte bedeckt sind ihre Lippen,[2]) nicht zusammengeschoben ist ihr holdseliges Kinn, voll und fest ihr Backenrund, ihre gekrümmten, schwarzen, glatten Brauenranken kommen (stossen) nicht zusammen, einer noch nicht allzu üppig aufgeblühten Sesamblume [167] vergleichbar ist ihre Nase, nach ihren drei Teilen überaus schwarz, weiss und rot leuchten ihre in unruhigem Gang lässigen, langen Augen, ihre Stirn ist schön wie ein Stück vom Monde, ihre verlockenden Lockenreihen sind anzusehen wie der Saphirstein,[3]) ihr liebliches Ohrenpaar hangt reizend wie ein doppelt geringelter welker Lotosstengel an ihrem Haupte: — so gestaltet sich ihr Lotosgesicht; nicht allzu wellig, reich, auch an den Spitzen nicht rötlich glänzend, von mächtiger Länge, gleichmässig glänzend schwarz kraft der Natur jedes einzelnen Haares, duftdurchzogen ist ihre Haarfülle. Diese Gestalt hier wird nimmer gegen den guten Wandel sündigen.[4]) Und mein Herz hängt grade an ihr. Drum will ich sie erst prüfen und dann heiraten.[5]) Denn auf

---

[1]) saṃnatāṃsadeçe kann du. fem. oder loc. sing. sein. In der Uebersetzung habe ich es aus praktischen Gründen als Locativ gefasst.

[2]) Auch dies Kompositum ist wie so viele im Daçakumāracaritam verschiedner Auflösung fähig. Wohl die nächstliegende Uebersetzung wäre gewesen: „Lippen, deren Rot verteilt ist auf die runde Mitte.“ Das giebt aber keinen ordentlichen Sinn.

[3]) D. h. sie sind sehr dunkel.

[4]) Die uns natürliche Anschauung, körperliche Schönheit sei nur der Ausdruck der Schönheit der Seele, findet sich oft genug bei den Hindus ausgesprochen. So wird Kumāras. V, 36 das Sprichwort: „Pāpavṛittaye na rūpam“ d. h. „Die Schönheit paart sich nicht mit schlechtem Wandel,“ als sehr richtig dargestellt, und Mallinātha führt aus den zahlreichen geflügelten Worten, die dasselbe behaupten, zwei weitere an: Yatrākṛitis tatra guṇāḥ. „Wo schönes Aeussere, da ist Tugend“ (Tugend freilich mehr im ältern Sinne, nicht in einem viel bei uns gebräuchlichen) und: Na surūpāḥ pāpasamācārā bhavanti „Schöngestaltete handeln nicht schlecht.“ Vgl. Spenser:

For of the soul the body form doth take:
For soul is form and doth the body make,

und Charles Lamb, Last Essays of Elia, wo er über diese Strophe spricht.

[5]) Auch die Ansicht, dass der geheimnisvolle Zug unsers Herzens zu einer bestimmten Person uns sicher leite, kommt oft in der indischen Litteratur

den, der ohne Ueberlegung handelt, fallen unausbleiblich eine ununterbrochene Reihe Reuegefühle."

Mit diesem Gedanken fragte er sie freundlich: „Meine Beste, besitzest du vielleicht die Geschicklichkeit, vermittelst dieses Prastha Reis mir ein vollkommenes Mahl vorzusetzen?" Drauf ward von dieser die alte Dienerin bedeutungsvoll angeblickt. Sie nahm aus seiner Hand das Prastha Reis und liess ihn, nachdem sie ihm die Füsse gereinigt hatte, auf einem wohlbesprengten und gekehrten Platze der Veranda niedersitzen. Das Mädchen dorrte den Duftreis mässig in der Sonnenglut[1]), wandte ihn auf ebenmässigem Boden immer wieder um, fuhr mit dem Rücken des Stengels sanft, sanft darüber hin und sonderte so die Reiskörner von allen Hülsen. Und sie sprach zur Amme: „Mutter, die Goldschmiede bedürfen diese Hülsen, die zur Reinigung von Schmuckgegenständen taugen. Gieb ihnen die und bring um die Kākiṇīs (best kleine Münze), die du dafür kriegst, sehr

zum Ausdruck. Siehe z. B. Jāt. No. 237; No. 68. An der letztgenannten Stelle heisst es:

Auf wen der Sinn sich niedersenkt,
Zu wem das Herz dich freudig drängt —
Und sahst du nie zuvor den Mann —
Vertraue dem du frei dich an.

Die trotz alledem und alledem rätselhafte Erscheinung, dass uns gewisse Menschen beim ersten Anblick abstossen, andre anziehen, und dass unsere erste divinatorische Beurteilung so oft viel richtiger ist, als das, was wir bei näherer Bekanntschaft gefunden zu haben vermeinen, erklärt sich dem Hindu vor allem aus seiner „Seelenwandrungslehre;" bei ihm überdauert die Liebe wirklich den Tod, bleibt als Eindruck, Disposition durch alle Weltenalter in dem nicht sterbenden Prinzip und führt die, die einmal in Liebe beisammen waren, immer wieder zur Vereinung. Auch bei der Brautwahl führt der alte Inder, wie hier, oft das Argument ins Feld, das man dem Drange des Herzens folgen solle. So heissts sogar am Ende des erten Paṭala im Gṛihyasūtra des Apastamba: Yasyām manaçcakshushor nibandhas, tasyām ṛiddhir, netarad ādriyeta. „An welcher Herz und Auge hängt, bei der ist Glück; auf andres achte man nicht." In der Çakuntalā (ed. Böhtlingk S. 11) spricht der König:

Gewiss ist sie zum Weib des Kriegers würdig,
Da sehnlich sie mein edler Sinn begehrt:
In Dingen, wo der Zweifel walten kann,
Bestimmt die Guten ihres Herzens Regung.

Kathās. Tar. 112, çl. 86, 87.

[1]) saṃkshudya fehlt bei Wilson und bei Peterson.

harte, nicht zu nasse und nicht zu dürre Holzscheite, einen eine mässige Quantität kochenden Kochtopf und zwei [168] flache irdene Schüsseln!" Als die also gethan hatte, schlug das Mädchen in einem Mörser aus Kakubhaholz mit nicht zu tiefer, flach ausgestreckter, weiter Höhlung vermittelst eines langen schweren Stössels aus Khadiraholz, der am Ende mit einem dünnen Eisenstreifen umreift, dessen Leib ebenmässig war und dessen Dünne in der Mitte sich erschliessen liess[1]), diese Reiskörner aus, indem sie in geschicktem und lieblichem Hinab- und Hinaufführen ihren Arm sich mühen liess und indem sie mit den Fingern wiederholt (Körner) herausnahm und herausnahm, putzte dann mit einer Getreideschwinge die Grannen der Körner weg, wusch die Reiskörner und warf sie dann in kochendes Wasser, das fünfmal so viel war wie der Reis, nachdem sie dem Ofen die Ehrenspende gegeben hatte[2]). Als die Reiskörner, die in ihren Bestandteilen sehr lose geworden waren, emporbrodelten und den Zustand einer Knospe überschreiten wollten, dämpfte sie das Feuer und liess, den oberen Deckel auf den Kochtopf gelegt, den Reisschleim abfliessen. Als sie mit einem Löffel (das Gekochte) umgerührt und mässig umgedreht hatte, stellte sie, da die Reiskügelchen gleichmässig gekocht waren, den Kochtopf, die Mündung nach unten gekehrt, hin. Das Brennholz, dessen innere feste Bestandteile geblieben waren, begoss sie mit Wasser, löschte so ihr Feuer und machte sie so zu schwarzen Kohlen und schickte sie denen, die sie bedürfen. „Gieb die Kākiṇīs, die du für diese kriegst, hin und bringe Gemüse, Butter, saure Milch, Öl, Myrobalenfrüchte und Tamarindenfrucht, so viel du eben kriegst!" Als das von dieser (Dienerin) ausgerichtet war, bereitete sie zwei drei Arten Zukost, kühlte den Reisschleim, den sie in eine der neuen flachen irdenen Schüsseln in nassen Sand stellte, durch überaus sanftes Fächerwedeln, salzte ihn, verlieh ihm Wohlgeschmack dadurch, dass sie auf Kohlen Räucherwerk verbrannte, machte auch die feinzerstampfte Myrobalanen-

---

[1]) Erschliessen, weil sie ihn mit ihrer Hand an der Mitte gefasst hielt.

[2]) Peterson bemerkt: „A custom still observed. The cook throws a few grains of rice upon the fire before putting the pot on. So Jewish bakers put a little of the dough into the oven."

frucht lotosduftig und trieb jenen durch den Mund der Amme an zum Bade.

Während er von dieser, die sich durch ein Bad gereinigt hatte, mit Öl und Myrobalane bedient wurde, badete er sich allmählich. Gebadet setzte er sich auf eine Bank auf dem erst besprengten und dann gekehrten Estrich und rührte die beiden flachen irdenen Schüsseln an, die auf ein blassgrünes Blatt vom Bananenbaum auf dem Hofe, das so geschnitten war, dass nur der dritte Teil davon übrig blieb[1]), hingestellt waren. Sie aber [169] brachte zuerst den Reisschleim. Und als er getrunken hatte, sass er da, von der Wegermattung befreit, fröhlich, kühl betaut an allen Gliedern. Darauf gab sie ihm zwei Löffel Reismus und brachte dann ein wenig zerlassene Butter, Suppe und Zukost. Und sie liess ihn mit saurer Milch, die sie mit einem Gemisch der drei Gewürze (d. i. Zimmt, Kardamomen, Muskatnuss) bestreut hatte, duftiger und kühler Buttermilch und ebensolchem sauren Reisschleim die übrige Reisspeise essen. Im Uebrigen sättigte er sich an dem grünen Gemüse[2]). Und er bat um etwas zu trinken. Da liess sie in einen neuen Krug gefülltes, mit Agallochumräucherwerk durchräuchertes[3]), mit frischen Bignonienblüten parfümiertes, von der (um den Krug geschlungenen) Lotosblumenumwindung duftiges Wasser in einem wie aus einer Röhre kommenden Strome herabfallen. Er aber trank aus der an den Mund gesetzten Schüssel in tiefen Zügen das klare Wasser, indem seine Augenwimpern durch die schneekalten Tropfen hoch sich emporhebend wie eine Morgenröte erschienen, und dabei ward sein Ohr durch den Ton des fallenden Stromes erfreut, seine Wange rauh von den, über dem angenehmen Berührungsgefühl sich emporsträubenden, Härchen, sein Nasenspalt,

[1]) Oder: „Das aus dem dritten Theil zurechtgeschnitten war.“ Grammatisch möglich wäre auch: „das so geschnitten war, das nur drei Teile davon übrig blieben.“ Doch das entspräche wohl der Sache nicht. Sogar als Teller gebrauchen heute noch die Bauern in Indien Blätter. Schlagintweits Indien I, 102.

[2]) Ob andhas diese Bedeutung hat, weiss ich nicht sicher. Aber es scheint hier so etwas zu bedeuten: denn man erfährt ja sonst nicht, was aus dem Gemüse geworden ist, dass die haushälterische Maid hat kaufen lassen. Die Erklärung der Scholiasten: odanam (Mus, Brei) scheint hier wenig angebracht.

[3]) Wilson, Tarkavacaspati und Peterson lesen: navabhṛiṅgārasambhṛitam aguru. —

durch die Flut von Wohlgeruch auseinandergedrückt, weit geöffnet, sein Geschmackssinn durch vorzügliche Süssigkeit gewonnen. Nachdem er dem Mädchen durch Kopfschütteln das Zeichen gegeben hatte, aufzuhören, gab sie ihm weiter in einem andern Kruge Wasser zum Mundausspülen.

Nachdem sie durch die Alte die Ueberbleibsel hatte wegbringen lassen, legte sie auf den mit grünem Kuhmist bestrichenen Estrich ihren eigenen Lappen von Obergewand dazwischen hin und schlief einen Augenblick.[1]) Und der Erfreute freite in gesetzlicher Weise das Mädchen und nahm sie mit. Als er sie in sein Heim geführt hatte, machte er, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, eine Hetäre zu seinem Weib. Auch ihr wartete sie auf wie einer lieben Freundin.[2]) Und ihrem Gatten diente sie unermüdet wie einer Gottheit. Und die Hausgeschäfte besorgte sie vollkommen. Und die Dienerschaft machte sie, eine Schatzkammer voll Freundlichkeit, sich ganz unterthänig. Und von ihren Vorzügen bezwungen, stellte ihr Gatte das ganze Haus

[1]) Das Subjekt ist nicht recht klar. In Anbetracht des Befehls an die Dienerin und des zerlumpten Obergewands schien mir die arme Schöne selbst gemeint zu sein. Andrerseits aber erwartet man wohl nicht, dass sie, sondern dass der Gast jetzt ein Schläfchen mache. Als herumziehender Wahrsager und aus sonstiger Berechnung wird der Freier wohl sehr bettelhaft erschienen sein. Man lese also im Texte vielleicht lieber „er“ und „seinen“ für „sie“ und „ihren.“

[2]) Diese himmlische Milde war nicht immer bei den altindischen Frauen zu finden. Gar manche plagten ihre Mitweiber bis aufs Blut; Zank im Harem war natürlicherweise nicht selten. Eine besonders anschauliche Schilderung der Streiche, die da oft die eine der andern spielte, haben wir Petavatthu II, 3. Hier bekennt eine aus dem Totenlande als Gespenst zu ihrer frühern Mitgattin zurückgekehrte Frau dieser selber: „Ich war zornmütig, rauh, voll Neid und Eifersucht . . . . und führte böse Reden.“ — „Am Haupt gebadet warst du, in glänzendem Gewande, geschmückt; auch ich war von dir noch mehr geschmückt worden als du. Da redetest du, während ich zuschaute, mit dem Gatten. Da entstand in mir grosser Neid und Zorn. Darauf nahm ich Staub und bewarf dich ganz damit.“ — „Um Heilkräuter zu holen, gingen wir beide in den Wald. Du brachtest Heilkraut und „Affenkrätze“ (kapikacchu, mucuna pruritus, die Früchte sind, wie der Komm. sagt: dupphassa „unangenehm zu berühren“). Die streute ich, ohne dass du es wusstest, in dein Bett.“ — „Es war eine Gesellschaft von Freunden, eine Zusammenkunft von Verwandten, und du warst geladen, ich aber mit dem Gatten nicht. Während du es nicht wusstest, nahm ich dir das Kleid weg und versteckte es.“ — „Dein Parfüm, deine Kränze und deine neu gekaufte Salbe warf ich in die Exkrementengrube.“

[170] unter ihre Botmässigkeit und, nach Leib und Leben ganz von ihr abhängig, genoss er die Dreiheit (d. i. Nutzen, Vergnügen und Tugend). Drum sage ich: „Dem Hausherrn lieb und gut ist Frauentüchtigkeit."

Darauf von ihm befragt, erzählte ich die Geschichte der Nimbavatī: „Es giebt unter den Saurāsbṭras eine Stadt mit Namen Valabhī. In ihr lebte die Tochter eines Gṛihagupta geheissenen, dem Fürsten der Guhyakas (dem Kuvera) an Vermögen gleichstehenden Schifferherrn. Ratnavatī war sie geheissen. Von Madhumatī kam der Sohn eines Karawanenherrn, namens Balabhadra, herbei und führte sie um das Feuer (d. i. heim). Von dem jungen Weibe aber in der Heimlichkeit heftig am Glück der Lustvereinigung verhindert, fasste er sofort einen gar nicht kleinen Hass gegen sie. Er wollte sie nicht wiedersehen. Ohne auf die hundert Reden der Freunde zu achten, vermied er aus Scham es sogar, in ihre Wohnung zu gehen. Die Unglückliche behandelten von da an die eigenen und die fremden Leute mit Geringschätzung, indem sie sprachen: „Das ist nicht eine Ratnavatī (Juwelenreiche), sondern eine Nimbavatī (reich an der (bittern) Nimbafrucht)."

Nach Verlauf eines Zeitraums sann nun die Reuegequälte: „Was giebts für einen Ausweg für mich?" und so besuchte sie eine alte Bettelnonne, die an ihr Mutterstelle vertrat, indem sie ihr mit Blumen, die von einem Gottesdienste übriggeblieben waren, aufwartete. Vor ihr weinte sie im Geheimen kläglich. Von ihr, die auch Thränen im Gesicht hatte, auf vielfältige Weise beschwichtigt und nach dem Grunde des Weinens gefragt, sprach sie, obwohl sie sich schämte, doch um der Wichtigkeit der Sache willen, mit Müh und Not also: „Mutter, was soll ich sagen! Vom Manne nicht geliebt sein, ist bekanntlich ein lebendiger Tod für die Weiber, besonders für Frauen aus gutem Hause. Ich bin ihm zum Opfer gefallen. Die Verwandtschaft sogar mit der Mutter an der Spitze sieht mich mit Verachtung an. Drum bringe es dahin, dass mein Gatte mich gern sieht. Wenn nicht, so will ich jetzt gleich mein nutzloses Leben lassen. Und bis zu meinem Tode soll man mein Geheimnis nicht hören." Mit diesen Worten fiel sie ihr zu Füssen. Sie hob sie auf und sagte unter emporquellenden Thränen: „Kind, entschliesse dich

zu keiner gewaltsamen That! Hier bin ich, [171] ganz deinem Befehle gehorsam. Solange du mich gebrauchst, stehe ich niemand anders zur Verfügung. Wenn du von Ekel gegen die Welt erfüllt bist, so übe Askese, von mir geleitet, zum Heile in der andern Welt! Ist dies denn nicht die Folge früherer Uebelthat[1]), dass du von diesem Äussern, solchem guten Charakter, so edler Geburt begleitet, ganz unversehens dem Gatten verhasst geworden bist? Wenn es irgend ein feines Mittel giebt, diese Feindseligkeit von Seiten des Gatten zurückzuwenden,[2]) so zeige es; denn dein Verstand ist sehr scharf."

Da antwortete jene mit Müh und Not, nachdem sie gesenkten Hauptes einen Augenblick nachgedacht hatte, mit einem langen tiefen Seufzer also: „Ehrwürdige, der Gatte ist die einige Gottheit der Frauen, besonders derer, die von gutem Hause stammen. Drum muss etwas gethan werden, was zu einem Mittel führt, durch welches ich ihm Gehorsam weihen kann. Wir haben einen Kaufmann zum Nachbar; an edler Herkunft, Reichtum, Vertraulichkeit mit dem König übertrifft er alle Stadtbürger. Seine Tochter, Kanakavatī mit Namen, ist mir an (allen) Gliedern gleichgestaltet und meine äusserst liebevolle Freundin. Mit ihr zusammen will ich auf dem flachen Dach ihres Palastes, sogar doppelt so sehr geschmückt wie sie, lustwandeln. Du aber musst irgendwie meinen Gatten, indem du sagst, ihre Mutter bäte ihn flehentlich,[3]) zu ihrem Hause herbeibringen. Und wenn ihr in die Nähe gekommen seid, will ich, dem Anscheine nach aus Uebermut im Spiel, den Spielball hinunterfallen lassen. Dann nimmst du ihn, giebst ihn in seine Hand und sagst: „Sohn, das ist Kanakavatī, die Freundin deiner Gattin, die Tochter des Nidhipatidatta, des ersten aller Gildemeister. Sie tadelt dich mit den Worten: „Der Unbeständige! Der Unbarmherzige!" wegen der Ratnavatī über die Maassen sehr. Drum muss dieser Ball

[1]) D. h. in früherem Dasein begangen.

[2]) Mein Ausdruck ist absichtlich zweideutig, wie das Original. Die Bettelnonne will schlau beide Möglichkeiten offenlassen, ihr Wort zu verstehen. patidrohapratikriyāyai kann heissen: „diese Feindschaft von Seiten des Gatten zu beseitigen, ihr abzuhelfen" oder . . . . „ihm zurückzugeben, ihm heimzuzahlen."

[3]) sakaruṇam könnte auch Adverb sein: „indem du flehentlich (kläglich) sagst, ihre Mutter bäte ihn."

als Widersachergut zurückerstattet werden.“ Also angeredet wird er sicherlich das Gesicht hinaufrichten und, indem er mich für jene liebe Freundin hält, auf meine mit gefalteten Händen vorgebrachte Bitte und auf dein weiteres Verlangen hin voll Begierde ihn mir überliefern. Durch diese Bresche musst du dich an ihn machen, Liebesleidenschaft in ihm entflammen und sodann es dahin bringen, dass er zu einem Stelldichein mit mir kommt und mit mir in eine andre Gegend geht.“[1])

Von der Bettelnonne, die mit Freuden darauf einging, ward es also bewerkstelligt. Drauf [172] nahm Balabhadra, von der alten Asketin getäuscht, in der Meinung: „Es ist Kanakavatī“ sie mit Edelstein, Vermögen und Schmuck und ging des Nachts bei dichter Finsternis in die Fremde. Die Asketin aber brachte das Gerücht in Umlauf: „Balabhadra hat mir vorigen Tages mitgeteilt: „Ich Schwachsinniger habe grundlos die Ratnavatī missachtet, die Schwiegereltern verletzt, mich über die Freunde hinweggesetzt. Drum schäme ich mich, hier gemeinsam (mit ihnen) zu leben.“ Gewiss hat er jene fortgeführt, und dies wird bald deutlich zu Tage treten.” Als ihre Verwandten das hörten, gaben sie sich nur schwache Mühe, sie zu suchen. Ratnavatī aber nahm sich auf dem Wege eine Lohndienerin, liess von ihr den Reiseproviant und die übrige Ausrüstung tragen, und begab sich nach Kheṭakapura[2]). Und dort erwarb der handelsgeschickte Balabhadra mit nur geringem Kapital grossen Reichtum. Und er zählte zu den ersten der Bürger.

Infolge seines Vermögens kam mehr Dienerschaft zusammen. Da fuhr er jene erste Magd rauh an: „Du thust nichts; was du siehst, das stiehlst du; unangenehme Dinge sagst du!“ und er schlug sie sehr. Die Dienerin aber verriet, von Zorn erfasst, einen Teil seiner Geschichte, die er ihr in einer huldvollen Stunde erzählt hatte. Als der geldgierige Polizeimeister das gehört hatte, schalt er heftig vor den Bürgern: „Nachdem dieser Dummkopf (oder: Bösewicht) Balabhadra die Tochter Nidhipati-

[1]) Nach der Auffassung des Komm. müsste man wohl übersetzen: „Du musst es dahin bringen, dass er durch diese Bresche sich mir nähert, seine Leidenschaft erklärt, mit mir ein Stelldichein zustande bringt und sodann, mich mit sich nehmend, in ein anderes Land geht.“

[2]) Oder: „begab sich in eine kleine Stadt.“ So der Kommentar.

dattas, die Kanakavatī, durch Diebstahl weggenommen hat, wohnt er nun in unsrer Stadt. Ihr sollt es nicht hindern, dass ihm all das Seine genommen wird." Und zu dem erschrockenen Balabhadra sagte Ratnavatī: „Du brauchst dich nicht zu fürchten! Sprich: dies ist nicht Nidhipatidattas Tochter Kanakavatī. Sie ist Grihaguptas Tochter, Ratnavatī genannt, in Valabhī von ihren Eltern mir gegeben und in rechtmässiger Weise von mir geheiratet. Wenn ihr das nicht glaubt, so sendet einen Kundschafter hin zu ihren Verwandten!" Als aber Balabhadra also gesprochen hatte, blieb er unter der Bürgschaft seiner Gilde, bis Grihagupta brieflich Kunde aus jener Stadt erhielt, nach Kheṭakapura kam und seine Tochter samt seinem Schwiegersohne hocherfreut wieder zurückführte. Da nun Balabhadra in solcher Ansicht die Ratnavatī für Kanakavatī gehalten hatte, so war sie ihm überaus lieb geworden. Drum sage ich: „Die Liebe ist ja Vorstellung."[1])

Gleich darauf fragte er nach der Geschichte der Nitambavatī. Ich sprach: [173] „Es giebt unter den Çūrasenas eine Stadt, namens Mathurā. Dort lebte ein Sohn von gutem Hause,[2]) den Künsten und den Huren überaus zugethan; seiner Freunde wegen hatte er schon durch seinen Arm gar manchen Streit hinausgeführt; und deshalb ward er Kalahakaṇṭhaka (Haderdorn) von harten Leuten geheissen. Er sah einmal in eines zugereisten Malers Hand ein Gemälde. Ein dort im Bilde dargestelltes junges Weib machte durch den blossen An-

---

[1]) Die Petersburger Wörterbücher geben diese Bedeutung für saṃkalpa nicht. Auch der ind. Komm. erklärt: saṃkalpaḥ niçcayaḥ. Dass aber der gewöhnliche Sinn des Wortes hier unmöglich ist, lehrt die Erzählung selber. Ich nahm deshalb schon bei der ersten Lektüre der „zehn Prinzen" hier die Bedeutung: „Vorstellung" an, und ich habe seitdem gefunden, dass wenigstens in den Yogaschriften dies ein ganz gewöhnlicher Gebrauch des Wortes ist. So Haṭhayogapradīpikā IV, 7, 32, 58, 101; Rāma çāṃtim. IV, 58:

Saṃkalpamātrakalanaiva jagat samagram;
Saṃkalpamātrakalanaiva manovilāsaḥ u. s. w.

(Nur ein Werk unsrer Vorstellung allein ist die ganze Welt; nur ein Werk unsrer Vorstellung allein ist das Spiel des Geistes).

[2]) Kulaputra bedeutet nach der Bhūshaṇā, Laghudīpikā und wohl auch der Padacandrikā hier „Çūdra." Wilson hat wohl daher seine ebendahin lautende Erklärung.

blick schon des Kalahakaṇṭhaka Gedanken zu Liebeskranken. Und er sprach zu jenem: „Mein Bester, widerspruchsvoll erscheint dies. Denn bei einer Frau aus gutem Hause ist solche Schönheit schwer zu finden, und ihr geneigtes Haupt verkündet ihre edle Herkunft, und bleich ist die Farbe ihres Mundes (Gesichts?), und ihr Leib ist reizend als einer, der noch nicht gar viel genossen worden ist, und von Ueppigkeit ist ihr Blick erfüllt. Und sie ist keine, deren Gatte verreist ist, denn man sieht nicht die Zeichen einer solchen Verreisung: den Zopf u. s. w. Auch ist hier das auf der rechten Seite befindliche Zeichen (d. i. Nägelwunde vom Liebesgenuss). Drum muss diese irgend eines alten, nicht allzu manneskräftigen Kaufmanns Hausfrau sein, die Qualen erduldet, weil sie nicht die gehörige Beiwohnung erhält; und du musst sie infolge deiner übermässigen Geschicklichkeit, grade wie du sie gesehen hast, gemacht haben."

Nachdem er (der Maler) diesen gepriesen hatte, berichtete er: „Das ist wahr. Die Frau des Karawanenführers Anantakīrti in der Avantistadt Ujjayinī ist dies, mit Recht Nitambavatī (die Hinterbackenreiche, mit grossen schönen Hinterbacken Begabte. *καλλίπυγος*) genannt, von mir, der ich über ihre Schönheit staunte, so gemalt."

Auf der Stelle wurde er (Kalakaṇṭhaka) ganz toll und wanderte nach Ujjayinī, sie zu sehen. Er stellte sich als Astrolog und bekam sie zu sehen, indem er unter dem Vorwande, ein Almosen zu erbetteln, ihr Haus betrat. Durch ihren Anblick von übermässig gewachsener Liebespein erfüllt, ging er hinaus und bat die Bürgerhäupter um den Wachtdienst an der Leichenstätte. Und er bekam ihn. Und mit den dort erlangten [174] Totenbedeckungstüchern u. s. w. beehrte er eine Bettelnonne (çramaṇikā), namens Arhantikā. Und durch ihren Mund lud er die Nitambavatī ein. Sie aber schalt jene aus und wies sie zurück. Als er aus dem Munde der Bettelnonne erfuhr, dass des edelgeborenen Weibes guter Charakter schwer zu Falle zu bringen sei, belehrte er die Botin im Geheimen: „Tritt wieder zur Frau des Karawanenführers und sprich im Verborgenen: „Dass ein Mensch wie meinesgleichen, der aus der Erkenntnis der Uebel des Geburtenkreislaufs (saṃsāra) sich der religiösen Kontemplation hingegeben hat, den guten Charakter edelgeborner Frauen zu

stürzen sich anschickte, wie schickte sich das! Ich habe aber diese Probe angestellt in dem Gedanken: „Hat auch an dich, die du mit herrlichem Reichtum, überirdischer Wohlgestalt und der ersten Jugendblüte gesegnet bist, die bei andern Frauen so leicht zu findende Flatterhaftigkeit gerührt oder nicht?“ So bin ich durch solche deine Unverdorbenheit hoch befriedigt worden. Ich wünsche dir jetzt Nachkommenschaft geboren zu sehen. Dein Gemahl aber, von irgend einem Dämon besessen, ist immer schwach vor Gelbsucht und im Liebesgenuss unfähig gewesen. Und es ist nicht möglich, von ihm Nachkommenschaft zu erhalten, wenn man das Hindernis nicht abstellt. Drum zeige deine Huld! Du musst allein in den Baumgarten kommen, in die Hand eines von mir herbeigeführten Besprechers ganz verborgen deinen Fuss legen und mit diesem, wenn er ihn besprochen hat, deinen Gemahl auf die Brust stossen, indem du dich stellst, als seist du von Liebeszorn ergriffen. Darauf wird er die zur Erzeugung starker Nachkommenschaft taugliche höchste Vollkraft der Liebesbestandteile gewinnen. Er wird dir, o Herrin, wie einer Göttin zu Willen sein. Hier ist kein Bedenken zu hegen.“ Also angeredet, wird sie offenbar drauf eingehen. Des Nachts bringst du mich in den Baumgarten und bringst dann auch sie herein. Mit so viel nur möge ich von dir begnadet werden.“

Sie brachte jene dahin, vollkommen darein zu willigen. Ueberaus freudig ging er in eben dieser Nacht in den Baumgarten, riss, indem er sich den Anschein gab, als berühre er die durch die Bemühung der Fessellosen (Nonne, Nirgranthikā) herbeigeführte Nitambavatī am Fusse, ihre eine goldne Fussspange an sich, ritzte sie mit einem Messer ein bisschen unten in den Schenkel und lief eiligst davon. Heftig erschrocken, ihre eigne [175] thörichte Handlung scheltend, wollte sie die Bettelnonne schier umbringen, wusch die Wunde in dem länglichen Teiche des Hauses, legte einen Tuchverband drauf und brachte dann, beständig auf ihrem Lager, in der Abgeschlossenheit drei vier Tage zu unter dem Vorgeben, sie sei krank, und indem sie auch die andre Fusspange entfernte.

Der Schelm begab sich mit jener Fussspange zu Anantakīrti und sprach: „Ich will sie verkaufen.“ Als der sie gesehen hatte, sagte er: „Dies ist meiner Hausfrau Fussspange. Wie bist du

dazugekommen?“ Und da er nichts sagte, so befragte er ihn hartnäckig. Dieser aber bestand darauf: „Ich will es vor der Gemeinde der Kaufleute sagen.“ Jener liess nun seiner Hausfrau melden: „Schicke deine beiden Fussspangen!“ Und voll Scham und Bangigkeit sandte sie die andre Spange mit den Worten: „Als ich heute Nacht in den Baumgarten gegangen bin, um auszuruhen, da ist mir die eine Spange, deren Rand los war, hinabgefallen. Obgleich gesucht, ward sie doch noch nicht gefunden. Hier aber ist die zweite.“ Und auf diese Kunde hin ging der Kaufmann mit jenem zur Versammlung der Kaufleute. Und befragt verkündete der Schelm mit bescheidner Höflichkeit: „Es ist euch ja wohlbekannt, wie ich auf euern Befehl den Hain der Väter (d. i. die Leichenstätte) bewache und davon lebend hier wohne. „Habsüchtige möchten wohl einmal, da sie vor mir Angst haben, bei Nacht ihre Toten verbrennen“: in dieser Befürchtung lege ich mich auch die Nächte auf der Totenstätte schlafen. Des andern Tages sah ich ein schwarz aussehendes Weib einen halbverbrannten Toten vom Scheiterhaufen ungestüm an sich zerren. Indem ich aus Geldgier die Angst zurückdrängte, ergriff ich das Weib. Mit dem Messer habe ich sie durch Zufall unten am Schenkel etwas geritzt und von ihrem Fusse diese Spange an mich gerissen. In solcher Lage ist sie eiligen Ganges entflohen. So bin ich zu dieser (Spange) gekommen. Die Herren haben das Weitere zu entscheiden.“

Nach reiflicher Ueberlegung waren alle Stadtbürger einstimmig der Meinung, dass sie eine Çākinī (Art weiblicher Unhold) sei. Vom Gatten verstossen, ward sie auf eben jener Leichenstätte bei Nacht von dem Schelm ergriffen, als sie dort viel wehklagte und voll Verlangen, zu sterben, an einer Schlinge sich aufknüpfen wollte. Und er beschwichtigte sie: „Schöne, durch deine Erscheinung toll gemacht, habe ich viel schlaue Mittel, dich mir zuzuwenden, durch den Mund der Bettelnonne (bhikshukī) dir (als Schlingen) gelegt, da aber diese keinen Erfolg hatten, so habe ich dagegen dieses Mittel ausgeführt, um mit dir, als meinem ausschliesslichen Besitze, solange als ich lebe, der Liebeslust zu pflegen. [176] Drum sei huldvoll diesem deinem Sklaven, den sonstiger Zuflucht Beraubten.“ Mit diesen Worten fiel er ihr wieder und wieder zu Füssen, wandte hunderte

von lieben Worten an und machte sie, die sonst keinen Ausweg hatte, sich gefügig. Drum dies Wort: „Schweres auszuführen, ist Verstand das Mittel."

Als der Brahmarākshasa dies gehört hatte, erwies er mir Ehrfurcht. In eben diesem Augenblick fielen Perlen, so gross wie nicht allzu sehr entwickelte Punnāgaknospen, zusammen mit Wassertropfen, oben aus der Luft herunter. Als ich aber mit emporgerichteten Augen umherschaute, sah ich einen Rākshasa ein Weib mit zappelnden Gliedern mit sich fortreissen. „Wie raubt denn dieser ungezogne Unhold (eig.: Sohn der Nirṛiti, der Genie der Verwesung) ein Weib, obwohl sie kein Verlangen danach hat!" Bei diesem Gedanken litt ich heisse Qual, da ich nur schwache Kraft hatte, in der Luft zu gehen, und ohne Waffen war. Aber der mit mir verbundne Rākshasa schalt ihn mit den Worten: „Halt, halt, du Bösewicht! Wohin nimmst du diese mit fort?" erhob sich und ward mit dem Rākshasa handgemein. Sie aber, die aus Zorn rücksichtslos weggeworfen ward und wie eine Blütenrispe von der Unsterblichen Baume aus der Luft zu mir herabfiel, fing ich, das Gesicht emporgerichtet, mit ausgestreckten Armen auf. Als ich sie erfasst hatte, bebte sie, hatte die Augen geschlossen, durch das Lustgefühl der Berührung mit meinem Leibe sträubten sich die Härchen an ihrem Körper empor, und gradeso hielt ich sie fest, ohne sie zur Erde niederzulassen. Underdessen vernichteten die beiden einander mit Berggipfelstücken und ungestüm entwurzelten Bäumen und Faustschlägen und Fussstössen.

Ich hinwiederum liess das Mädchen an einem überaus weichen, mit angeschwemmtem Land versehenen, blumenstückgeschmückten Teichesufer nieder, und sie begehrlich betrachtend, sah ich, dass es meines Lebens einzige Geliebte, die Königsmaid Kandukāvatī war. Denn sie blickte, von mir getröstet, mich schräg an, und als sie mich wiedererkannt hatte, weinte sie kläglich. Und sie sprach: „Durch deinen Anblick, o Beschützer, bei jenem Ballspielfeste von Liebesleidenschaft ergriffen, ward ich dann von meiner Freundin Candrasenā nur durch Erzählungen von dir getröstet. Als ich hörte, dass du ja von meinem bösen Bruder Bhīmadhanvan mitten ins Meer versenkt worden wärst, da täuschte ich meine Freundinnen und meine Dienerschaft und

ging allein in den Lustwald, um dort das Leben zu lassen. Und dort hat sich dieser nach Belieben sich verwandelnde niedrige Rākshasa in mich verliebt. Als ich furchtsam seine Werbung zurückwies, [177] hat er mich, die Zuckende, gepackt und ist dahingeeilt. Und hier ward ein Ende mit ihm gemacht. Und ich bin durch Schicksalsfügung grade in deine Hand, in die Hand des Herren meines Lebens, gefallen. Heil dir!"

Als ich das gehört hatte, stieg ich mit ihr (den Berg) hinab und bestieg dann das Schiff. Als das Schiff gelöst war, kam es wieder, von dem jetzt in entgegengesetzte Richtung blasenden Winde getrieben, zurück grade nach Dāmaliptā. Und wir stiegen ohne Mühe aus.

„Infolge des Verlustes seines Sohnes und seiner Tochter und weil er sonst keine Nachkommenschaft hat, macht sich Tungadhanvan, der Gebieter der Suhmas, zusammen mit seinem Weibe daran, am Ufer der fleckenlosen Gaṅgā durch Enthaltung von der Nahrung in die Ruhe einzugehen. Mit ihm wünscht die treuergebne Welt der Alten unter den Bürgern, die sonst keinen Beschützer hat, zu sterben." Also hörten wir das Wehgeschrei der weinenden Unterthanen. Darauf erzählte ich dem Könige, wie sich alles zugetragen hatte und übergab ihm seine beiden Kinder. Von dem jetzt froh gewordnen Beherrscher Dāmaliptās wurde ich zu seinem Schwiegersohne gemacht. Und sein Sohn musste in Abhängigkeit von mir leben. Auf meinen Befehl liess er die Candrasenā, gleichsam sein Leben, fahren, und sie ward dem Koçadāsa zu teil. Darauf kam ich hieher, dem Siṃhavarman zu Hilfe, und geniesse das festliche Glück, dich, den Herrn, zu sehen."

Als Se. Majestät Rājavāhana dies gehört hatte, bemerkte er: „Wunderbar ist hier des Schicksals Gang. In günstigen Augenblicken ist herrlich die Mannesthat," und er liess dann weiterhin mit lächelnübergossnen Lippen auf Mantragupta das vor Freude weit aufgeblühte Auge fallen. Dieser nun erzählte, indem er mit seiner Lotoshand seinen Mund etwas bedeckte, seine Abenteuer, ohne einen Lippenbuchstaben zu gebrauchen, denn seine juwelengleiche Lippe war hart mitgenommen von dem Unglück der Wunden, die ihr die in wildem Ungestüm

(während des Liebesgenusses) daran gesetzten Zähne seiner lieblichen Geliebten beigebracht hatten.[1])

Also lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der sechste Abschnitt, genannt Mitraguptas Abenteuer.

7. Kapitel.

Mantraguptas Abenteuer.

„Nachdem du, o Sohn des Oberkönigs der Könige, in die Bergspalte gegangen warst, ging ich einmal zu den Kaliṅgas, um über dein Schicksal Kunde zu erlangen. Unter einem Waldbaume, an dem der Kaliṅgastadt nicht allzu nahen Leichenverbrennungsorte, setzte ich mich auf den Boden, auf dem ich mir durch hingebreitete frische Schosse [178] ein Lager gemacht hatte, nieder und schlummerte mit schlafergriffenen Augen ein. Als nun ein Dunkel wie das der Haarfülle der Kālarātrī[2]) hereinbrach, in der Mitternacht, wo nächtliche Unholde (rakshas) umhergehen, der Nebel hervorströmt, die Leute alle sich in ihren Bergungsstätten geborgen haben, und starke Kühle herrscht, da traf die überaus ängstliche Wehklage eines Dieners und einer Dienerin mein Ohr, mitten zwischen den äusserst dichten Baumzweigen heraustönend und den meine Augen küssenden Schlaf störend:[3]) „Wie durfte doch jener Schuft, der verschmitzte Zauberer, der seinen Auftrag geben will, grade wenn man der Liebeslust zu pflegen begehrt, uns von riegelloser Leidenschaft Gequälte, also der Gelegenheit berauben! O würde doch durch

---

[1]) Verwundungen mit den Zähnen und Nägeln an Lippen, Brüsten u. s. w. sind die feinste Würze des Liebesgenusses bei den Indern.

Die nun folgende Erzählung enthält also im Original keinen Lippenbuchstaben. Infolgedessen muss sich der Autor oft recht umständlich ausdrücken. Wollte ich die im Sanskrit häufig schon genügend verzwickte Ausdrucksweise nicht noch verzwickter machen, und wollte ich philologisch treu übersetzen, so musste ich hier von der Nachahmung dieses stilistischen Eiertanzes absehen.

[2]) „Die Schreckensnacht am Ende der Welt. Häufig personificiert und mit der Durgā identificiert“ P. W.

[3]) Wilson und Peterson haben besser: — nirbhrādi netranimṣanīṃ nidrāṃ nigṛihṇat.

irgend jemand von unendlicher Kraft diesem elenden Hexenmeister ein Strich durch seine Zaubermacht gemacht!"

Als ich das gehört hatte, ward mein Herz von dem Verlangen erfasst, zu sehen, was das für ein Zauberer, was für eine Zaubermacht wäre, und was dieser Diener thäte; und nachdem ich in der von dem Diener gegangenen Richtung eine Strecke gegangen war, sah ich einen, dessen Leib mit flimmernden Menschenknochenstücken als Schmuck bedeckt war, der sich mit dem Staub von den völlig verzehrten[1]) Kohlen feuerverbrannter Scheiter (d. i. mit Asche) bemalt hatte,[2]) der Flechten trug anzusehen wie die Blitzranke, und der in ein Feuer, das ein Rākshasa (Zerstörer, verschlingender Unhold) war für die Finsternis des Waldbezirks[3]) und dessen Flamme durch die Verzehrung des augenblicks ergriffnen verschiednen Brennholzes emporhüpfte — mit der linken Hand unaufhörlich knitternden und knatternden Sesam, weissen Senf u. s. w. hineinstreute. Vor ihm stand mit gefalteten Händen und mit den Worten: „Gieb deinen Befehl; womit kann ich dir dienen?" der Diener. Und von dem überaus niedrig Gesinnten ward ihm befohlen: „Geh, bring, Kardanas des Kaliṅgakönigs Tochter, die Kanakalekhā, aus dem Mädchenharem hieher!"

Der that also. [179] Darauf packte der Zaubrer sie, die in

[1]) Wörtlich: „Dessen Körperschminke zustande gebracht worden war mit Staub der Kohlen der Vollendung feuerverbrannter Scheiter, d. h. mit dem Staube (Asche), der aus den Kohlen kam, und zwar aus den Kohlen, welche aus der Vollendung (dem Tode) der feuerverbrannten Scheiter entstanden. Zuerst werden die Scheiter zu Kohlen und sterben so als Scheiter, verlieren ihre Scheiterindividualität; die Kohlen verbrennen dann auch, und es bleibt nur ein gewisser Staub, den wir Asche nennen. Weniger wahrscheinlich könnte man nishṭhāṅgāra zusammennehmen: „Vollendungskohlen (d. h. völlig vollendete, verzehrte) Kohlen feuerverbrannter Scheiter." So fasste ichs in der Uebersetzung, um einen einigermassen lesbaren Satz zu gewinnen. Der Ausdruck ist ein Beispiel davon, welcher Mittel Daṇḍin sich manchmal bedienen muss, um die Labialen zu vermeiden: Der langen Rede kurzer Sinn ist ja einfach: „Asche." Aber die Sanskritwörter dafür (bhasma, bhūti, vibhūti) darf er nicht gebrauchen, da sie Lippenbuchstaben enthalten.

[2]) Çivaitische Büsser tragen Menschenknochen und bestreuen ihre Glieder mit Asche.

[3]) Oder: „um das die Rākshasas des Walddunkels schwebten." Wohl minder wahrscheinlich.

gewaltigem Schreck, mit thränenrauher Stimme und sehnsuchterfasstem Herzen: „Weh, Vater! Weh, Mutter!“ schrie, an ihren dichten Haaren, auf denen der um den Scheitel getragne Kranz zerknüllt und welk und das Band zerrissen war, und machte Anstalten, ihr mit einem, an einem Stein geschärften Schwerte den Kopf abzuhauen. Wuppdich! riss ich das Messer aus seiner Hand an mich, hieb ihm damit den Kopf ab, mit dem dichten Flechtennetz daran, und steckte selbigen in eine Spalte im Stamme eines nahebei stehenden morschen Baumes. Als der Rākshasa (der „Diener“) das mit angesehen hatte, erzählte er hocherfreut, entschwundenen Schmerzes: „Edler, weil uns dieser filzige Nickel so scharnickelte, kam uns nie der Schlaf in die Augen. Er drohte und schreckte und befahl das Unmögliche. Darum hast du hier, der du eine Anhäufung des Guten bist, etwas höchst Treffliches gethan, dass du diese Krähe von einem Menschen in die Stadt des vom Heissstrahligen Erzeugten[1]) gebracht hast, damit er erfährt, wie die Höllenqualen schmecken. Drum begehre ich irgend einen Befehl von dir, dem Behälter der Barmherzigkeit mit unendlichem Glanze Begabten auszuführen. Gieb Anweisung; genug der Zeitverschwendung!“ Mit diesen Worten verbeugte er sich.

Und ich wies ihn an: „Freund, dies ist die von guten Menschen eingehaltne Art und Weise, dass sie auch bei der kleinsten Veranlassung die grösste Ehrerbietung und Erkenntlichkeit zeigen. Wenn das nicht gegen deinen Wunsch ist — diese Rundschlankgliedrige ist, obwohl sie keine Pein verdient, von jenem Verüber vieler unziemlichen Dinge über die Maassen gepeinigt worden — so bringe sie in ihre eigne Behausung. Sonst giebts nichts weiter, womit du mein Herz [180] gewinnen könntest.

Als sie nun das gehört hatte, bewegte sie das gleichsam zu einer oben auf das Ohr hingeschmiegten blauen Lotosblume werdende, mit unruhigem Augensterne begabte Auge etwas schräge herübergewendet, liess die wie der Bogen des Fischbannerigen (Liebesgottes) gekrümmten, auf ihrer Stirne als Bühne tanzenden Augenbrauenranken in lieblich lustspielender

[1]) Der Heissstrahlige ist der Sonnengott, sein Sohn, Yama, der Höllenfürst.

leichter Lässigkeit tändelnd gaukeln; auf den Linien der roten Wangen sträubten sich die Härchen; indem sie zwischen leidenschaftlichem Verlangen und Verschämtheit schwebte, ritzte sie mit ihrer Fussspitze, die von dem Mondenschimmer des Glanzes der zur Seite gewendeten Nägel bedeckt war, den Erdboden, wobei sie das Lotosgesicht zur Seite kehrte; der zwischen ihrem Munde herauskommende äussert feine Wind verletzte ihre, (roten) jungen Schossen vergleichbaren Lippen, tilgte die Feuchtigkeit des auf ihren Brüsten befindlichen, von ihres sprühregengleichen Freudenthränenstromes Tropfennetze benetzten Sandels, flog so schnell wie die Pfeile des im Durchbohren seines Zieles, der Herzen, so geschickten Genossen der Rati (d. h. des Liebesgottes Kāma) und liess so den Mondenschein ihrer Zähne wie Wellen wallen; und solchergestalt brachte sie diese paar Laute hervor, lieblich leise wie ein Kokilaweibchen: „Edler, aus welchem Grunde wirfst du mich, deine Sklavin, nachdem du mich aus der Hand des Todes an dich gerissen hast, in das Liebesmeer mit seinem vom Winde der Leidenschaft erregten, bewegten Sehnsuchtswellen hinein, wie ein Blütenstaubkörnchen deiner Lotosfüsse? Also sollst du mich ansehen. Hegst du Mitleid gegen mich, so lass mich ausschliesslich die Verehrung deiner Füsse üben. Und wenn du dadurch ein Unglück befürchtest, dass bei deinem Aufenthalte im Harem das Geheimnis [181] heraussickerte — so etwas giebts nicht (davon kann gar nicht die Rede sein.) Denn ganz ergeben sind mir dort die Freundinnen und die Dienerinnen. Sie werden sich bemühen, dass niemand dies erfährt."

Und ich, von dem im Leibe Gebornen (dem Liebesgotte), der seinen Bogen bis an die Ohren gespannt hatte, im Herzen überaus erbarmungslos verwundet, von ihren Seitenblicken, diesen schwarzen Eisenfesseln, fest umstrickt, richtete den Blick auf das Gesicht des Dieners und sagte: „Wenn ich nicht thäte, wie diese, deren Schamgegend einem Wagenrade gleicht, mir sagt, so führte sie der Gott mit dem Delphinenbanner (Kāma) augenblicks in den unnennbaren Zustand (Tod). Und bringe du mich, zusammen mit dieser Gazellenäugigen, in die Mädchengemächer!"[1])

[1]) Petersons Text ist der richtigste: janaṃ cainaṃ sahānayā naya kanyāgṛihaṃ hariṇanayanayeti. Die Stelle ist aber wohl so zu verbessern (oder zu

Und ich ward von dem nächtlich wandelnden Unhold in die wie ein Herbstwolkennetz glänzende Mädchenwohnung gebracht. Dort harrte ich auf das Geheiss der Mondgesichtigen ein Weilchen an einer Stelle des Mondscheingemachs (d. h. eines Zimmers auf dem Dache), meine Festigkeit erschüttert durch ihren Anblick. Sie weckte, durch eine lässige Berührung mit der Handfläche einige nach Herzenslust schlafende Freundinnen und setzte sie von der Sache in Kenntnis [Oder: Und sie setzte einige Freundinnen, die nach Herzenslust schliefen und sich dann durch lässiges Reiben mit der Handfläche den Schlaf vertrieben, von der Sache in Kenntnis]. Darauf kamen diese nach Herzenslust herbei, legten ihr Haupt mir zu Füssen nieder, und indem ihre Augen vor strömenden Thränen weit geöffnet waren, und ihre Stimmen auf lieblich leise Weise klangen, so dass man zweifeln konnte, ob es nicht das Getöne von Bienenschwärmen an den Staubfädenspitzen der Kränze auf ihrem Scheitel wäre, sprachen sie sachte: ‚Edler, weil diese dir, dem die Sonne Ueberstrahlenden, zu Gesichte gekommen ist, deshalb ward sie nicht vom Tode erbeutet. Und sie ward dir von dem im Herzen Geborenen, der ehrwürdiger ist als ein Ehrwürdiger, gegeben, indem er das Feuer der Leidenschaft dabei zum Zeugen nahm.[1]) Drum schmücke du Lotosäugiger mit diesem glutzitternden wunderbaren Edelsteine dein wie die Gesteinfläche des [eines] Juwelenberges festes Herz. Und ihre Hügelbrüste haben ihre Bestimmung erfüllt, wenn du als völlig würdiger Genosse (der Maid) sie fest umarmst." Nachdem von den überaus gefälligen Freundinnen meine Liebesfesseln noch fester geknüpft worden waren, ver-

---

verbösern): janaṃ cainaṃ saha hariṇanayanayā nayānayā kanyāgṛiham iti. So bekommen wir ein Kunststück, wie es allein des Daṇḍin würdig ist, der uns in so manchem aus unserm Roman und noch mehr aus dem Kāvyādarça entgegentritt. Kanyayā in den drei andern mir vorliegenden Ausgaben ist nur durch eine Glosse in den Text gekommen. Vgl. namentlich Kāvyādarça III, 46.

[1]) Vor dem Feuer als Zeugen wurde das Mädchen von dem guru (Lehrer, Priester) dem Bräutigam hingegeben. Hier ist Kāma selber der Priester gewesen und das Feuer der Leidenschaft der geheiligte Zeuge. Ob garīyasā hier den Sinn hat, den ich ihm beilege, ist nicht ganz gewiss. Es könnte auch heissen „von dem Hochehrwürdigen" statt: von dem, der ehrwürdiger ist (als ein Ehrwürdiger) d. h. ein viel höherer Priester als der gewöhnliche Atharvanpriester, Hauspriester, der dies sonst besorgt.

einigte ich mich mit der Schwellgliedrigen und letzte mich in Liebeslust. [182]

In der Jahreszeit nun, wo das Herz derer, die von ihren Frauen getrennt sind, gepeinigt wird, wo die dichten Blütenstaubfäden welk werden durch die Berührung von seiten der gierigen Bienen, wo der Tilaka auf der Stirne der prächtigen Waldesgegend spielt (in prangenden Farben und wie bewegt)[1]), wo der liebliche körperlose König (Kāma) eine erwachte Karṇikārablüte als goldnen Sonnenschirm sich zueignet, wo die flatterhaften Knospen des Sahakāra vom Ungestüm des vom Süden kommenden Wagenlenkers des Feuers[2]) mit fortgerissen werden, wo reichliche Hauptrüstungen getroffen werden zum Kampfe gegen den Feind der Rotlippigen[3]), die in rote Liebesglut versetzt worden sind durch die liebliche Glut der Stimme des schwarzen Eigebornen (des Kokila), wo die Liebesleidenschaft, die der schüchternen Maide Inneres durchdringt, die Scham überspringt, wo der durch die Umschlingung des Sandels am Darduragebirgsabhang[4]) kühl gewordne Wind als Tanzlehrer die verschiednen Ranken ihre Tanzspiele aufführen lässt, — da gab sich einmal der Kaliṅgakönig mit seinen Frauen und seiner Tochter und all seinem Stadtbürgervolk dreizehn Tage lang in einem Walde am Ufer des Meeres, den das Sonnenstrahlennetz nicht durchdringen

[1]) Tilaka ist doppelsinnig: es bedeutet 1) einen gewissen schönblühenden Baum, Clerodendrum plomoides und 2) „einen mit farbigen Stoffen als Zierde oder Sektenzeichen auf die Stirn oder auf andre Körperteile aufgetragnen Fleck.“ Die Waldgegend wird also hier mit einem schönen Weibe verglichen; und das zierende Zeichen auf ihrer Stirn ist der herrlich blühende Tilakabaum.

[2]) Der Wagenlenker des Feuers ist der Wind, der die rossegleichen Flammen emportreibt. Es ist also hier der Südwind, der Malayawind, gemeint.

[3]) Die Rotlippigen sind die Frauen; grade nur an Kiṃnarafrauen zu denken, wie die Bhūshaṇā und Wilson thut, ist nicht nötig. Die Padacandrikā und die Laghudīpikā hat das Richtige. Der Feind der Rotlippigen, den der Lenz bekämpft, ist natürlich der Winter. Neben anderm Ungemach, das dieser ihnen zufügt, bringt er ja grade ihren schönen Lippen Schaden, die er vor Frost aufspringen lässt; und das empfinden natürlich die Kiṃnarīs (Wald- und Bergwesen) mehr als andre Frauen.

[4]) Dardura ist ein öfters mit dem Malaya zusammen genanntes Gebirge. Der Frühlingswind, von dem hier die Rede ist, kommt, nach dem Kanon der Dichter wenigstens, vom Malayagebirge. Der indische Lenzwind ist ein Frühlingswind.

konnte, wo der sandige Abhang ganz verdeckt war durch die von summenden Bienen besetzten und niedergebeugten obern Schossen der Ranken, und wo es kühl war, weil die wallenden Wellen einen sprühenden Platzregen hinausspritzten, — da gab er sich ganz dem Genusse vielfältigen tändelnden Vergnügens hin.

Während er nun durch den Wettstreit der in erotischen Spielen riegellosen Liebe seiner zu beständigen Gesängen und musikalischen Aufführungen versammelten Frauentausende[1]) ergötzt ward und ganz allein dem Durste des ungestümen Verlangens sich hingab, da nahm der Andhragebieter diese Blösse wahr, führte auf Wasserüberschiffungsmitteln (d. h. Fahrzeugen) ein zahlreiches Heer herbei, zog flugs heran [183] und nahm ihn samt seinen Frauen gefangen. Auch sie, meine Geliebte, Kanakalekhā mit ihren vor Schreck hin und her zitternden Augen, ward hingeführt samt ihren Freundinnen. An Nahrung schwand mir da vor liebesfeuererzeugter Fieberglut der Gedanke; denkend an die Geliebte, überlegte ich, dem die körperliche Anmut verlustig gegangen: „Die Tochter des Kaliṅgakönigs ist zusammen mit ihrem Vater und ihrer Mutter in die Hand des Feindes geraten. (Durch ihre Reize) um die Ruhe gebracht, wird unfehlbar der König sie sich zueignen wollen. Da sie dies aber nicht ertragen könnte, so wird sie schnell durch Gifttrank u. s w. sterben. Und wäre sie einem solchen Loose verfallen, so zerstörte mir der im eignen Ich Geborne (Kāma) die Hoffnung, das Leben zu erhalten.[2]) — Was gäbe es für einen Ausweg?“

Unterdessen sah man einen Brahmanen von der Andhrastadt kommen. Und von ihm ward diese Geschichte erzählt: „Jayasiṃha wollte ja infolge der durch viele Beleidigungen entstandnen Reibungen den Kardana töten, erhielt ihn aber am Leben infolge der durch Kanakalekhās Anblick gesteigerten Liebesleidenschaft. Das Mägdlein jedoch ist von einem Yaksha in Besitz genommen und bleibt vor anderm Manne nicht. Und indem der König, das Menschenbanner, die Teufelsbanner karawanenweise in Sold

[1]) sahasra könnte vielleicht zu çṛiṅgāra gehören: „riegellos in Tausenden von Liebeständeleien“ (S. 182, Z. 3. von unten im Bomb. Text).

[2]) Ich übersetze nach Petersons Text; hanyeta çarīradharaṇāçā. Kā syād gatir iti. Wilsons Text stimmt, richtig geschrieben, mit Peterson.

nimmt, ist er heiss bemüht, ihn auszutreiben, aber es gelingt nicht."

Dadurch zeigte sich mir eine Hoffnung, und ich zog innen aus dem Spalt im Stamm des auf Çaṃkaras (Çivas) Tanzbühnenstätte (d. h. dem Leichenorte) geborenen zerfallenden Sālabaumes das Asketenflechtengebüschel heraus, verwandelte mich damit zum flechtentragenden Asketen, hüllte alle meine Glieder in die Fetzenmasse eines Flickengewands und nahm einige Schüler zu mir. Und sie machte ich immer froh dadurch, dass ich ihnen Speise, Gewänder u. s. w. überliess, die ich von den durch verschiedne Wunderthaten betrognen Leuten an mich gezogen hatte. Und in einigen Tagen ging ich zur Andhrastadt. In einem nicht allzu nahe bei ihr gelegenen Haine am Ufer eines meeresgleichen Sees, welcher bunt war von den Staubfädenstücken, die von dem durch Kalahaṃsascharen zerschlagnen Lotosblättergewebe heruntergefallen waren, und dessen Scheitelkranz Reihen Sārasas (best. Wasservögel, Ardea sibirica) bildeten, schlug ich bleibend meine Wohnung auf. [184]

Da ich's meisterlich verstand, die sämtlichen Stadtbewohner, die durch die von meinen Schülern erzählten wunderbaren Werke herbeigezogen wurden, hinter's Licht zu führen, so ward ich von den Leuten in allen Himmelsgegenden also gerühmt: „Der Asket, der in der alten Waldstrecke am Seeufer auf dem nackten Boden schläft, hat alle heiligen Liedertexte zusammen mit den Geheimlehren (d. i. die Vedas und die Upanishaden) und den sechs Hilfswissenschaften am Schnürchen. Und was auch immer jemand sonst für Lehrbücher (çāstras) nicht kennt — ihre Entscheidung der Sache kann er sich bei ihm holen. Von einer Unwahrheit wird sein Mund nie berührt. Und er ist ein verkörpertes Meer von Mitleid. Wenn man ihn hinzuzieht, erreicht man bald das Ziel religiöser Begehungen (dīkshā)[1]). Durch einige auf den Kopf gestreute Körnchen von dem Staube seiner Füsse wurden bei vielen viele Leiden, die in langer Zeit von den Aerzten nicht zu beseitigen waren, beseitigt. Von denen, deren Kopf durch Begiessung mit seinem Fusswaschwasser entsündigt worden ist, weichen augenblicks

[1]) Ich übersetze es nach Petersons Text: etatsaṃgrahaṇād acireṇa caritārthā dīkshā.

die grimmsten Dämonen,[1]) die sich über den Zwang sämtlicher Beschwörer hinwegsetzten. Wie gross seine Macht ist, vermag man nicht zu wissen. Und kein Körnchen Eigendünkel ist in ihm.“ Und diese durch den Mund vieler Leute laufende Erzählung vermochte es, den Herrscher herbeizuziehen, dessen Sinn nur auf die Austreibung des Dieners des Kubera (d. i. die Austreibung des Yaksha), welcher die Kanakalekhā besessen, versessen war. Tag um Tag kam er herbei, verehrte mich mit der allergrössten Aufmerksamkeit und gewann sich meine Schüler durch Geschenke; und als er einmal gute Gelegenheit fand, bat er mich leise um die Ausführung der von ihm begehrten Sache.

Nachdem ich mich in feste Kontemplation versenkt und zur rechten Zeit gezeigt hatte, dass mir die Erkenntnis genaht sei, sah ich zu ihm hin, betrachtete ihn und teilte ihm dann mit: „Mein Lieber, diese Bemühung ist am Platze. Denn die Gewinnung dieser Mädchenperle, die ein einziges Meer ist aller glücklichen Körperzeichen, ist grade das Mittel, in den Besitz der mit dem Milchmeer[2]) als Gürtel geschmückten, mit der Gaṅgā und den

[1]) Meine Uebersetzung folgt Petersons Text: caṇḍatarāgrahāḥ. Mit der Bombayer Ausg. stimmt Tarkavacaspati (und Wilson.) Danach wäre es: „weichen augenblicks widrige planetarische Einflüsse.“ etc.

[2]) Sieben Meere liegen nach indischer Vorstellung um die Erde: kshīroda, ikshurasoda, suroda, ghṛitoda, dadhyuda, kshāroda, çuddhoda, d. h. Süssmilchmeer, Zuckersaftmeer, Weinmeer, Schmelzbuttermeer, Sauermilchmeer, Salzmeer, Süsswassermeer (eig. ‚reines Wasser habend‘). Meerfabeln und Schiffermärchen waren auch bei den Hindus beliebt und in reicher Zahl verbreitet. Besonders interessant ist Jātaka IV, 138 ff. Schiffer werden da verschlagen. Nachdem sie vier Monate „auf des natürlichen Meeres Rücken“ umhergeirrt waren, kamen sie ins Knuramālameer. Dort tauchten nämlich menschengestaltige Fische mit Messernasen im Wasser auf und ab. In diesem Ocean wächst der Diamant. Man braucht ihn nur mit dem Fischernetze heraufzuholen. Dann gelangten sie ins Meer Aggimāla (Feuerkranz). Flammende Feuersäulen standen dort, leuchtend wie die Sonne am Mittag. In diesem Ocean liegt Gold aufgehäuft da. Hierauf trieben die Schiffer ins Meer Dadhimāla, weiss und glänzend wie Milch. Dort ist das Silber zu finden. Das nächste Meer, das sie erreichten, hiess Kusamāla. Es schimmert nämlich wie dunkles Gras, wie grüne wogende Saaten und birgt Saphirsteine. Sodann fuhren sie in das Nalamālameer hinein. Das wogte, anzuschauen wie ein Rohrwald. Dies ist reich an den Edelsteinen vaṃsarāga (wohl: Smaragd) und veluriya (Katzenauge P. W., lapis lazuli. Vgl. Jātakamālā p. 92 oben). Zuletzt wurden sie zum schrecklichen Stutenmaulmeer (Höllenmeer) hingetrieben. „Dort wirbelt das Wasser nach allen Seiten empor, an sich reissend

übrigen Tausenden von Flüssen als ihrem Perlenhalsband prangenden Frau Erde zu gelangen. Und der sie beherrschende Yaksha duldet nicht, dass irgend ein Menschenfürst auf die Maid mit den spielend seitwärts hergewendeten Blaulotosaugen [185] die Augen richtet. Drum gedulde dich hier drei Tage, während welcher ich mich bemühen will, die Sache zuwege zu bringen."

Nachdem der Erdenherr diese Weisung empfangen und fröhlich gegangen war, ging ich Nacht um Nacht, wo kein Mondschein war, von dem Staubkornhaufen der stockdunkeln Finsternis die zehn Weltgegenden durchdrungen, verschlungen und die Augen aller Leute vom Schlaf gefesselt waren, hinaus und richtete mit einem Grabwerkzeuge an einer Stelle das Seeufer nahe beim heiligen Badeplatze so zu, dass es einen mit grosser Mühe ausgegrabenen, unmittelbar am Wasser liegenden[2]) Innenraum darbot, in den ein auf den Wasserspiegel Hingeschmiegter (gradewegs) hineintauchen konnte. Als ich mich nun überzeugt hatte, dass die Gegend des Ufers den Argwohn der Leute nicht weckte, weil ich den Mund der Höhlung dort mit dichtgelegten Steinen und Ziegeln verdeckt hatte, reinigte ich meine Glieder durch das Morgenbad und verehrte mit gefalteten Rotlotoshänden den Edelstein, der hineingereiht ist an die Spitze der aus der ununterbrochnen Reihe der Gestirne gebildeten Perlenschnur, den einigen Löwen, der den Duftelefanten, das Dunkel der Ruhespenderin (Nacht), zerreisst, den Schauspieler, der auf der Bühne des Goldberggipfels seine Tanzspiele aufführt, den einigen Delphin, der die Wagenreihe des Himmelsmessers, die Wolken, durchschwimmt, den Zeugen des Guten und des Bösen (wörtl.: dessen, was man thun und dessen was man nicht thun soll): den Tau-

und an sich reissend, dort erscheint das nach allen Seiten emporwirbelnde Wasser wie ein mächtiger Kolk (Grube, Pfuhl), dessen Abhänge nach allen Seiten (steil) abgeschnitten sind; wenn eine Woge nach einer Seite hin emporsteigt, so erscheints wie ein Abgrund; ein furchterzeugender Lärm entsteht, gleichsam die Ohren zerreissend, gleichsam das Herz bersten machend." Vgl. Jātakamālā p. 88 ff. In dieser herrlichsten poetischen Blüte am mächtigen Baume der Jātakadichtung ist vieles natürlich viel schöner ausgeführt.

[1]) Peterson hat wohl richtiger: tīrthasaṃnikṛishṭa statt tīrthāsaṃnikṛishṭa der drei andern Ausgaben.

[2]) nirandhra könnte vielleicht auch „test" heissen. Doch wird die Uebersetzung im Text weitaus die bessere sein.

sendstrahligen (Sonnengott), dessen Strahlennetz die Schminkenröte der dem Tausendäugigen eigenen Frau Weltgegend (d. h. der östlichen Weltgegend) darstellt. Dann begab ich mich in meine Behausung.

Nach Verlauf dreier Tage, als der Oberherr des Tages (die Sonne) in einem mit dem Rötel des (Sonnen)untergangsbergabhangs ihm gemeinsamen Farbenglanze stand und er anzuschauen war, als wäre er die eine mit rotem Sandel bedeckte kruggleiche Brust der Frau Abendröte, die, der Tochter des Bergesfürsten zur Kränkung, sich mit dem „Himmel" genannten Leibe des Çaṃkara vereinigt hatte[1]) — da kam der König herbei, liess seine Krone von den Strahlen der Nägel meiner auf den Boden ruhenden [186] Füsse bedecken (so tief verneigte er sich), und verharrte da mit ehrfurchtsvoll gefalteten Händen. Und ich wies ihn also an: „Dem Himmel sei Dank! Ich habe erschaut, wie dein Wunsch zustande kommt. Denn hier in der Welt folgt der Erfolg nicht dem Menschen, der nicht trachtet. Und aller Segen ist immer gegenwärtig in der Hand derer, die nicht lässig sind. Denn durch deinen höchst trefflichen guten Wandel, an dem kein Makel haftet, und durch deine mit übermässigem Eifer geübte Ehrenerweisung ward mein Herz zu dir hingezogen, und ich habe den Teich so geweiht, dass dir hier jetzt das Gelingen wird. Drum musst du in dieser Nacht, wenn sie halb verflossen ist, dich hineintauchen. Sofort nach der Eintauchung musst du dann auf dem Wasserspiegel, die im Innern gehenden Winde hemmend, nach Kräften liegen bleiben. Darauf wird augenblicks ein Geräusch vom Zusammenschlagen der Wasser entstehen, den Leuten hörbar, welche ihr Ohr dem schreckenzerrissenen Geschrei der Königsschwäne leihen, deren Leiber zerstochen worden sind durch die Dornenspitzen an den bewegten Stengeln der durch

[1]) Die Tochter des Bergesfürsten ist Pārvatī, Durgā u. s. w., die Gattin des Çaṃkara oder Çiva (beide Namen bedeuten einen, der Heil verleiht). Dieser selber hat acht sichtbare Gestalten. Sie finden sich aufgezählt Kāvyādarça II, 278:

Wer sind wir denn, o Gott, dass wir dich schauten!
Denn Sonne, Mond, Luft, Himmel, Erde, Feuer,
Das Wasser und den Priester: die Erscheinung
Von dir, die sehn wir, dich nicht, der du jenseits.

Vgl. das Eingangsgebet zur Çakuntalā; Raghuv. II, 35 und Mallināthas Scholion dazu.

das vom Ufer zurückstrauchelnde Wasser bedeckten Lotosgruppen. Wenn dieses Geräusch des Wassers verklungen ist, so wirst du, feuchtgliedrig, etwas rotäugig, in einer den Augen aller Menschen ein Fest bereitenden Gestalt hervorkommen, bei deren Betrachtung der Yaksha nicht vor dir wird Stand halten können. Und für das von der äusserst fest darum gelegten Liebeskette gefesselte Herz des Mädchens werden Hindernisse, dich zu sehen, nicht einen einzigen Augenblick erträglich sein. Und halte dafür, dass der Frau Erde Kreis, wo der Kreis deiner Feinde mit geringer Mühe von dir beseitigt worden, auf der Fläche deiner Hand ist. Da herrscht kein Zweifel. Wenn du das wünschest, so überlege es mit Beamten, deren Verstand fest ist in der Kenntnis mannigfacher Lehrbücher und mit andern, die dein Bestes wünschen; bringe hundert Fischer herbei, das Innere des Teiches werde sofort von hundert Männern nach Wunsch besichtigt,[1]) und Wache soll in einem Abstand von dreissig Daṇḍas[2]) vom Ufer durch Soldaten sorgfältig gehalten werden. Wer kann da [187] das wissen, was die Feinde thun wollen, wo sie beikommen können!"

Das aber riss sein Herz hin, und von seinen Beamten, die in diesem Werke keine Gefahr zu sehen vermochten und sich überzeugten, dass der durch das übergrosse leidenschaftliche Verlangen nach dem Mädchen erzeugte Wunsch des Königs höchst unerschütterlich war, wurde die Sache nicht gehemmt.

Als es nun so stand, und seine Hoffnung, sie (Kanakalekhā) zu erlangen, sehr fest war, meldete ich ihm: „König, ich bin hier in deinem Lande lange geblieben; und das lange Bleiben an einem Orte wird für uns nicht als preisenswert erklärt. Und ist dein Werk gethan, so wirst du mich nicht mehr hier sehen.[3]) „Ohne dass ich dir hier, in dessen Reiche ich Speise u. s. w.

[1]) Ich übersetze nach Petersons Text: anantaraṃ naraçatair yathādṛishṭāntarālam etc.

[2]) Daṇḍa „Stab" „Rute," ungefähr 18 Zoll.

[3]) Peterson hat diese Wortstellung: kṛitakṛityaç ca na iha drashṭāsi. Dieser Text erhält nur dann einen hieher passenden Sinn, wenn man den ja leicht möglichen Ausfall eines na annimmt: na na iha „Du wirst uns nicht hier sehen." Das Objekt erwartet man so wie so. Iha mit dṛiç „hieher (i. e. auf mich) sehen" geht wohl nicht.

gefunden habe, irgend ein Geschäft hinausgeführt hätte, wäre mein Gehen Edeln tadelnswert.“ So habe ich gedacht. Hierin liegt der Grund dieses meines langen Bleibens. Es ist nun gelungen. Geh nach Hause! Wenn du im passenden, hold duftenden Wasser gebadet, mit weissem Kranz und weisser Körperschminke dich angethan, die Schar der Götter der Erde (Brahmanen) durch die Spenden, die deiner Macht angemessen sind, gewonnen hast, mögest du kommen, indem tausend Feuerflammen von Dochten, die man in die mit Sesamöl vollgegossnen Spitzen von Stangen gefügt hat, das Meer der nächtlichen Finsternis verschlingen, und dich mühen, die Sache zustande zu bringen.“

Er nun zeigte seine Dankbarkeit: „Dies Glück ist ein Unglück, denn es entfernt die Edeln von hier. Und böse ist diese Befreiung von allen Banden (die Weltentsagung), die die Verstossung des schuldlosen Sklaven bewirkt. Und man darf gegen der Hochehrwürdigen Worte keinen Einspruch erheben.“ Mit diesen Worten ging er heim zum Bade. Und ich ging in der einsamen Mitternacht hinaus, und in die Höhlung am Seeufer hineingeduckt, legte ich beständig das Ohr an die kleine Oeffnung. Und als die halbe Nacht verflossen war, tauchte der König, nachdem er alle Handlungen, wie ihm geheissen, ausgeführt und von Stelle zu Stelle Wachen aufgestellt hatte, in das durch herbeigeholte Fischer von allem, was ihm hätte schaden können, befreite Wasser des Sees, von dem Argwohne, dass hier Arg wohne, ledig, spielenden Ganges hinein. Und er trieb mit aufgelöst hingebreiteten Haaren und geschlossenen Ohren und Nasenlöchern den Spiegel des Sees dahin.[1]) Indem ich im Delphinenspiel, eines Elefanten Höhe [188] tief ins Wasser hineingeschmiegt, dahin schwamm, packte ich ihn, während er so lag, am Halse.[2]) Mit Faustschlägen und Fussstössen, so übergrimmig

[1]) Der König übt hier eine Yogikunst, plāvinī genannt, eine Art des Kumbhaka (best. Weise zu atmen). Haṭhayogapr. II, 69:

Antaḥ pravartitodāramārutāpūritodaraḥ
payasy agādhe 'pi sukhāt plavate padmapatravat.

(Mit dem nach innen gewendeten bedeutenden Winde den Bauch anfüllend treibt er (der Yogi) auch auf tiefem Wasser wie ein Lotosblatt).

[2]) Diese Stelle ist, soweit ich sehe, bisher nicht recht verstanden worden. Die mir vorliegenden Ausgaben weichen etwas von einander ab. Ich folge der Bombayer Ausgabe, nur lese ich nīranilīnayā statt nīrātinilīnayā. Das ati fehlt

wie die Streiche der sehr harten Keule des Todesgottes, unbarmherzig gezüchtigt, hörte er in einem Augenblick auf, sich zu rühren. Drauf zog ich seinen Körper mit mir fort, that ihn in die Höhlung hinein und ging aus dem Wasser hinaus.

Die sofort zusammengelaufnen Soldaten setzte diese Annahme einer andern äussern Erscheinung in übermässige Verwunderung. Auf dem Rücken eines Elefanten, mit dem weissen Sonnenschirm und all den übrigen königlichen Abzeichen prangend, zog ich auf der Hauptstrasse dahin, wo die vor der wildgrimmigen Platzmacher Stabesstreichen erschrockenen Leute freien Durchgang gewährten, und brachte diese Nacht hin, ohne den Genuss des durch das Vergnügen aus den Augen vertriebenen Schlafes. Und als die dem lacksaftbestrichnen Haupte des Weltgegendelefanten vergleichbare Sonnenscheibe, der Juwelenspiegel der dem Çakra (Indra) eignen Frau Weltgegend, in den Augenzielkreis der Menschen heraufgeführt war, da setzte ich mich, nachdem ich die nötigen Handlungen vollzogen hatte, auf den von schimmernetzflimmernden Juwelenreihen-Kränzen umkränzten, umglänzten, königswürdigen Sitz und sprach zu den gebührliche Dienste erzeigenden, von Furcht an allen Gliedern gelähmten, in der Nähe sitzenden Gefährten: „Schaut die Ṛishimacht! Denn es hat sich, durch dieses unbesieglichen Asketen makellose Sinnenreinheit, drinnen rein heut in dem mit freudegelabten Bienen begabten See, dem dagegen ward die Gegenwart von Lotosblüten beschieden, diese immer an Farbenschimmer wie ein Lotosblatt erscheinende, überaus sehenswürdige andre Gestalt eingestellt.

---

bei Wilson, Tarkavacaspati, Peterson und der Padacandrikā und ist überflüssig (wohl ursprünglich Randglosse.) hāstinam hat man, soviel mir ersichtlich, immer mit sarasas talam zusammengenommen „die eines Elefanten Höhe tiefe Fläche des Teichs.“ Wie kann aber der Spiegel eines Sees überhaupt eine Tiefe haben! Sodann treibt, laut der Instruktion des vermeintlichen Asketen, der König oben auf der Wasserfläche hin und nicht eines Elefanten Tiefe drunten, im Wasser. Das dürfte sich auch als nicht besonders leicht herausstellen. Der „Prinz“ schwimmt so tief im Wasser, um ungesehen zu bleiben. Will man mit Peterson gataç ca (st. gataṃ ca) lesen — und in meiner Uebersetzung habe ich, um des deutschen Stils willen, scheinbar so gelesen — so setze man den Punkt hinter sein sarastalam, nicht, wie er in der Note angiebt, nach hāstinaṃ. Die Bhushaṇā scheint hāstinanakralilayā oder so etwas gelesen zu haben. Jedenfalls kommt es mir vor, als stützte sie meine Auffassung.

Jetzt soll aller Ungläubigen Haupt vor Scham sich beugen. Drum sollen nun an den Stätten des Mondgekrönten (Çiva), des Narakazüchtigers (Vishṇu), des im Lotos Sitzenden (Brahma) und der übrigen Götterherren Gottesdienste durch sorgfältig ausgeführte Tänze und Gesänge stattfinden. Und Bettlerkarawanen sollen sich von diesem Hause Reichtümer holen, die imstande sind, ihre Not zu verscheuchen!"

Mit Blicken voll Entzücken, das durch das Uebermaass des Vergnügens an dem Wunder veranlasst war, wünschten sie mir wiederholt Glück: „Siege, Beherrscher der Welt, über die zehn Weltgegenden, [189] mit deinem Glutglanze hinausragend, mit deinem Ruhme des Urkönigs (Manus) Ruhm bedeckend!" und gingen dann ihren Geschäften nach, je nachdem ihnen befohlen war. Und ich sprach die Freundin der Geliebten, die die Stelle ihres Herzens einnahm, die Jungfrau Çaçāṅkasenā, die einmal in Geschäften zu mir kam, im Geheimen also an: „Hast du mich wohl irgend wann einmal gesehen?" Darauf betrachtete sie mich ein wenig mit einem Herzen, das auf den Gipfelpunkt der Freude gekommen, und indem sie die Strahlenranke ihrer Zähne lächelnd in leichter Lust lässiglich leuchten liess, mit lieblich gebognen zweigegleichen Händen ihre, jungen Schossen ähnlichen, Lippen bedeckte, und ihre augensalbenlosen Augen von Freudenthränenbefeuchtung wie zerfetzt erschienen, sagte sie mit ehrfurchtsvollem Händefalten und aus Liebe des Zwanges ledig, leise also: „Ganz gewiss kenne ich dich, wenn nicht dergleichen eines Gauklers Gaukelstückchen ist. Was hat es hiemit für eine Bewandnis? Erzähle!" Nachdem ich ihr die Sache in ihrer Vollständigkeit berichtet hatte, schuf ich mit einer durch ihren Mund überbrachten Botschaft meiner Gemahlin unübertreffliche Herzenserquickung. Und darauf mit der Geliebten, die mir von dem entriegelten (befreiten), hoch geehrten Kaliṅgagebieter in rechtmässiger Weise gegeben ward, vereinigt und das Andhrareich und das Kaliṅgareich beherrschend, kam ich nun dem Aṅgakönig hier, den sein Feind überwältigen wollte, mit schweren Streitmitteln zu Hilfe herbei, und hier befährt mein Sinn das Wonnemeer der zufälligen Wiedererblickung deiner mit der Freundeschar verbundenen Persönlichkeit."

Se. Majestät Rājavāhana, zusammen mit den Freunden, be-

lobte freudig seine Geschicklichkeit, indem seine Lippen von dem Mondenglanz des Lächelns übergossen waren, und sprach: „Wunderprächtig ist diese Thätigkeit des grossen Muni! Hier hat wirklich entsetzliche Askese Frucht getragen! Doch Scherz bei Seite! Hier hat man das wahre und eigentümliche Wesen der Klugheit und der Heldenkraft gesehen, die den höchsten Grad und Grat der Freude erreichen.“ Dann warf er seine aufgeblühten Blaulotosblüten vergleichbaren Augen auf den an heiligen Lehren nicht leeren Viçruta mit den Worten: „Lande du!“[1])

So lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der siebente Abschnitt, genannt Mantraguptas Abenteuer.

8. Kapitel.

Viçrutas Abenteuer.

[190] Da berichtete auch er: „Während auch ich umherstreifte, sah ich im Vindhyawald in der Nähe eines Brunnens einen von Hunger und Durst gequälten, obgleich die Qual nicht verdienenden Knaben von ungefähr acht Jahren. Und er sprach vor Furcht stammelnd: „Ausgezeichneter, leiste mir Beistand in meiner Not, Edler! Ein gewisser Greis, meine einzige Zuflucht, ist hier, während er Wasser schöpfen wollte, um mir zu stillen des mir das Leben raubenden Durstes Brennen, in den Brunnen gefallen. Ich bin nicht Manns genug, ihn herauszuziehen.“ Da ging ich hinzu, brachte den Alten an einer Ranke empor, setzte in dem Knaben durch Wasser, das ich mit einem Bambusrohr und dem Munde emporgezogen hatte, und durch fünf, sechs Früchte, die ich vom Wipfel eines pfeilschusshohen Lakucabaumes mit Steinen herabwarf, die Lebensgeister wieder in Thätigkeit und sprach dann, nachdem ich mich unter einen Baum gesetzt hatte, zu dem Alten also: „Väterchen, wer ist dieser Knabe, und wer bist du? Und wie ist dieser unglückliche Vorfall vorgefallen?“ Er sprach mit einer vor Thränen stammelnden Stimme:

[1]) Vergleiche zur ersten Hälfte von Mantraguptas Geschichte Kathās. Tar. 18 çl. 152 ff.; Kathākoça (Tawney) S. 67 ff.; zur zweiten Hälfte Kathās Tar. 40. çl. 42 ff.

„Höre, Ausgezeichneter! Es giebt ein Land, namens Vidarbha, dort lebte Puṇyavarman, die Zierde des Bhojageschlechts, gleichsam ein partieller Avatāra (Erscheinung, Verkörperung) [191] des Dharma (des Gottes der Gerechtigkeit), höchst energievoll, wahrheitredend, freigebig, wohl erzogen, der Erzieher seiner Unterthanen, ein Dienererfreuer, berühmt, hochragend an Geist und Gestalt, thatkräftigen Charakters, die Lehrbücher zur Richtschnur nehmend, das Mögliche und das Gute in rechter Weise beginnend, die Weisen zu Ehren bringend, die Diener vorwärts bringend, die Verwandten emporbringend, die Feinde herabbringend, ungereimtem Geschwätz sein Ohr nicht leihend, niemals ohne Gier — nach Tugenden, völlig daheim in den Künsten, innigst vertraut mit den Sammelwerken (saṃhitā) über Tugend und Nutzen, auch einer sehr kleinen Wohlthat ein Vergelter, besorgt um Schatz und Vehikel, eifrig alle Aufseher (Beamte) prüfend, die, die ihr ihnen obliegendes Werk thaten, durch angemessene Geschenke und Achtungsbezeigungen anstachelnd, sofort dem Unglück, kam es nun von den Göttern oder den Menschen, abhelfend, geschickt in der Anwendung des sechsfachen Verfahrens (der Fürsten in der auswärtigen Politik), die vier Kasten auf dem Wege Manus führend, mit gutem Rufe begabt. Nachdem er ein Menschenalter gelebt hatte, ward er infolge seiner frommen Werke nicht zum Frommen seiner Unterthanen in die Zahl der Unsterblichen aufgenommen.

[192] In seiner (Puṇyavarmans) Majestät waltete der Welt hierauf Anantavarman. Obwohl reich an allen Vorzügen, verwandte er doch keine allzugrosse Sorgfalt auf die Führung des Stabs (Staatsverwaltung, Politik). Zu ihm sprach einmal ein alter Minister, namens Vasurakshita, der von seinem Vater hoch geehrt worden war, mit kühner Rede: „Mein Lieber, alle persönliche Vollkommenheit, von edler Geburt an gerechnet, ist in dir unverkürzt zu sehen. Und dein Verstand, von Natur schon scharf, in den Künsten: Tanz, Gesang u. s. w. und in Gemälden und in dem mannigfaltigen Gesamtumfange der Dichtung noch zur Entfaltung gelangt, zeichnet sich vor andern aus. Und doch leuchtet jener Verstand, weil er nicht zur Bildung seiner selbst in den Lehrbüchern des Nutzens gediehen ist, nicht sehr, wie vom Feuer nicht geläuterte Goldart. Ein des Verstandes

barer Erdenträger (König), wenn er auch hoch erhaben ist, merkt es nicht, dass die Feinde auf ihn hinaufsteigen. Auch ist er nicht fähig, unter der richtigen Scheidung des Werkes und des Werkzeugs zu Werke zu gehen. Und bei seinem unpassenden Verfahren in Geschäften von Misserfolg betroffen, wird er von den Seinen und von andern gekränkt. Und des Verachteten Befehl vermag nicht der Unterthanen Wohlthat zu schaffen. Und sein Geheiss übertretend, redend, was ihnen grade einfällt, wandelnd, wie es ihnen grade einfällt, vermischen und verwischen die Unterthanen alle Ordnungen. Und der Schranken ledig, bringt die Welt um die Welt hier und dort den Fürsten und sich selber.[1]) Auf der Bahn, die von der Leuchte der Lehrbücher (çāstra) gezeigt wird, rollt ja der Lauf der Welt glücklich dahin. Denn als himmlisches Auge im Vergangnen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, im Nahen, Fernen[2]) und andern Gebieten, führen die Lehrbücher ungehemmte Wirksamkeit mit sich. Ohne dieses (Auge) ist ein Geschöpf, wenn es auch zwei lange, weite Augen hat, doch blind, weil es unfähig ist, den Nutzen zu sehen. [193] Drum lass den Hang zu den ausserhalb (deines Amtes) liegenden Wissenschaften fahren und lass die Führung des Stabes, die Wissenschaft deines Geschlechts, sich dir nahen! Und indem du durch solche Verfolgung des Nutzens den Erfolg der (drei) Kräfte (Macht, Energie, weiser Rat) herbeiführst, beherrsche nimmer strauchelnden Geheisses lange die meerumgürtete Erde."

Als er das gehört hatte, sagte er: „Mit Recht haben Ehrwürden mich belehrt. So solls geschehen!" und er betrat seinen Harem. Und diese von dem Fürsten in Gegenwart seiner Frauen gelegentlich vorgebrachte Geschichte vernahm ein in der Nähe sitzender Mensch, der geschickt war, dem Sinne andrer sich anzuschmiegen, von (des Königs) Gunst als seinem Reichtum lebend, dem Gesang, Tanz, musikalischem Spiel u. s. w. nicht

[1]) In dieser Welt schon bringen solche Unterthanen dem Fürsten Schaden; und des Glücks in jener Welt geht er auch verlustig, weil ja die Sünde und Schuld seines Volkes auf ihn fallen.

[2]) Diese Bedeutung von vyavahita findet sich nicht in den Petersburger Wörterbüchern. Vgl. aber zu vyavahita (und viprakṛishṭa) Yogasārasaṃgraha Bombay 1894 S. 10, Z. 6; S. 44, Z. 7; S. 53. Z. 8; S. 57, Z. 9; S. 65, Z. 10.

fremd, fremden Weibern ganz hingegeben, scharf, von ungebändigter Zunge, bewandert in vielerlei versteckter Rede, ganz darauf bedacht, die schwachen Seiten andrer aufzusuchen, ein Spötter, Tadelsüchtiger, ein Gelehrter in der Verleumdung, einer, der selbst von dem Dienerkreise Bestechungen nahm, ein Lehrer alles bösen Betragens, ein Steuermann in der Wissenschaft der Liebe, (Anantavarmans) Diener von den Knabenjahren an: Vihārabhadra hiess er; und er liess sich mit Lächeln ehrfurchtsvoll also vernehmen: „Majestät, wenn durch des Schicksals Gnade jemand zum Gefässe des Glücks wird, so quälen ihn mir nichts dir nichts die Schelme mit allerhand Verlockungen und ziehen so ihren eignen Vorteil. Denn so verhält sichs: Die einen bringen all seine Habe an sich, indem sie ihm die Hoffnung unermesslichen Glücks, das nach dem Tode zu erlangen wäre, erwecken, ihm den Kopf kahl scheeren, ihn mit Stricken aus Darbhagras umbinden, mit einem Fell bedecken, mit frischer Butter einschmieren, ihn ungegessen sich schlafen legen lassen.[1]) Und sogar noch schrecklicher als diese: Ketzer bringen sie dahin, dass sie sogar Weib und Kind, Leib und Leben preisgeben.

Wenn irgend jemand von der klugen Sorte nicht für jene Luftspiegelungen das, was er in der Hand hat, fahren lassen will, den umringen andre und sagen: „Wir wollen eine kākiṇī in hunderttausend kārshāpaṇas verwandeln[2]), [194] ohne eine Waffe alle Feinde töten, einen Menschen, der nichts hat als seinen Leib, zum Weltenkaiser machen; wenn man nur auf dem von uns angegebenen Wege zu Werke geht.“ Er aber antwortet ihnen: „Was ist dieser Weg?” Sie sagen dagegen: „Sind denn nicht die vier Wissenschaften der Fürsten die Vedendreiheit, die Geschichten, die Logik und die Führung des Stabs! Unter diesen sind diese drei: die Vedendreiheit, die Geschichten und die Logik gross (an Umfang) und bringen geringe Frucht. Die lassen wir gleich beiseite! Lerne sofort die Führung des Stabes!

[1]) Die Tirade des Höflings ist durchaus nicht ein reines Phantasiegemälde. Die indischen Fürsten wurden oft die Beute von Schlauköpfen, wie sie hier aufgezählt werden, genau wie die Herrscher andrer Länder. Vgl. Jāt. VI. S. 211 Zeile 19 — S. 212 Zeile 6. Grade die Genarrten von dieser Art konnten in Indien sagen: „Unser Name ist Legion, denn wir sind viele.“

[2]) Vgl. Kathās. Tar. 35. çl. 79—91.

Diese ist jetzt von Doktor Vishṇugupta zum Besten der Mauryas in sechstausend Çlokas zusammengedrängt worden. Lernt man sie und übt sie ordentlich aus, so ist sie imstande zu dem erwähnten Werke. „Ja“ sagt er und lernt und hört. Dabei wird er alt. Dies Çāstra (Lehrbuch) aber ist verbunden mit andern Çāstras. Da er nicht weiss, dass alles nur Worte sind,) wird er's nicht dem wahren Sachverhalte nach kennen lernen. Doch setzen wir, er lernt in langer oder kurzer Zeit diese Sache (oder: den Sinn des Çāstra). Hat er dann die Çāstras gelernt, so darf er zum Ersten gleich nicht einmal Weib und Kind trauen.[2]) Und für seinen Bauch kommt mit so und so viel Reiskörnern so und so viel Reis zustande. Zum Kochen von so und so viel Reis gehört so und so viel Brennholz. Also muss er's nach Maass und Gewicht verabfolgen.

Ist dann der König aufgestanden und hat sich in aller Eile den Mund ausgespült, eine Handvoll oder eine halbe Handvoll sich einverleibend,[3]) muss er am ersten Achtel des Tages die gesamten Einnahmen und Ausgaben hören. Grade während er's anhört, stehlen ihm diese Schelme von Beamten das Doppelte. Die vierzig von Cāṇakya angegebenen Mittel, sich etwas zuzueignen, setzen sie durch ihre eigene Klugheit tausendfach zusammen.[4]) Im zweiten Achtel führt er ein schauriges Leben,

[1]) Ich folge in der Auffassung von vāṅmaya den Scholiasten. Man könnte auch übersetzen: „Ohne dass er alle Litteratur (wörtlich: alles was aus Rede besteht) kennt, wird er's in seiner Wesenheit nicht begreifen.“ Cf. z. B. den Eingangsvers zur achten Erz. in Çivadāsas Vetālapañcaviṅçati (Uhle p. 25).

[2]) Es bedarf wohl nicht des Hinweises, dass das Misstrauen in andre das A und O aller Politik, namentlich aber der orientalischen ist.

[3]) Es ist nicht klar, was gemeint ist. Nach der Bhūshaṇā bedeutet mushṭi einen Beamten, der die Einnahmen und Ausgaben des Landes in's Reine bringt (janapadāyavyayaçodhaka), ardhamushṭi einen, der die eines Dorfes verwaltet (grāmasya çodhaka). Auch die Laghudīpikā lässt die Möglichkeit offen, darunter gewisse Finanzbeamte zu verstehen. Dann wäre die Uebersetzung: „den mushṭi und den ardhamushṭi ins Vertrauen ziehend“ (sich mit ihnen einschliessend). Meine Uebersetzung bezöge sich wohl am natürlichsten auf die Erbärmlichkeit des ganzen Geschäftes: um ein bisschen Geld zu kriegen, muss er solche Mühsal gleich am frühsten Morgen erdulden.

[4]) Cāṇakya ist der oben Vishṇugupta genannte Verfasser eines Lehrbuchs über Politik. Er war der Minister, der die Mauryadynastie befestigt hat, der Held des Dramas Mudrārākshasa. Die von ihm angegebnen Methoden kombinieren und modificieren die Schelme von Beamten tausendfach.

indem die miteinander prozessierenden Unterthanen ihm die Ohren vollschreien und heiss machen. Auch hier beladen die Richter u. s. w., indem sie nach ihrem eignen Belieben Sieg und Niederlage (Gewinnen oder Verlieren des Prozesses) einrichten, den Herrn mit der Sünde und der Schande und sich selber mit dem Geld. Im dritten Achtel darf er baden und essen. Hat er dann gegessen, so hört, solange als die Speiseverdauung dauert, seine Furcht vor Vergiftung nicht auf. Im vierten Achtel erhebt er sich, die Hand zur Entgegennahme des Goldes ausstreckend. Im fünften [195] erduldet er durch Ratspflegung grosse Mühsal. Auch dort haben sich die Räte, die sich wie Unparteiische stellen, vorher miteinander verständigt, und leben von den Kreisen ihrer eignen Freunde und der Freunde andrer,[1]) indem sie Gutes und Schlechtes, die Berichte der Boten und der Spione, die Möglichkeit und die Unmöglichkeit, Ort, Zeit, Geschäft und Lage nach ihrem eignen Wunsche umdrehen (drehen und wenden). Und indem sie äussere und innere Empörungen im Geheimen erregen und öffentlich sie scheinbar unterdrücken, halten sie ihren Herrn machtlos danieder. In dem sechsten (Achtel) soll er freier Vergnügung oder des Rats pflegen. Zum Kuckuck soll (wörtlich: Verbrennen soll)[2]) die Zeit des freien Vergnügens, die nur drei und dreiviertel Nāḍikās zählt![3]) Im siebenten muss er sich mit der Besichtigung des vierteiligen Heeres abmartern. In dem achten kommt die Heimsuchung über ihn, dass er über Freund Heerführers Heldenkraft nachsinnen muss. Weiter: hat er die Abendandacht verrichtet, so muss er in dem ersten Teile der Nacht die Geheimdiener (Spione etc.) vorlassen. Durch ihre Vermittlung muss er überaus grausame Hinterlisten mit Schwert, Feuer und Gift ausführen[4]). In dem

[1]) Oder: „und der Freunde der Feinde“ (ihres Herrn).

[2]) Peterson und die Bhūshaṇā liest: sa dahyatāṃ svairavihārakālo (yam), yasya etc.

[3]) Eine nāḍikā sind 24 Minuten.

[4]) Nach den Kommentatoren wären die praṇidhayas hier Geheimdiener, die mit Schwert, Feuer, Gift dem Feinde schaden. Wegen anushṭheya ist das wohl minder wahrscheinlich, obgleich nicht unmöglich; Dem Sinne nach freilich ist kein Unterschied. Spione in allen Ländern sind den indischen Könige äusserst nötig, sind für ihn, was der Sonne die Strahlen:

zweiten, gleich nach dem Essen, beginnt er wie ein Gelehrter das Studium. In dem dritten unter Instrumentenschall zu Bett gegangen, mag er ja den vierten und fünften (Teil der Nacht) schlafen. Wie wohl nahte sich des Schlafes Glück dem armen Wicht, dessen Geist erschöpft ist von der Anstrengung der unablässigen sorgenden Gedanken. In dem sechsten sodann beginnt er mit den sorgenden Gedanken um die Çāstras und den sorgenden Gedanken um die Geschäfte. Im siebenten aber kommt die Ratschlagung und die Botenabfertigungen aufs Tapet. Und die Boten freilich mehren das Geld, das sie auf beiden Seiten für angenehme Berichte kriegen, auf diesem Wege, der von der Abgabenschererei frei ist, durch Handelschaft und streifen daher unaufhörlich umher, indem sie selbst Geschäfte, die gar nicht vorhanden sind, mit schwerer Mühe ins Dasein rufen.[1]) Im achten kommen die Hauspriester und andre herbei und sagen: „Ein schlimmes Traumgesicht hat man heut nacht gesehen. Die Planeten stehen feindlich. Und die Vogelzeichen sind unglücklich. Man muss die heiligen Zeremonien zur Abwehr des Uebels vornehmen. Jedes Opfergerät sei nur von Gold. Unter solchen Umständen gereicht die heilige Handlung zu Nutz und Frommen. [196] Wie Brahma selber sind diese Brahmanen. Von ihnen erteilter Segenswunsch bringt das grösste Heil. Und diese schrecklich armen, kinderreichen, tüchtigen Opferer haben noch immer nicht ihre Geschenke erhalten. Und was ihnen gegeben wird,

Na tasya maṇḍale rājño
nyastapraṇidhidīdhiteḥ
adrishṭam abhavat kiṃcid
vyabhrasyeva vivasvataḥ.
Raghuv. XVII, 48.

[1]) Nach Petersons kleçena. Die drei andern Texte haben leçena: „Indem sie Geschäfte . . . aus dem geringsten Fünkchen ins Dasein rufen."

Diese Schilderung des schweren Lebens, das ein König führt, ist natürlich satirisch gehalten, aber sie stimmt ganz wohl zu dem, was wir aus dem Drama und sonst erfahren. So sollte der König seine Zeit nutzen. Dass er das aber selten wirklich gethan hat, ist ebenso klar. Die Schwindsucht heisst nicht umsonst rājayakshman ‚die Fürstenkrankheit'. Sie „zogen gehörigen Gewinn aus ihrem Leibe," — so lang es halt dauerte. Auch heute noch werden die Rajas in Indien im Durchschnitt nur etwa 30 Jahre alt, denn sie folgen dem Beispiel ihrer Vorgänger.

das verleiht den Himmel und langes Leben und vertreibt das Unglück." Indem sie mit solchen Worten zu reichlichen, reichlichen Gaben veranlassen, verzehren sie's durch die Vermittlung jener selber im Stillen.

Indem so der der Staatsklugheit Kundige Tag und Nacht, ohne sich ein bisschen Freude machen zu können, unter viel Anstrengung und reichlichen Quälereien zubringt, wird es ihm schwer, sein eignes Gebiet, — ganz zu schweigen vom Weltkaisertum! — zu beschützen. Was einer, der als ein Çāstrakenner bekannt ist, auch giebt, was er auch für Ehre erweist, was er auch Angenehmes redet, das alles ist ja nur da, um hinter's Licht zu führen! So denkt man und traut nicht. Misstrauen ist ja das Geburtsland des Unglücks. Und solange ohne Staatsklugheit die Welt ihren Gang geht, kommt sie (die Staatsklugheit) ja schon von der Welt aus zustande. Da braucht's kein Çāstra. Sucht doch selbst der Säugling durch diese und jene Mittel es zu erlangen, dass der Mutter Brust ihn tränkt. Drum werfe man den allzugrossen Zwang von sich und geniesse nach Herzenslust die Sinnenfreuden. Und dieselben Reiher von Ministern, die die Belehrung erteilen: „So müssen die Sinne besiegt werden, so muss man die Schar der sechs Feinde los werden, die Schar der Mittel, d. h. gute Worte u. s. w., muss man unablässig gegen die eignen Leute und gegen die fremden in Anwendung bringen, mit dem Gedanken an Frieden und Krieg muss man die Zeit zubringen, auch der kleinste Raum ist dem Vergnügen nicht zu gönnen" — eben die verzehren den von Euch durch Gaunerei ergatterten Reichtum in den Häusern von ‚Sklavinnen' (Huren). Doch was sind diese armseligen Wichte! Die im Rate so harten Systemerbauer Çukra, Aṅgirasa, Vicālakha, Bāhudantiputra, Parāçara, haben denn die die Schar der sechs Feinde besiegt oder die Çāstras befolgt?[1]) Auch in den von ihnen unternommenen Werken sieht man ja Gelingen und Misslingen. Wie viele Studierende werden von solchen, die nicht studieren, hinter's Licht geführt! Ist denn Ew. Majestät nicht dies zugefallen, nämlich: eine von der ganzen Welt zu verehrende Geburt, unverbrauchte

[1]) Die sechs Feinde sind: Liebe, Zorn, Habgier, Uebermut, Verblendung, Missgunst.

Jugend, anschauenswürdige Schönheit, unermesslicher Reichtum! Mögest du nicht fruchtlos all diese Sachen machen, dadurch dass du dem System verfällst, wodurch alles Misstrauen veranlasst, der Genuss der Freude gehindert und infolge der unschlüssigen Ueberlegung über die vielen Wege [197] man den Zweifel in allen Geschäften nimmer los wird. Denn du hast zehntausend Elefanten, dreihunderttausend Rosse und unermessliches Fussvolk. Und dazu sind deine Schatzhäuser voll Gold und Edelsteine. Und wenn auch diese ganze Welt der Lebendigen tausend Weltalter davon zehrt, wird sie doch deine Schatzkammern nicht leeren. Wie eitel ist dies doch, dass man sich abbalgt, für andre etwas zu erwerben! Denn das Leben der Gebornen dauert nämlich nur vier, fünf Tage. Und auch da ist nur der kleinwinzige Teil, die Jugend, zum Genusse geschickt. Die Thoren hingegen sinken mitten im Erwerben dahin. Sie streben nicht, auch nur ein Spierchen des erworbnen Guts zu kosten. Wozu viele Worte! Uebergieb die Bürde der Regierung den der Bürde gewachsnen Vertrauten, die dir liebend zugethan sind, ergötze dich mit den Frauen deines Harems, die den Apsaras gleich gestaltet sind, und veranstalte je nach der Jahreszeit Gesänge, Konzerte, Trinkgelage, Gesellschaften und ziehe so gehörigen Gewinn aus deinem Leibe!“

Mit diesen Worten berührte er mit den fünf Gliedern[1]) den Boden, liess von seinen gefalteten Händen seine Scheitelhaare küssen und lag solchergestalt lange vor ihm. Und die Frauenschar des Harems brach mit vor Freude weit aufgeblühten Augen in Lachen aus. Und der Beschützer der Erde sprach mit Lächeln: „Stehe auf! Bist du denn nicht durch diese heilsame Unterweisung mein Lehrer geworden? Warum thust du etwas, was der Lehrerwürde zuwider ist?“[2]) und er hob ihn auf und blieb ganz dem Vergnügen ergeben.

[1]) D. h. mit den Knieen, Händen und dem Haupte (der Stirne).

[2]) Der Lehrer muss immer auf einem höheren und der Schüler auf einem niedrigeren Sitze sitzen. Im 309. Jātaka wird uns erzählt, Bodhisatta sei einmal ein Paria gewesen. Seine Frau wollte Mangos, als es grade keine gab. Da sie nicht nachliess und im königlichen Garten ein Mango stand, der das ganze Jahr Frucht trug, so stahl er sich bei Nacht in den Garten, erklomm den Baum, suchte darauf nach Früchten, bis der Tag anbrach. Da kam der König mit

Jn jenen Tagen brachte nun sein alter Minister die Sache immer und immer wieder zur Sprache und trieb ihn an, er aber ging mit Worten drauf ein, in seiner Seele aber verachtete er ihn als einen der Herzen Unkundigen.

Da dachte nun der Minister in seinem Sinne: „Weh über meine aus Verblendung entsprungene kindische Thorheit! Indem ich ihn zu einer unangenehmen Sache antrieb, bin ich ihm wie ein Bettler ein Dorn im Auge, lächerlich geworden. Am Tage liegt es, wie sein Benehmen nicht mehr wie früher ist. Denn so verhält sich's: Er sieht mich nicht freundlich an, spricht nicht mit Lächeln zu mir, entdeckt mir keine Geheimnisse, [198] rührt meine Hand nicht an, bemitleidet mich nicht bei Unglücksfällen, erweist mir bei Festen nicht Huld, schickt mir keine Sachen, mich zu verlocken, legt keinen Wert auf meine Gutthaten, fragt mich nicht nach Familienneuigkeiten, beachtet meine Parteigänger nicht, zieht mich nicht bei Geschäften, die sich eingestellt haben, in's Vertrauen, führt mich nicht in seinen Harem. Sondern er beauftragt mich mit unwürdigen Geschäften, erlaubt es, wenn andere meinen Sitz besetzen, meinen Feinden zeigt er Vertrauen, giebt keine Antwort auf das, was ich sage, schilt Fehler an mir, wie sie jedermann hat, bei einer Schwäche macht er sich über mich lustig, seine eigne Ansicht stösst er zurück, wenn sie von mir dargestellt wird, auch höchst wertvolle Dinge, die ich ihm sende, weist er zurük, die Fehltritte Staatsweisheitkundiger lässt er in meiner Gegenwart von Dummköpfen ausposaunen. Mit Wahrheit hat Cāṇakya gesagt: Die, die sich nach der Herzenskunde richten, pflegen einem lieb zu sein, selbst wenn sie schaden; auch die Rechtschaffnen, die der Stimmung desselben (des Herzens) fremd sind [oder: die nicht auf eines Menschen Gemütsstimmung eingehen] werden zu Hassenswerten.[1])

seinem Hauspriester in den Garten und setzte sich auf einen höheren, den Brahmanen auf einen niedrigeren Sessel unter dem Mango und empfing so Unterricht von ihm (denn früh am Morgen lernt der altindische Schüler seine Lektion von des Lehrers Mund). Bodhisatta dachte: „Ich bin gottlos, aber diese beiden sind auch gottlos.“ So liess er sich vom Baum herab und hielt den beiden Sündern eine Predigt.

[1]) Oder vielleicht: „Selbst Nachteile von seiten dessen, der der Herzenskunde folgt, pflegen angenehm zu sein selbst Geschenke, die nicht mit der Gemütsstimmung in Einklang stehen, werden verhasst.“

Trotzdem: was soll ich machen! Ermangelt dieser Oberherr auch der Sittsamkeit, so darf er doch nicht von meinesgleichen, die vom Vater und Grossvater her vererbt sind, verlassen werden. Wenn ich ihn auch nicht verlasse, — welche guten Dienste könnte ihm ich thun, dessen Reden nicht gehört werden! Ganz und gar ist dieses Reich in die Hand des staatsklugheitskundigen Vasantabhānu, des Fürsten der Açmakas, gefallen. Ob wohl zukünftige Unglücksfälle diesen wieder zur Vernunft brächten;[1]) (ob wohl) in Unglücksfällen, wo so leicht Leid über einen kommt, selbst eine irgendwo sich erhebende Feindschaft ihm nicht gutes Verfahren angenehm machte? Wohlan! Es wird indes das Unglück kommen. Indem ich die Zunge der Verleumder hemme, will ich irgendwie zu bleiben suchen, ohne meinen Posten zu verlieren."

Während der Minister in solcher Lage war und der König seinen Begierden lebte, ward Candrapālita, der Sohn des Ministers Indrapālita beim Fürsten der Açmakas, zum Schein als ein Mensch von schlechtem Wandel vom Vater verbannt, kam, von vielen Wanderschauspielern, vielen sehr geschickten „Künstlerinnen"[2]) und gar manchen [199] verkappten Dienern, Spionen, umringt, herbei und machte sich durch verschiedne Vergnügungen den Vihārabhadra zu eigen. Über diesen Steg hin nistete er sich beim Könige ein. Jedes Laster, das dieser übte, das schilderte er, da er eine Blösse gefunden hatte, so in folgender Weise: „Majestät, es giebt ja nichts andres, was so wohlthätig wäre, wie die Jagd. Denn hier bekommt man durch ausgezeichnete körperliche Uebung die in Unglücksfällen sehr wohlthätige, zur Zurücklegung langer Wege fähige Schnelligkeit der Füsse: infolge der Schleimverminderung wird das Feuer der Verdauung, die einzige Wurzel der Gesundheit, hell entfacht; infolge der Fettentziehung werden die Glieder stark, hart, überaus flink: man gewöhnt sich, Kälte, Hitze, Wind, Regen, Hunger und Durst zu ertragen, man lernt die Bewegungen des Herzens der Wesen in den verschiednen Lagen kennen[3]), durch die Tötung der

[1]) Wörtlich: „wieder in seinen natürlichen (normalen) Zustand brächten."

[2]) Diese Künstlerinnen werden wohl Liebes- und Lebenskünstlerinnen sein. Eine Klasse der Freudenmädchen heisst ja çilpakārikā.

[3]) Oder: „Bei den verschiedenen (sich vor ihm entfaltenden) Zuständen der Tiere lernt man die Bewegungen des Herzens kennen."

Gazellen, wilden Büffel, Gavayas (Bos gavaeus,) u. s. w. wird der Saatenverwüstung gesteuert, durch die Fällung der Wölfe, Tiger u. s. w. werden die Wege zu Lande von Plagen gesäubert; man sieht die zu den verschiednen Werken geschickten Berg- und Waldgegenden; man erweckt den Waldbewohnerscharen Vertrauen, durch die Entflammung der Kraft (çakti) „Energie“ [1]) wird das feindliche Heer in Schrecken gesetzt. Dies sind die hochgehaltenen Vorzüge (der Jagd).[2]) Und beim Spiele (Würfel-, Glückspiele) entwickelt sich unermesslicher Edelsinn des Herzens dadurch, dass man einen Haufen Geld wie ein Gröschchen freigebig andern überlässt: wird man infolge der Unbeständigkeit des Gewinns und des Verlustes frei von der Gewalt der Freude und der Niedergeschlagenheit; es wächst die einige Ursache männlichen Thuns, die Ungeduld; der Verstand wird unendlich gewandt durch Beobachtung (Entdeckung) der auf Würfel, Hand, Spielbank u. s. w. bezüglichen, unendlich schwer zu entdeckenden Kniffe; durch die Konzentration auf einen Gegenstand erlangt der Geist eine überaus wunderbare Fähigkeit, sich auf einen Punkt zu richten; man findet grosse Befriedigung in gewaltigen Handlungen, die von Entschlossenheit begleitet sind; durch den Verkehr mit überaus rauhen Männern bildet sich die Eigenschaft, sich von niemand beleidigen zu lassen; das Selbstgefühl des Stolzes und unbarmherzige Leibesübung wird hervorgerufen. — Der Genuss der herrlichsten Weiber sodann hat im Gefolge: dass man den Nutzen [Reichtum] und die Tugend Frucht tragen macht, [200] reichliches Mannesbewusstsein, Beschlagenheit in der Kenntnis der Herzens-

---

[1]) Oder: „durch die Entflammung der Kraft und Energie.“

[2]) Die Jagd ist dem Hindu anstössig; die Fürsten und Adeligen aber haben sie immer gepflegt. So findet sich in der indischen Litteratur auch manches Preislied dieses Schauspiels, das der blutdürstige Römergeisterpöbel in der eignen Brust sich giebt, um die erbärmliche langweilige Leere der eignen Seele mit etwas auszufüllen, um doch nicht mit dem eignen unheimlichen Nichts allein zu sein. Vgl. mit unserm Texte z. B. Raghuv. IX, 49:

Paricayaṃ calalakshyanipātane
bhayarushoç ca tadiṅgitabodhanam
çramajayāt praguṇāṃ ca karoty asau
tanum; ato 'numataḥ sacivair yayau.

Mit asau ist mṛigayā gemeint. Cf. gegen diese Strophe IX, 7.

regungen, vom Geize unverletztes Gebahren, Schlauheit in allen Künsten, Gewandtheit des Geistes und der Rede, weil man ja unaufhörlich Mittel anwenden muss, noch nicht Erlangtes zu erlangen, Erlangtes zu bewahren, Bewahrtes zu geniessen, Genossenem Aufmerksamkeit zu schenken, Erzürnte zu beschwichtigen u. s. w.; infolge der trefflichen Körperpflege und der schönen Kleidung Ehre bei der Welt, die äusserste Beliebtheit bei den Freunden, die höchste Rücksicht gegen die Dienerschaft, die Gewohnheit, lächelnd zu sprechen, überströmenden Heldenmut, Befolgung der Galanterie, durch Erzeugung von Nachkommenschaft Schaffung von Heil in beiden Welten.[1]) — Beim Trinken sodann wird durch eifrige Hingabe an die zur Zerstörung der verschiedenen Krankheiten sehr geschickten geistigen Getränke das begehrenswerte Jugendalter festgehalten, durch die hohe Steigerung des Selbstbewusstseins werden die Schmerzen samt und sonders beseitigt, durch Entfachung der Liebesleidenschaft wird das Vermögen entflammt, die Weiber zu geniessen; dadurch, dass alle Vergehen und Versehen weggewischt werden, alle Stachel der Seele entfernt, durch die auch Geheimnisse erzählenden riegellosen Plaudereien wird das Vertrauen gestärkt, infolge der Abwesenheit der Missgunst geht man ganz in der Wonne auf, man geniesst fortwährend der Töne und der andern Sinnesobjekte, durch Freigebigkeit wird der Freunde eine grosse Summe zusammengesammelt, der Leib wird unvergleichlich lieblich, die heitern Spiele sind unübertrefflich, und dadurch, dass einem die Qual der Furcht benommen wird, wird man kampftüchtig. Rauhheit in Worten, schreckliche Bestrafung, Angriffe auf fremdes Eigentum sind je nach Gelegenheit von Nutzen. Denn ein Fürst, der wie ein Muni ist, seine Lust hat am Seelenfrieden, ist nicht imstande, auf der Feinde Geschlecht loszugehen und in den Weltlauf zu greifen."

[1]) Auch Milindap. S. 93 hören wir, dass der Dienst der Liebe unter die Mittel gehört, den Verstand zu schärfen und zu bilden. — Mit den Ausdrücken Erlangtes, Bewahrtes, Genossenes sind natürlich Liebchen gemeint. — Nachkommenschaft, vor allem einen Sohn, muss der Hindu haben, weil sein Heil auch in der andern Welt davon abhängig ist. In Ermangelung eines natürlichen Sprösslings wird ein Knabe adoptiert.

So sprach er. Und jener folgte seiner Meinung mit der allerhöchsten Ehrfurcht wie der Unterweisung eines Lehrers. Und seinem (des Königs) Charakter nacheifernd, [201] fröhnten die Unterthanen fessellos den Lastern. Und weil die Sünde allgemein war, so bemühte sich niemand, irgend jemandes Schwächen nachzugehen. Da nun Herr und Unterthanen gleich waren, so verzehrten die Regierungsbeamten selber, was unter ihrer Thätigkeit einkam. Da zerfielen nach und nach die Thore des (königlichen) Einkommens. Und die Mäuler der Ausgaben wuchsen von Tag zu Tag, da der Herrscher ganz von den liederlichen Lebemännern abhängig war. Die ersten unter den Vasallen, den Stadtleuten und Landbewohnern wurden von dem Könige, dessen Vertraulichkeit dadurch, dass sie den gleichen Charakter hatten, gewachsen war, mit ihren Weibern in seine Trinkgesellschaften [oder: Gelage und Gesellschaften] eingeführt und überschritten die ihnen zuständige Sitte. Und mit ihren Frauen verging sich der Männerfürst unter mannigfachen Vorwänden. Und mit seinen Haremsschönen pflogen jene, in geringer Furcht, vieler Freuden. Alle Frauen von gutem Hause ergötzten sich an den zweideutigen Reden schmutziger Leute, brachen den Zwang des guten Wandels, achteten ihren Gatten nicht mehr so viel wie einen Grashalm und lauschten den Worten der Buhlenschar. Dadurch veranlasst, erhoben sich Streithändel der Eifersüchtigen. Die Schwachen wurden von den Starken niedergeschlagen. Das Gut der Begüterten ward von Dieben u. s. w. weggenommen. Die Schranken von der unglückseligen Sündenbahn waren weggethan.[1]) Aus vollem Halse, die Thränen im Halse, schmähten die Unterthanen, denen man Verwandte getötet, das Eigentum weggenommen hatte, die man mit Verletzung und Banden quälte. Der Stab der Strafe, der ungerecht geführt ward, erzeugte Furcht und Aufruhr. In dürftige Familien setzte die Habgier den Fuss hinein. Achtung gebietende Leute, die beleidigt wurden, verzehrten sich vor grollendem

---

[1]) Nach Petersons Text: apahataparibṛitavaḥ prahatāḥ pātakapathāḥ. So auch die Bhūshaṇā; nur liest sie apahṛita für apahata. Wilson und Tarkavacaspati lesen wie die Bombayer Ausgabe. Danach wäre die Uebersetzung wohl: „Die Sündenpfade waren der Schande ledig und (von allen) eingeschlagen."

Stolze. Und bei all diesen Ungebührlichkeiten regten sich die Aufwiegelungen des andern.[1])

Darauf brachten die von dem Fürsten der Açmakas benutzten Männer: Giftmischer u. s. w. die Helden in dem Heere Anantavarmans um und zerfetzten es ganz, dadurch dass sie als Jäger verkleidet Schilderungen von einer Menge Wild geben liessen, sie (die Krieger) so in Gebirgsmulden, aus denen keine Wege hinausführten, und die voll von trocknem Gras und Bambusgebüsch waren, hineinzuziehen bewogen und dann am Eingang Feuer anzündeten; dadurch dass sie sie zur Tötung von Tigern u. s. w. aufstachelten und sie so denselben in den Rachen stürzten; dadurch, dass sie eine Gier nach erwünschten Brunnen erweckten, sie so überaus weit mit fortnahmen und ihnen bloss Hunger und Durst mehrten, die ihnen das Leben raubten; dadurch dass sie sie auf ungangbaren Wegen hinrennen liessen, wodurch sie in die mit Gras und Gebüsch versteckten, verdeckten (oder: heimlich verdeckten) Bergabhangsschluchten stürzten; dadurch dass sie ihnen durch Messer mit vergifteter Schneide [202] die Dornen aus den Füssen nahmen; dadurch dass sie die, die einsam geworden waren, weil ihre Begleiter bei dem Hinauslaufen nach verschiedenen Richtungen von ihnen abgeschnitten wurden, nach Wunsch abschlachteten; dadurch

---

[1]) Die hier gegebne Schilderung des Unheils, das ein schlechter König über sein Land bringt, ist verhältnismässig noch zahm. Die Schuld der Unterthanen fällt auf den König zurück wie der von der Bhūshaṇā zitierte Spruch aus Yājñavalkya sagt: „Die Hälfte aller Sünde, die die unbehüteten Unterthanen thun, fällt auf den König, weil er die Steuern entgegennimmt.“ Und wie der König wandelt, so wandelt sein Volk. Das lesen wir immer wieder in der indischen Litteratur. Ja, seinen Thaten wohnt eine übernatürliche Kraft inne.

ὥς τέ τευ ἦ βασιλῆος ἀμύμονος, ὅς τε θεουδὴς
ἀνδράσιν ἐν πολλοῖσι καὶ ἰφθίμοισιν ἀνάσσων
εὐδικίας ἀνέχῃσι, φέρῃσι δὲ γαῖα μέλαινα
πυροὺς καὶ κριθάς, βρίθῃσι δὲ δένδρεα καρπῷ
τίκτῃ δ' ἔμπεδα μῆλα, θάλασσα δὲ παρέχῃ ἰχθῦς
ἐξ εὐηγεσίης, ἀρετῶσι δὲ λαοὶ ὑπ' αὐτοῦ.

Odyssee XIX, 109—114.

Grade so der Inder. Jāt. III, 110 ff. hören wir, dass Bodhisatta einmal ein Einsiedler im Himālaya war. Ein gerechter, guter König herrschte im Lande Der kam einmal zu Bodhisatta. Dieser gab ihm Nigrodhafrüchte. Sie waren saftvoll und süss wie Zucker. „Wie kommt das?“ fragte er den Klausner.

dass sie unter dem Scheine, des Wildes Leib gefehlt zu haben, auf jene ihre Pfeile schossen; dadurch dass sie sie unter Eingehung von Wetten schwer zu ersteigende Bergspitzen ersteigen liessen und, niemand sonst sichtbar, sie hinabstürzten; dadurch dass sie, als Waldbewohner (Angehörige räuberischer Waldstämme) verkleidet, in den Wildnissen kleine Trupps von Soldaten auffingen; dadurch dass sie sie im Getümmel bei Würfelspielen, Vogelkämpfen, Prozessionsfesten u. s. w. mit Gewalt hineinbrachten; dadurch dass sie sie veranlassten, anderen Leids zu thun; dadurch dass sie ihnen im Geheimen Schmerz zufügten, öffentlich dann von ihnen unangenehme Dinge sich zuzogen, diese vor Zeugen ausriefen und so sie durch kräftiges Auftreten, das die Verhütung von Schande bezweckte, abthaten; dadurch dass sie aus Freundschaft die Buhlen an die Weiber andrer sich machen liessen, auf die Ehegatten dann oder auf beide (wohl: in der nächtlichen Finsternis) loshieben und es darauf als eine Gewaltthat von jenen aussprengten; dadurch dass sie durch taugliche Weiber sie zum Stelldichein kommen liessen, und darauf, nachdem sie sich schon vorher dort in der Nähe

---

„Wir haben halt einen guten König. Wenn die Fürsten böse wandeln, so werden sogar Oel, Honig, Zuckersaft, sogar des Waldes Früchte, Wurzeln und Beeren unschmackhaft, saft- und kraftlos; und nicht nur diese, sondern das ganze Reich wird saft- und kraftlos, widerlich (oder: verwirrt cf. Majjhima-Nik. I, 281, 340); wenn aber diese gut und gerecht sind, so ist alles im ganzen Reiche lieblich und voll Kraft und Saft.“ Der König ging heim und regierte zur Probe schlecht. Er kehrte nach einiger Zeit wieder bei Bodhisatta ein. Die ihm gebotnen Nigrodhafrüchte waren bitter und ungeniessbar. „Wie kommt das?“ „Wir werden halt einen ungerechten König haben.

Uebel stehts im ganzen Land,
Ist der König schlechter Art;
Herrlich stehts im ganzen Reich,
Ist der Fürst gerecht und gut.“

Jat. V, 98 ff. wird uns von einem ungerechten König berichtet, der sein Volk so presst, dass es die Häuser mit Dornen verbaut, in den Wald flüchtet. Ein alter Mann kehrt des Nachts zu seinem dornverbauten Hause zurück und verwundet sich den Fuss; eine alte Frau muss für ihre Töchter schwer arbeiten; eines Bauern Ochse, den er unbedacht stachelt, schlägt sich an der Pflugschar das Bein wund; eine Kuh schlägt dem Melker die Milch um; ein Frosch wird von Krähen gefressen: — alle verfluchen den König darum, denn nur unter schlechten Königen tritt überhaupt die Möglichkeit ein, dass solches geschieht. — So liessen sich noch viele Beispiele anführen.

niedergekauert hatten und nachher hinzugelaufen waren, ihnen eine unkündbare Abmurksung zu teil werden liessen; dadurch dass sie sie zur Betretung von Höhlen, zur Schatzgräberei, zur Ausführung eines Zaubers verlockten und dann ihre Abschlachtung so zuwege brachten, dass sie vorgaben, sie hätten ein dazwischen getretnes Hindernis abwehren wollen; dadurch dass sie sie antrieben, brunsttolle Elefanten zu besteigen, und es verhinderten, dass sie wieder wegkamen; dadurch dass sie einen tückischen Elefanten zornig machten und ihn in die Scharen der Hervorragenden hinein, die ihm zum Ziel gemacht worden waren, weglaufen liessen; dadurch dass sie solche, die um eines Erbteils oder andrer Dinge willen prozessierten, im Stillen töteten und dann die Schande auf die Gegenpartei fallen liessen; dadurch dass sie in den Städten und Landgegenden der Vasallen solche, die nicht gebührlich wandelten[1]), im Verborgnen überfielen und dann den Namen ihrer Feinde[2]) (als die der Mörder) proklamierten; dadurch dass sie sie bewogen, mit hierzu tauglichen Weibern Tag und Nacht der Lust zu pflegen und ihnen so die Schwindsucht erzeugten; dadurch dass sie geschickt an Kleider, Schmucksachen, Kränze, Schminke u. s. w. Gift thaten; dadurch dass sie unter dem Vorgeben der medizinischen Behandlung die Krankheiten verstärkten, und durch andere Mittel.

Darauf stachelte Vasantabhānu den Fürsten von Vānavāsī, namens Bhānuvarman, auf und liess ihn den Anantavarman mit Krieg überziehen. Und als von jenem (Bhānuvarman) die Grenzen des Reichs überfallen worden waren, [203] liess Anantavarman ein Heer aufbrechen, um ihn anzugreifen. Vor allen Vasallen kam der Fürst der Açmakas herbei und ward ihm darum sehr lieb. Auch die andern Vasallen versammelten sich. Und sie zogen hin und lagerten sich nahe beim Ufer der Narmadā. Bei dieser Gelegenheit rief Anantavarman die eigne Tänzerin des Grossvasallen Avantideva, des Herrn der Kuntalas, die Kshmātalorvaçī, deren Tanzgeschicklichkeit von Candrapālita und den andern über die Maassen gepriesen ward, zu sich und sah ihrem Tanze zu. Und übermässig in sie verliebt, genoss

[1]) Oder: „Solche unter den Vasallen, in den Städten und auf dem Lande (dvandva von drei Gliedern), die nicht gebührlich wandelten."

[2]) D. h. die Namen der Feinde der also Ueberfallenen.

er sie, als sie von süssem Rauschtrank trunken war. Der Fürst der Açmakas aber sprach zu dem Herrn der Kuntalas im Geheimen: „Dieser pflichtvergessne König schändet unsre Weiber. Welche verächtliche Behandlung muss man dulden! Ich habe hundert Elefanten, und du hast fünfhundert. Drum wollen wir uns vereinigen und durch Einflüsterungen den Fürsten der Muralas Vīrasena, den Beherrscher der Ṛicīkas Ekavīra, den Herrn der Koṅkas Kumāragupta und den Gebieter der Sāsikhyas Nāgapāla auf unsre Seite ziehen. Und diese werden gewiss, weil sie seine Ungezogenheit nicht ertragen können, ganz unsrer Meinung, zu uns treten. Und dieser Fürst von Vānavāsī ist mein lieber Freund. Während der Ungezogne mit diesem vorne verwickelt ist, wollen wir von hinten auf ihn losschlagen. Und seine Schätze und Vehikel nehmen wir, sie verteilend.“ Als jener erfreut darauf eingegangen war, machte er diesen Vasallen zwanzig Prachtgewänder und fünfzig goldne und saffranene Wolldecken zum Geschenk, beredete sich durch hiezu passenden Mund mit ihnen und zog sie in seinen Anschlag hinein.

Des andern Tages fiel Anantavarman infolge seines Hasses gegen die Staatsklugheit diesen Vasallen und dem Fürsten von Vānavāsī zur Beute. Und Vasantabhānu, der seine zerstreuten Schätze und Vehikel in seine Gewalt gebracht hatte, sprach, aus Verschlagenheit allen sich gefügig zeigend: „Teilt und nehmt je nach der heissen Arbeit und der Macht! Wollt ihr mirs gestatten, bin ich mit irgend einem Anteile zufrieden“ [oder: Ich bin mit irgend einem Anteile zufrieden, den ihr mir gestattet]; und indem er so durch eben diesen Köder [aus Veranlassung eben dieser Beute] einen Streit unter sie brachte, vernichtete er all diese Vasallen. Und all ihren Besitz verschlang er selber. Den Fürsten von Vānavāsī begnadete er mit einem gewissen Anteile, kehrte zurück und eignete sich das ganze Reich des Anantavarman zu.

In dieser Zeit nahm der alte Minister Vasurakshita, der sich mit einigen von Alters her im Dienste des Fürstenhauses stehenden Männern vereinigte, diesen Knaben Bhāskaravarman, seine ältere, dreizehnjährige Schwester Mañjuvādinī und die Mutter der beiden, [204] die Hauptgemahlin Vasundharā und

machte sich mit ihnen davon, aber in brennendem Schmerzensfieber darüber, dass dieses Unglück hatte geschehen müssen, verliess er den Leib. Von Freunden aber wie meinesgleichen ward die Königin nach Mahishmatī geführt und dem Stiefbruder ihres Gatten, dem Mitravarman, dargestellt. Und dieser Unedle hatte auf die Edle andre Absichten. Und von ihr ausgescholten, dachte er: „Als Weib von untadeligem Wandel will diese ihren Sohn des Königtums würdig machen," und er trachtete deshalb aus Unbarmherzigkeit danach, diesen Knaben zu töten. Als die Königin das inne ward, befahl sie mir: „Väterchen Nālījaṅgha, wohne du mit diesem Knaben, solange er noch lebt, irgendwo, indem du Acht giebst [oder: nachdem du ihn irgend wohin gebracht hast]. Wenn auch ich am Leben bleibe, so will ich ihm nacheilen. Lass mich, wenn du in Sicherheit bist, Nachricht von dir wissen." Ich aber brachte ihn auf irgend eine Weise aus den Palasthallen, die von Unruhhallen erfüllt waren, und drang hinein in den Vindhyawald. Nachdem ich, um den von der Fusswanderung Leidenden sich erholen zu lassen, ihn in einer Hirtenstation einige Tage zur Ruhe bewogen hatte, eilte ich, da ich auch hier mit Leuten des Königs zusammenzutreffen fürchtete, eine weite Wegstrecke fort. Da bin ich, indem ich dem von schrecklichem Durst Gequälten Wasser geben wollte, an diesem Brunnen abgeglitten und hineingefallen und dann von dir begnadet worden. Da sei von nun an die Zuflucht dieses zufluchtslosen Königssohnes!" Bei diesen Worten legte er seine gefalteten Hände an die Stirne.

„Von welchem Geschlecht ist seine Mutter [wörtlich: Wem gehört denn seine Mutter ihrer Geburt nach an]?" Also fragte ich, und jener sagte: „Mit der Tochter des Kaufmanns Vaiçravaṇa von Pāṭaliputra, der Sāgaradattā, ward von dem Koçalafürsten Kusumadhanvan die Mutter dieses Knaben gezeugt." „Wenn dem so ist, dann haben seine Mutter und mein Vater einen Grossvater von der mütterlichen Seite her." Mit diesen Worten umarmte ich ihn liebevoll. Der Alte sagte: „Welcher unter den Söhnen des Sindhudatta ist dein Vater?" „Suçruta." Als ich so gesprochen hatte, freute er sich über die Maassen. Nachdem ich mich aber anheischig gemacht: „Ich will diesen auf seine Staatsklugheit eingebildeten Açmakafürsten durch

Staatsklugheit austilgen und diesen Knaben in die väterliche Würde wieder einsetzen," überlegte ich: „Wie kann ich diesem seinen Hunger stillen?" Unterdessen stürzten zwei Gazellen, die drei Pfeilen eines Jägers entronnen waren, herbei, samt diesem Jäger. Aus seiner Hand nahm ich die beiden noch übrigen Pfeile und den Bogen und schoss. Die eine fiel, indem der Pfeil mit den Federn in ihr stecken blieb, die andre, indem er samt den Federn an der andern Seite wieder herausdrang. Nachdem ich die eine Gazelle dem Jäger gegeben hatte, [205] befreite ich die andre von Haar und Haut, entfernte die Lunge, weidete die Gazelle aus, zerteilte sie, that Schenkel, Knochen, Hals u. s. w. an einen Spiess, an die Kohlen eines im Walde entzündeten Feuers, und befriedigte mit dem heissen Fleische den Hunger der beiden und meinen eignen vollständig.

Den Kirāta, der über meine Tüchtigkeit in diesem Werke über die Maassen erfreut war, fragte ich: „Weisst du Nachricht von Mahishmatī?" Jener berichtete: „Ich bin eben heute zurückgekehrt, nachdem ich dort Tigerhäute und Schläuche verkauft hatte. Was sollte ich nichts wissen! Über die Kunde: „Pracaṇḍavarman, der jüngere Bruder des Caṇḍavarman naht, um die Tochter des Mitravarman Mañjuvādinī zu bekommen" ist die Stadt festerfüllt."

Da sagte ich dem Alten in's Ohr: „Der Schelm Mitravarman will, durch gebührliches Verfahren gegen die Tochter, der Mutter Vertrauen erwecken, durch ihren Mund den Knaben wieder herbeiziehen und so ihn töten. Kehre du zurück, teile der Königin heimlich sein Wohlbefinden und Nachricht von mir mit und schreie dann öffentlich aus: „Der Prinz ward von einem Tiger gefressen!" Der Dummkopf [Bösewicht] wird, im Innern erfreut, äusserlich Schmerz zeigend, die Königin zu beschwichtigen suchen. Weiter soll sie ihn dann durch deinen Mund also anreden lassen: „Sogar der Knabe, um dessentwillen ich deiner Absicht zuwidergehandelt habe, ist infolge meiner Sünde in die andre Welt gegangen. Jetzt aber thue ich nur nach deinem Geheisse." Also angeredet, wird er in Freude versetzt werden und herbeistürzen. Weiter muss sie Wasser mit diesem starken Gifte namens Vatsanābha (Kalbsnabel) zusammenrühren, einen Kranz hineintauchen und mit dem ihn

auf Brust und Gesicht schlagen. „Dies hier soll ein Schwertstreich für dich Erzbösewicht sein, wenn ich ein gattentreues Weib bin."[1]) Weiter soll sie in Wasser, das mit dieser Arznei gemischt ist, jenen Kranz eintauchen und ihn dann ihrer Tochter geben. Wenn aber jener (Mitravarman) gestorben und diese unverändert geblieben ist, so werden die Unterthanen ihr zu Willen sein in der Meinung: „Sie ist ein tugendhaftes Weib (satī)." Weiter soll dem Pracaṇḍavarman [206] gemeldet werden: „Führerlos ist dieses Reich. Eigne dir zusammen mit ihm dies junge Mädchen zu!" Unterdessen wollen wir beiden, in Kāpālikakleidung[2]) vermummt, indem die Königin uns Almosen giebt, draussen vor der Stadt bei der Leichenstätte wohnen. Weiter soll die Königin die Gildemeister, Bürgerältesten und die tüchtigsten Ministergreise an einem einsamen Orte also anreden: „Im Traum ist mir heute von der bergbewohnenden Göttin Huld erwiesen worden: „Heute in vier Tagen wird Pracaṇḍavarman sterben. Am fünften Tage wird in meinem am Ufer der Revā befindlichen Tempel ein Brahmanenjüngling, wenn die Leute durch Prüfung gesehen haben, dass alles menschenleer ist und dann hinausgegangen sind, das Thor öffnen und mit deinem Sohne hervorkommen. Er wird dieses Reich behüten und deinen Knaben wieder einsetzen. Denn den Knaben habe ich ja in Tigergestalt in der Verborgenheit gehalten. Und das Kind hier Mañjuvādinī ist jenem Brahmanensohn als Weib bestimmt." So sprach sie. Drum soll dies übergrosse Geheimnis ganz unter Euch verborgen bleiben, bis dass sich dies ereignet hat."

Er (Nālījaṅgha) ging jetzt sehr froh hin, und die Sache ward ausgeführt, wie sie ausgedacht war. Und nach allen Himmelsrichtungen hin lief das Gerücht: „Ach, gross ist die Majestät der gattentreuen Frauen. Denn wirklich ein Schwerthieb ist der Schlag mit dem Kranze bei ihm geworden. Und es ist nicht möglich zu sagen: „Dies Werk ist mit Hinterlist verbunden," weil eben jenes Gewinde, ihrer Tochter gegeben, ihr Brüsteschmuck geworden ist, nicht ihr Tod. Wer dieser Gattentreuen Geheiss überschreitet, der wird zu Asche werden."

[1]) Vgl. Kathākoça (Tawney) S. 39 (2. Strophe).

[2]) Kāpālikas sind çivaitische Büsser, Bettelmönche, die Totenschädel (kapāla) tagen. Sie werden auch Mahāvratin, Pāçupata u. s. w. genannt.

Als sie darauf mich und ihren Sohn in der Tracht der Mahāvratin (Pāçupata) um ein Almosen eintreten sah, da erhob sie sich mit milchströmenden Brüsten und sprach freudeerfüllt: „Heiliger, sieh hier meine gefalteten Hände! Erweise Gnade dieser schützerlosen Person! Ich habe einen Traum, ist er wahr oder nicht? Ich sagte: „Du wirst seine Erfüllung heute noch sehen.“ „Wenn dem so ist, dann ist dieser Eurer Sklavin viel Glück geworden. Es ist ja ein Traum, der dieser hier einen Gatten verheisst.“ [207] Mit diesen Worten liess sie die Mañjuvādinī, die infolge der durch meinen Anblick hervorgesprossten Leidenschaft zag war, sich verneigen und sprach weiter in freudeschwangerer Weise: „Wenn das falsch ist, so muss ich morgen Euren jungen Kāpālika einsperren.“ Ich aber sagte mit Lächeln, indem meine Festigkeit verschlungen ward von dem leidenschaftversunkenen Blick der Mañjuvādinī: „Also geschehe es!“ Nachdem ich das Almosen empfangen hatte, winkte ich den Nālījaṅgha herzu, ging hinaus und fragte ihn dann, indem er mir folgte, leise also: „Wo ist jener dem Tode Geweihte [wörtlich: jener, dem nur kurze Lebensdauer bestimmt ist], der allgemein bekannte Pracaṇḍavarman?“[1]) Er sprach: „In dem Gedanken: „Dies Reich ist mein“ hat er alle Bedenken von sich geworfen und weilt in der königlichen Audienzlaube, ehrfurchtsvoll bedient von Schauspielern.“ „Wenn dem so ist, so bleibe hier im Garten!“

So wies ich den Alten an, legte an einer Seite der Mauer in einer öden Hütte meine Gewandung ab, beauftragte den Königssohn mit ihrer Hut, ging in Tracht und Spiel eines Schauspielers zu Pracaṇḍavarman hin und fesselte so seinen Sinn. Zu der Zeit aber, wo der Sonnenschein sich gerötet hatte, raffte ich die die Kenntnis einer Menschenversammlung sich zu Nutze machenden Künste zusammen, als da sind: Tanz, Gesang, ver-

[1]) Wohl besser: „Wo ist jener Caṇḍavarman, der als ein dem Tode Geweihter bekannt ist,“ als solcher wohl denen bekannt, denen es die Königin mitgeteilt hat. Oder es könnte auch das Geheimnis allgemein bekannt geworden sein und sich darauf apāstaçaṅko in Z. 7 (S. 207) beziehen. Vielleicht dürfte die Einschärfung, das Geheimnis zu bewahren, nur ein Witz sein. Grade so wird am ersten etwas bekannt, und das wollte ja Viçruta; denn jedermann sollte in Caṇḍavarmans Tod nur ein göttliches Gericht sehen.

schiedenartiges Weinen u. s. w., Umherlaufen auf den Händen, den „Hochfuss", den „Feuerbrand," den „Fusskranz", die Sprünge eines Skorpions, eines Delphins u. s. w., das Aufschnalzen eines Fisches u. s. w.,[1]) nahm immer wieder Dolche von solchen, die sich in meiner Nähe befanden, stellte, indem ich diese an meinen Leib legte, wundersame, schwer ausführbare [208] Künste, wie das Herabstossen eines Falken, das Herabstossen eines Meeradlers u. s. w. dar, traf den Pracaṇḍavarman, der in einem Abstande von zwanzig Bogenlängen sich postiert hatte, mit einem Dolch in die Brust, brüllte: „Es lebe tausend Jahre Vasantabhānu!", packte einen Spähersoldaten, der das Schwert erhoben hatte, meinen Leib zu zerhauen, oben an dem fettschulterigen Arme, machte ihn schon dadurch besinnungslos, und setzte, indem ich die verwirrten Leute die Augen emporzuheben veranlasste, über die zwei Mann hohe Mauer hinüber. Nachdem ich in den Park hinabgesprungen war, sagte ich: „Dies erscheint als der Pfad meiner Verfolger,"[2]) rannte auf dem Wege zwischen den Tamālas, der (scheinbar) unberührt von Fussspuren blieb, weil Nālījaṅgha den Sand wieder eben machte, die Mauer entlang in östlicher Richtung wieder zurück: dann lief ich südlich hin, während infolge der hochaufgeschichteten Ziegelsteinschichtung mein Dahinstürzen nicht gesehen werden konnte, setzte hinüber über den Ring der Mauer, des Erdwalls und des Grabens, trat in aller Schnelligkeit hinein in die öde Hütte, legte wieder meine vorige Kleidung an und ging mit dem Prinzen, indem ich schwer einen Durchgang fand, durch die Thore des von meiner That in lautes Getümmel versetzten Königshauses, hin zu der Gegend der Leichenstätte.

---

[1]) Die Namen dieser Kunststücke lassen wohl einigermassen erraten, was gemeint ist. Ueber den „Hochfuss" sagt der Komm. „Mit beiden Händen den Boden berührend (sich auf ihn stemmend) und die beiden Füsse nach oben steckend, schüttelte man heftig den Kopf; das ist der Hochfuss (ūrdhvapādam). Also Bharata im Kapitel vom Tanz. Beim „Feuerbrand" soll man nach dem Scholiasten das eine Bein in die Höhe heben, das andre krümmen und so umhertanzen (Gauklersprünge machen). Es ist jedenfalls gemeint, dass der Akrobat so schnell seine Glieder umherwirbelt, dass er wie ein im Kreise geschwungener, als ein einziges Feuerrad erscheinender Feuerbrand aussieht.

[2]) Oder vielleicht: „Dieser Pfad wird von meinen Verfolgern gesehen" (Gen. statt Dat., doch erwartet man in diesem Falle den Instrum.).

Schon vorher hatte ich in dem Hause der Durgā, grade in das Piedestal des Bildes der Göttin hinein, eine Höhlung gemacht, deren äussere Oeffnung ich mit einem Steine, so dick wie die ausgebrochne Seite stark war, verdeckt hatte.[1]) Als darauf die Mitternacht schwand, begaben wir beide uns in sehr kostbarem Juwelen-Schmuck und Gewändern aus feinem Zeug, beides von einem Eunuchen uns gebracht, in diese Höhlung hinein und verhielten uns stille. Die Königin aber, die schon am vorhergehenden Tage in würdiger Weise dem Mālaver Pracaṇḍavarman und Caṇḍavarman das Feuersakrament hatte zuteil werden[2]) und diesen Zustand als durch die Hinterlist des Fürsten der Açmakas herbeigeführt hatte verkünden lassen, kam des andern Tages in der Morgenfrühe, zusammen mit den Ältesten der Bürger, Minister und Vasallen herbei, mit denen sie vorher schon eine Verabredung getroffen hatte, erwies der Hehren Ehren, liess [209] vor allem Volk durch eine sorgfältige Untersuchung festsetzen, dass im Innern des Tempels kein Mensch sei, stand dann mit dem Volke hingerichteten Blickes da und liess ein sehr scharfes Paukengetön hervorbringen. Als mir von diesem durch einen sehr feinen Spalt hereindringenden Klang das Zeichen gegeben war, hob ich mit dem Kopfe den mit eisernen Füssen versehenen Sockel, der durch die Bemühung eines starken Mannes schwer zu verrücken war, samt dem Bilde auf, und indem ich die eine Seite mit beiden Händen hielt und die andre niedersetzte,[3]) begab ich mich hinaus. Auch den Prinzen liess ich herauskommen. Als ich darauf die Durgā so wie zuvor hingestellt hatte, öffnete ich das Thor, zeigte mich vor aller Augen und sprach zu den Spitzen des Staates, die mit Blicken, welche der gewissen Überzeugung beglückt waren, am

[1]) Das scheint die beste Auffassung dieser nicht ganz durchsichtigen, mehrdeutigen Stelle zu sein. Das Bild der Göttin oder doch das Piedestal war hohl, grade unter die Statue führte der (wohl unterirdische) Gang, den Viçruta aussen vom Tempel aus in diesen hineingrub. Was da der so genau beschriebne, in die äussre Oeffnung gefügte Stein soll, ist mir nicht recht klar. An eine Oeffnung zu denken, die er in das Götterbild selber gebrochen hätte, ist den Worten nach möglich, stimmt aber sonst wohl nicht.

[2]) Die Verbrennung der Leichen ist gemeint.

[3]) ekato niveçya wörtlich: „ihn auf einer (der andern) Seite niedersetzte."

Körper sich emporsträubenden Härchen, ehrfurchtsvoll gefaltenen, emporgehaltenen Händen und gewachsenem Erstaunen vor mir niederfielen: „Also befiehlt euch die vindhyabewohnende Göttin durch meinen Mund: „Dieser Königssohn, den ich in Tigergestalt, als er im Unglück war, voll Mitleid verbarg, ist euch heute von mir gegeben worden. Ihn sollt ihr von heute an liebreich aufnehmen, weil er als mein Sohn eine mächtige Mutter auf seiner Seite hat." Und ich, der ich den in seiner — durch die Verschlagenheit in der Ausführung von zehn Millionen schwer ausführbarer Betrügereien ruhmreichen und ruchtbaren — Prellerei grimmgrausamen Krug von Kriegsherrn der Açmaker umzurühren mich rührig und rüstig fühle, bin der Schirmer des Knaben. Das wisset. Und als Lohn für die Schirmung ist mir von der Edeln (Durgā) dieses Prinzen schönbrauige Schwester hier bewilligt worden."

Als die Spitzen des Staates das gehört hatten, sprachen sie: „Ach, glücklich ist das Bhojageschlecht, weil du von der Edeln ihm als Beschützer gegeben wurdest!" und freuten sich sehr. Sie aber, meine Schwiegermutter, geriet in einen Wonnezustand, der ausserhalb des Bereichs der Worte liegt. Und noch an dem Tage liess sie mich die schossengleiche Hand der Mañjuvādinī ergreifen. Und als die Nacht hereingebrochen war, füllte ich die Höhlung wieder ordentlich zu. Da die Leute keine Blösse an mir finden konnten, der ich ihnen durch Anwendung verschiedener Mittel angab, was sie verloren hatten, was sie in der geschlossenen Hand hielten, was sie dachten u. s. w, so hielten sie mich für den (inkarnierten) Teil eines Himmlischen (Gottes) und überschritten mein Geheiss nicht. Und des Königssohnes ihm Ansehen verschaffender Ruhm: „Er ist der Sohn der Edeln" verbreitete sich. An einem glücklichen Tage liess ich ihn, schön zurecht gemacht, beim Lehrer einführen, und indem ich ihn vom Hauspriester die Lebensklugheit (nīti) lehren liess, besorgte ich die Reichsgeschäfte.

Und ich dachte: „Ein Reich ist von den drei Kräften (çakti) abhängig. [210] Und die Kräfte: Rat, Macht und Energie rücken voran im Werke, wenn sie sich gegenseitig unterstützen. Denn durch Rat werden die Dinge beschlossen, durch Macht begonnen, durch Energie hinausgeführt. Nun bringt der Baum der Staats-

lenkerweisheit dem Lenker Nutzen, wenn er den fünffachen Rat als Wurzel hat, die zweigestaltige Macht als Stamm, die vierfältige Energie als Zweige, die zweiundsiebzig konstituierenden Staatsteile als Blätter, das sechsfache Verfahren als Schossen, den Erfolg der Kräfte als Blüte und Frucht.[1]) Und einer, der keinen Genossen hat, kann wegen der Mannigfaltigkeit der Beziehungen (Fächer, Branchen) schwer von ihm Vorteil ziehen. Der Minister des Mitravarman nun, Aryaketu mit Namen, gehört wegen der Abstammung aus dem Koçalageschlecht zur Partei der Mutter des Prinzen und ist mit Ministervorzügen ausgestattet; weil Mitravarman sein Gutachten missachtete,[2]) ist er vernichtet worden. Wenn der gewonnen wäre, so wäre es hübsch."

Darauf instruierte ich den Nālījaṅgha im Geheimen: „Väterchen, sprich abseits zu dem edeln Āryaketu: „Was ist denn das für ein Gaukelmann, der die Herrlichkeit dieses Reiches geniesst? Und dieser unser Prinz ward von dieser Schlange gepackt.[3]) Wird er von ihr wohl ausgespieen oder verschlungen werden?" Was er sagt, das musst du mich wissen lassen."

Er berichtete mir ein andermal also: „Nachdem ich ihn wiederholte Male mit Geschenken geehrt, mannigfaltige Gespräche auf die Bahn gebracht, ihm Hände und Füsse gestreichelt

[1]) Ich übersetze nach Peterson, der karoti statt karota hat. Der Sinn ist im Wesentlichen nicht verschieden („Der Baum . . . . soll . . Nutzen bringen"). Der fünffache Rat heisst: Genossen, Mittel, Werkzeug, Unterscheidung von Ort und Zeit, Abhilfe gegen Unglück. Die zwei Gestalten der Macht sind Schatz und Stock (Gewalt). Die Energie bethätigt sich darin, dass man gegen den Feind 1) gute Worte, 2) Geschenke, 3) Entzweiung, 4) Gewalt ins Feld führt. Das sechsfache Verfahren der Fürsten in der auswärtigen Politik heisst: Friede, Krieg, Marsch (gegen den Feind), Beziehen eines Lagers (und Abwarten), Entzweiung, Anschluss (Zuflucht zu stärkerm Bundesgenossen). Für den Erfolg der Kräfte als Blüte und Frucht ist vielleicht zu setzen: „die Kräfte und die Erfolge als Blüte und Frucht." So nach der Padacandrikā und nach Tarkavacaspati. Die „Erfolge" sind die durch die drei „Kräfte" erreichbaren Dinge: Land, Gold, Freunde.

[2]) Oder: „sein Erachten verachtete."

[3]) Das Wort bhujaṅga ist doppelsinnig: „Schlange" und „Lebemann, Schranze." Ich konnte leider kein deutsches Wort finden, dass beidem entspräche. Merkwürdig ist nur, dass der Komm. diese Zweideutigkeit des Ausdrucks nicht erwähnt: denn dergleichen entgeht den indischen Scholiasten selten.

hatte, fragte ich ihn, als er mir durch übergrosse Vertraulichkeit eine Gelegenheit gegeben hatte, in der von dir angegebenen klugen Weise. Und er liess sich also vernehmen: „Mein Lieber, sprich nicht so! Vor Augen liegende Reinheit der Herkunft, ungewöhnliche Verstandesgewandtheit, übermenschliche Kraft und Stärke, unermesslicher Edelsinn, überaus wunderbare Wurfwaffengeschicklichkeit, nicht geringe Kenntnis der Künste, huldvoll sanfter Sinn, unwiderstehlicher, stets den Feinden zugewendeter Heldenmut: diese Tugenden, die sonst einzeln schwer zu finden sind, vereinigen sich alle in ihm. Für die Feinde ist er ein Cirabilvabaum,[1]) für die ihm Geneigten aber ein Sandelbaum. Wisse, dass durch ihn der Açmakafürst, der sich für einen Staatsweisheitkundigen hält, vernichtet wird und dieser Königssohn in die Würde seines Vaters eintritt! Da ist kein Zweifel zu hegen."

Als ich das gehört und ihn immer wieder durch Hinterlisten auf die Probe gestellt hatte, machte ich ihn zum Genossen meiner Entschliessungen. Mit ihm verbunden setzte ich mit Wahrhaftigkeit und Lauterkeit (Reinheit) begabte Minister und mit verschiednen Merkmalen (Zeichen) ausgerüstete Geheimdiener ein. „Wenn ich von ihnen vernommen habe,[2]) dass der Kreis der Unterthanen geizig, reich, überaus dünkelhaft, meist ungehorsam ist, so will ich Freiheit von Geiz predigen lassen, die Frömmigkeit emporbringen, die Ungläubigen quälen, die Dornen (Feinde) ausreuten, die Schelmenstücke der Feinde abwehren, die vier Kasten zur Übung der Werke bringen, die ihnen Gesetz sind, und so Geld sammeln. Denn im Gelde hat die Inangriffnahme der verschiednen Handlungen der Gewalt ihre Wurzel. Da giebt es nichts Schlimmeres als die Schwäche." Also überlegte ich und befolgte die Mittel."

So lautet in Herrn Daṇḍins Werk Daçakumāracaritam der achte Abschnitt, genannt Viçrutas Abenteuer.

[1]) Nach der padacandrikā ist der Cirabilva ein Giftbaum, nach Tarkavacaspati eine Karañjaart und deswegen genannt, weil dieser Baum unbeugsam ist.

[2]) Oder: „Da ich von ihnen vernommen habe".

Nachträge.

Seite 1:

Eine deutsche Übersetzung aus dem Holländischen erschien 1663 in Nürnberg.

Seite 3:

Wie gut indisch mein Ausdruck ‚erotisches Nirwāna' ist, bestätigt sich mir jetzt noch nachträglich. Im Brahmajāla-Sutta wird unter dem grossen Heer von Philosophen und Philosophemen auch eine Schule aufgeführt, die das Nirwāna nur im Sinnengenusse lehrt. Idha, bhikkhave, ekacco samaṇo vā brāhmaṇo vā evaṃvādī hoti evaṃdiṭṭhī: „Yato kho bho ayaṃ attā pañcahi kāmaguṇehi samappito samaṅgibhūto paricāreti, ettāvatā kho bho ayaṃ attā paramadiṭṭhadhammanibbānaṃ patto hotīti. Dīgha-Nikāya ed. Rhys Davids & Carpenter I, p. 36.

Seite 22 unten:

Sehr schön ist die Geschichte von Angulimālo. Im 86. Sutta des Majjhima-Nikāya geht Buddha waffenlos und ganz allein hinaus zu dem Orte, wo der berühmte Räuber Angulimālo wohnt. Dieser plündert Stadt und Land, ist schnell wie ein Ross oder ein Elefant und so tapfer, dass er alle in die Flucht schlägt oder gefangen nimmt; niemand kann ihn überwinden oder dem Gerichte überliefern. Aus den Fingern derer, die er erschlagen hat, trägt er einen Kranz; daher sein Name „Fingerkranz" (Angulimālo). Aber von des göttlichen Meisters herrlichem Wesen fällt ein Strahl in seine dunkle, wilde Seele, er sinkt als Jünger zu des Weisen Füssen nieder und wird später ein Arahat (Vollendeter). Der Hymnus dieses bekehrten Bösewichts ward auch in die „Lieder der Mönche" aufgenommen (Thera-Gāthā 866 ff.).

Seite 27 Anm. 1:

Therī-Gāthā (ed. Pischel) pp. 184 sqq. (Komm. zu No. 107—11) Besonders diese letzte Stelle zeigt viele Verschiedenheiten von der oben gegebenen Form.

Seite 31.

Zu der Stelle von dem brutalen Irländer, dem die Hindus nach seinem Tode Opfer aus Schnaps, Bier etc. darbrachten, cf. Manu XI, 96.

Seite 32, am Ende der Anmerkung:

Auch nach Manu VIII, 318; XI 101 geht ein vom König dem Tode überantworteter Verbrecher direkt in den Himmel. — Dass Räuber nach ihrem Tode als Geister verehrt worden, ist wirklich in Indien gebräuchlich. Siehe Monier-Williams, Brahmanism and Hinduism p. 260 und vgl. das vorhergehende Kapitel. Auch nach Schlagintweit Indien I, 128, 129 werden tote Mörder im modernen Indien als Gottheiten Gegenstand des Kultus.

Seite 37:

Am Schluss der Stelle über die grausamen Strafen mit ihrem Henkerslang ist anzufügen: Ueber verschiedne schimpfliche Strafen der Diebe und Räuber siehe auch Sumaṅgala-Vilāsinī I, 296 (dem Uebelthäter wird der Kopf so rasiert, dass fünf Haarschöpfchen stehen bleiben, man begiesst ihn mit Kuhmist, am Halse muss er ein Zeichen seiner Schande tragen u. s. w.).

Seite 38:

Eine interessante Liste von Betrügerstückchen, die man freilich zum grossen Teil in Indien grade wie bei uns als vollkommen ‚ehrbares' Mitglied der menschlichen Gesellschaft tagtäglich üben kann, bietet Sumaṅgalavilāsinī I, 79, 80. Ich gebe daraus nur eine Stelle wieder, denn sie zeigt, wie alt schon die uns allen so wohlbekannte Vexiergeschichte von den beiden Flinten ist. Es kommt nämlich ein Jäger mit einer Antelope und einem Antelopenjungen daher. Zu ihm sagt ein Schelm (dhutto): „Was kostet die Antelope und was das Antelopenjunge?" „Die Antelope zwei Kahāpaṇas, das Antelopenjunge einen Kahāpaṇa." Auf diese Antwort hin giebt er einen Kahāpaṇa und nimmt das Antelopenjunge mit, kehrt aber, nachdem

er ein Stückchen gegangen ist, wieder zurück und spricht: „Das Antelopenjunge kann ich nicht brauchen; gieb mir die Antelope!“ „Dann gieb mir zwei Kahāpaṇas dafür!“ Er entgegnet: „Ich habe dir ja vorhin einen Kahāpaṇa gegeben, nicht wahr?“ „Allerdings!‘ „Nimm nun noch dies Antelopenjunge, so wird jener Kahāpaṇa und dies Antelopenjunge, das einen Kahāpaṇa wert ist, zwei Kahāpaṇas ausmachen.“ Der Jäger denkt: „Was er sagt, hat Grund,“ nimmt das Antelopenjunge und giebt ihm die Antelope.

Seite 40

lies 80000 statt 84000. Cf. Rājataraṅgiṇī I, 318 ff.

Seite 41, Schluss der Anmerkung:

Manu erklärt (III, 56):

Yatra nāryas tu pūjyante
ramante tatra devatāh;
yatraitās tu na pūjyante
sarvās tatrāphalāḥ kriyāḥ.

(Wo die Frauen geehrt werden, da freuen sich die Gottheiten; wo sie aber nicht geehrt werden, da sind alle guten Werke fruchtlos).

Seite 43, zu Anm. 2:

Besonders belehrend ist Rājataraṅgiṇī (Stein) III, 514, wo erklärt wird, die Frauen seien eben allen gemeinsam als sechster indriyārtha (Sinnesobjekt), neben rūpa, çabda, gandha, rasa, sparça, den Gegenständen der übrigen fünf Sinne. Jeder kann die Rose anschauen und ihren Duft riechen, sie fährt fort zu prangen, schön für alle.

Einer Dirne schön Gesicht
Muss allgemein sein wie das Sonnenlicht.
(Wallensteins Lager).

Die Historie von Durlabhavardhana, seiner Gattin Anaṅgalekhā und dem Minister Khaṅkha, die in dem kaçmīrischen Geschichtsbuch an jener Stelle (III, 496 ff) berichtet wird, ist sehr beachtenswert.

Seite 44 zu Anm. 2:

Zum Kapitel von der Frauenbewachung vgl. Manu IX, 1 ff.

Seite 48, Zeile 7 v. o.

muss stehen: Im 58. Taraṅga etc. (nicht: im 63. Tar.).

Seite 49, Anm.:

Kṣemendra's Samayamātṛikā und Kalāvilāsa (nebst dem Kuṭṭanīmata) will ich in einem besonderen Buche behandeln, das bald erscheinen soll.

Seite 51:

Zu dem Satze: „Sängervolk und Meister des musikalischen Spiels liessen sich öfters im Wettbewerb hören; Aufführungen mit Gesang, Spiel und Tanz waren gewöhnlich, allerhand Künste wurden gezeigt" ist die Anmerkung unter den Text zu setzen: „Ueber verschiedne Vergnügungen und allerlei Arten von Schaustellungen vgl. namentlich auch Dīgha-Nikāya I, 6; Sumaṅgala-Vilāsinī p. 84."

Seite 54:

Die Geschichte von der Hetäre, die beim König in Ungnade gefallen, den Büsser Kisavaccha anspuckt etc. schliesst: „Der König erinnerte sich ihrer und setzte sie wieder in ihre ursprüngliche Stellung ein". Nach diesen Worten ist in den Text einzufügen: In Ujjayiṇī wohnt die Hetäre Padumavatī und erfüllt Stadt und Land mit dem Ruhme ihrer Schönheit und sonstiger hoher Vorzüge. König Bimbisāra hört von ihr, will sie sehen und lässt sich durch einen dienstbaren Geist (yaksha) seines Hauskaplans dahin bringen, „wo ihr Odem weht." Zu eines Toggenburg romantisch anhimmelndem Schmachten vor dem Schreine der Schönheit verspürt er aber wenig Beruf, sondern er geniesst die gute Gabe Gottes noch in selbiger Nacht (Therī-Gāthā p. 178, Komm. zu No. 33 u. 34).

Seite 55:

Zu der Geschichte von der Unmādinī ist hinzuzufügen: Therī-Gāthā p. 200 bewerben sich viele um ein sehr schönes Mädchen. Man kann sie aber doch nur einem geben, und beleidigen will man die andern nicht. Man bringt sie darum ins Bordell, „so gehört sie allen", und ihre Verwandten sind aus der ganz vertrackten Klemme. — Eine ähnliche Geschichte wie die von der Unmādinī bietet Rājataraṅgiṇī IV, 17—37. Hier

nimmt aber der verliebte König die Schöne, die ihm ihr Gatte anbietet und im Tempel aussetzt, bereitwillig an.

Seite 65:

Zu der Anmerkung, die von den Weintrauben in Indien und den edeln Rossen handelt, ist nach Raghuvaṃça IV, 70 auch noch: Sumaṅgala-Vilāsinī I, 124 einzufügen.

Seite 71, Anm:

Vgl. Karpūramañjarī p. 42.

Seite 75, Anm.

ist anzuhängen: Itivuttaka 25 und Dhammapadam 176 wird uns versichert, dem Lügner sei keine Uebelthat unmöglich, und Manu erklärt (II, 83): Maunāt satyaṃ viçishyate (Besser als Büsserheiligkeit ist die Wahrheit).

Seite 76, Anm.

lies 238 statt 96.

Seite 78, Zeile 4:

„Heute müssen wir nach Cakrapura gehen zur allgemeinen Hexenversammlung." Dazu ist zu bemerken: Mit Unrecht sagt Stein in seiner Uebersetzung der Rājataraṅginī (VI, note zu 108—112) cakramelaka fände sich nur an dieser Stelle. In der mitgeteilten Geschichte des Kathās. steht es zweimal. Vielleicht könnte man das Wort an jener Stelle der kaçmīrischen Chronik auch als allgemeine Hexenversammlung fassen. Stein sieht, freilich mit einigem Bedenken, einen Eigennamen darin.

Seite 85, Anm. 1:

Der geistreiche Richard F. Burton freilich sagt in seinem prächtigen Buche Vikram and the Vampire 1870 p. 260 (The Magic Pill): She replied, ‚I am of the Brahman or priestly caste, he is the son of a Kshatriya or warrior: the law directs that before we twain wed, he should perform Yatra (pilgrimage to all the holy places). Ob jedoch der Minister des Königs ein Kshatriya war, wissen wir nicht.

Seite 106, Z. 6 v. u.:

Welch entsetzliches Tier der König ist, darüber mag man auch Manu IV, 84 ff. befragen.

Seite 111 ist am Schlusse der Anmerkung hinzuzufügen:

In ihrer Art kaum minder schön findet sich die Idee bei Manu (IV, 240 ff.):

Ekaḥ prajāyate jantur,
eka eva pralīyate,
eko 'nubhuṅkte sukṛitam,
eka eva ca dushkṛitam.

Mṛitaṃ çarīraṃ utsṛijya
kāshṭaloshṭasamaṃ kshitau
vimukhā bāndhavā yānti;
dharmas tam anugacchati

Tasmād dharmaṃ sahāyārthaṃ
nityaṃ saṃcinuyāc chanaiḥ:
dharmeṇa hi sahāyena
tamas tarati dustaram.

„Allein begrüsst der Mensch das Leben,
Allein entschwindet er in Nacht,
Allein geniesst er gutes Streben,
Allein, was Böses er vollbracht.

Wie Erde wirft zur Erde nieder
Den Toten, wer von Lieb' ihm sprach,
Er geht davon und kehrt nicht wieder.
Das Gute folgt dem Toten nach.

Dass ein Genoss dir möge werden,
Häuf still das Gute immerzu!
Denn mit dem Guten als Gefährten
Entrinnst dem dichten Dunkel du."

Seite 114 ist zur Schilderung des indischen Materialismus noch zu vergleichen:

Majjhima-Nikāya Sutta 60, Sutta 76, Sutta 102; im Dīgha-Nikāya das Brahmajāla-Sutta und bes. Dīgha-Nikāya I p. 52 ff. Udāna VI, 4 u. 5. Hillebrandt, Alt-Indien. Breslau 1899, S. 168 ff.

Seite 115, Anm. 1:

Sumaṅgala-Vilāsinī I, 97 hören wir, dass man sehr gewöhnlich eine Gottheit in einen Spiegel oder in den Leib eines

Mädchens herniederzitierte und sie allerhand Geheimnisse offenbaren liess.

Seite 121:

Ich hätte wohl erwähnen sollen, dass Bühler Vāmanas Lebenszeit vor der Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. ansetzt. Schönberg stützt diese Annahme (Sitzungsber. d. Wiener Ak. hist.-phil. Klasse Bd. 106, Seite 488).

Seite 192, Anm.:

Hinzuzufügen ist noch Sumaṅgala-Vilāsinī I, 289.

Seite 194, Anm.:

Höchst interessant sind auch die wunderbaren Kunststücke, die der famose fromme Wüstling Bhairavānanda kraft seiner Zaubermacht dem Zuschauer vorführen kann. Karpūramañjarī (Harvard Oriental Series vol. IV) I, 25. Dem Prākrittexte dieses Dramas ist eine treffliche englische Uebersetzung von Lanmans Meisterhand beigegeben.

Seite 196, Anm.:

Die Stelle ist jedenfalls vielmehr so zu verstehen: Wilson schon giebt an, die Anhänger Vishṇus in Bengalen hätten eine populäre Legende, wonach Sarasvatī, Lakshmī und Gaṅgā ursprünglich alle drei Vishṇus Gemahlinnen gewesen wären. Die Göttin der Gelehrsamkeit aber glich ihren Schützlingen auf Erden, den Gelehrten, zu sehr: sie war höchst unverträglich. Der heldenhafte Gott sah, dass es leichter sei Dämonen als zankende Weiber zu bemeistern, und dass eine Frau ihm vollauf zu schaffen machen würde. So schenkte er Brahma die Sarasvatī und die Gaṅgā dem Çiva. Auf diese ehelichen Zwistigkeiten spielt der erste Vers im Kommentar zu Sāhityadarpaṇa § 744 an.

Seite 202, Z. 1 v. u.

lies Karṇikāra-Blüte statt -baum. Die Karṇikārablüte ist gelb und wird in Vergleichen öfters angewendet. Vgl. z. B. Mahāparinibbānasutta ed. Childers p. 29; Majjhima-Nikāya II, p. 13 (Ausg. der Pāli Text Society).

Seite 212:

Eine treffliche Bearbeitung dieser Erzählung von dem ver-

führten Büsser Marīci findet sich in Burton's Vikram and the Vampire (1870) p. 25 ff.

Seite 279:

Sumaṅgala-Vilāsinī I, p. 89 erfahren wir, dass cīraka auch einen Haarschmuck bezeichnet, der oft aus Gold gemacht war. Ich glaube, cīracūḍikā oder doch cīra allein hat an unserer Stelle dieselbe Bedeutung. Nur dies scheint in den Zusammenhang vollkommen hineinzupassen.

Seite 334, Anm. 3:

Am Ende ist doch die Auffassung, die wohl bei jedem zuerst auftaucht, die richtige. Man versteht vielleicht den absichtlich von mir dunkel wiedergegebnen Ausdruck am besten von einem ersten hastigen Imbiss, den der Fürst sich erschnappt, ehe im dritten Achtel des Tages sein bekanntes kanonisches Frühstück eingenommen wird. Vgl. Burton, Vikram and the Vampire (1870) p. 6.

Sachregister.

A.

Ackerbau bei Brahmanen
Açoka 230. [97.
Alakā 265.
Alaṃkāra-Litteratur 119
Aloeholz 258.
Ambra 181.
Andropogon muricatus
Angriffswaffen 202. [188.
Apsaras 144.
Arekanuss 240.
Arrian 45.
Arthavṛittikā 55.
Asketen 7.
Aspasia 56.
Augensalbe s. Zaubersalbe.

B.

Ballspiel 290 f.
Bāṇa 126.
—, Kādambarī 124 f.
Bandello 11. [57, 64 f.
Berauschende Getränke
Berthold von Regensburg
Bestechung 34. [50.
Bestrafung der Diebe 34.
Betel 179, 185, 189, 282 etc.
Betelblatt 240.
Bettelnonne 306, 310.
Bettelnonne, buddhistische 80, 227.
Bhartṛihari 1, 104.
Bjälkin 79.
bimba-Lippen 142 etc.
Brahmanen a. Landwirthe
Buddha 8. [97.
Buddhismus 8.
Byron 2.

C.

cakora 191.
Cakravāka 142, 177, 182.
Çakuntalā 4.
Cāṇakya 160, 334.
candana 181, s. Sandel.
Candragupta 230.
carshaṇī 43.
Cārvākas 112, s. Materiacātaka 166. [listen.
celukkhepana 52.
Chandoviciti 130.
Chiromantie 161, 198, 300.
çilpakārikā 55.
cīracūlikā-Spangen 279.
corapāta 35.
çramaṇikā 310.
Çukasaptati 11, 40.
cūrṇapada (Ballspiel) 290.
Çvetāçvataropanishad 7.

D.

Daṇḍin, Styl 130 f.
—, Verhältniss zu Subandhu und Bāṇa 125.
— Werke 130.
— Zeit 120 ff.
dārikā 55.
Daśakumāracaritam, Kommentare 137.
—, Würdigung 131 f.
Diebe 12, 23.
Diebesgeschichten 23.
Diebshandwerkzeug 217.
Diebeskunst, Lehrbuch der, 12, 215.
Diebesregeln 23.
Diebstahl, Lehrbücher 12.

E.

Ehebruch, Strafe 63.
Einbrecherhandwerks-Elegants 57. [zeug 217.
Erzählungslitteratur in Indien 117.

F.

Falschspieler 216. [67.
Fortunati Wunschsäckel
Frauen in Indien 40 ff.
Fürsten 106.

G.

Gärten, öffentliche 50.
Gaṇeça 251.
gaṇikā 47, 53, 55.
Gauklerkünste 193 f.
Gauner 37 f.
Gelbwurz 181.
gitamārga (Ballspiel) 291.
gomutrikā 291 f.
Guṇāḍhya 120.

H.

Haarschneiden 158.
Hahnenkämpfe 51, 282.
halahala 257.
Hamerling 3.

haṃsa, glückbringend 179.
Haṭhayogapradīpikā 10,
Hegel 10. [u. s.
Henker 37.
Hetären 46 ff.
— Bildung 56.
— Klassen 55.
— Kniffe 49.
— Kunstfertigkeiten 206 ff.
— Lohn 47.
— Pflichten 58.
— Reichtum 48.
— Treue 48.
— Ruhm der Stadt 52.
Hetärenmutter, Pflichten 205 ff.
Hindu, Eigenart 2 f.
Hinrichtungsarten (24) 35.
Hochzeitsgebräuche 265,
— -schnur 199. [319.
Höllenstrafen 163.

J.

Jagd 341.
Jasminum grandiflorum —, Sambac 167, 285. [181.
Jātakamālā 54.
Inder des Ṛigveda 6.
Indus-Rosse 64, 65.
Jungfräulichkeit, Anzeichen 278.

K.

Kalāṅkura 215.
Kālidāsa 62, 119.
Kāmandakīya 159.
Kāmasūtra 11.
Kambodscharosse 65.
Kampfer 179, 185, 188, 189,
kaṇavera 24, 26. [240.
kāpālika 78.
kapikacchu 305.
Karṇīsuta 215.
Katechu 240.
Kauṭilya 159.
Kāvyādarśa 122 ff., 130.
Kāvya-Litteratur 67.
Königspflichten 90, 331,
Königswahl 94.
Kollyrium 178.
Konstantin 230.
koṇṭha, kuṇṭha 89.
Kuddālakajātaka 1.
Kühlende Mittel 188.
kulaṭā 55.
Kumārasaṃbhava 119.
kumbhadāsī 53, 55.
kumbhaka 327.
Kunstpoesie, indische 119.
Kunststücke 352.

L.

lampaṭīva tamo 128.
lāsikā 53, 55.
Leopardi 3.
Liebe in Indien 4.
, Definition 210.
liṅga s. Phalluskult.
Lotosarten 181, 182.

M.

Mahāummaggajātaka.
Malaya 142, 180.
Malaya-Wind 142, 180, 181,
mālikā 285. [183.
mallikā 167, 285.
Malutensilien 240.
māra-Liebesgott 3.
marālika 182.
Materialisten 107.
Maurya-Dynastie 230, 334.
Medium 114 f.
Meere, sieben 323.
Megasthenes 14, 44, 230.
Mennig 181.
moha, Synonymon für rati
Moschus 179, 239. [3.
Mṛicchakaṭikā 14.
— Verfasser 127.
Mūlabhadra 215.
Mūladeva 83, 215.

N.

nāga-Dämonen 114.
nagarasobhinī 47.
naṭī 55.
nirgranthikā 311.
Nirvāṇa, erotisches 3.

O.

Okkultismus 115.
Omār Khayyām 118.

P.

Panormitae Hermaphroparicārikā 55. [dita 12.
pattrabhaṅga u. ä. 239.
°latā 239.
°lekha 239.
Perdix rufa 191.
Peterson über Daṇḍin 121.
Pfau, glückbringend 179.
Pflügen 97.
Phalluskult 164.
Philosophie, indische 9.
Phryne 56.
Pischel-Geldner 6.
plāvinī 327.
prakāçavinashṭā 55.
Prinzenunterricht 158 f.
Proculus 59.
Prozessionen 50.
pūrvapīṭhikā 134.

R.

Raghuvaṃça 119.
rājahaṃsa 185, 200.
rasātala 181.
Räuber 12.
Räuber, Schutz dagegen
Räuberbanden 15. [20.
-geschichten 15 ff.
Reisschleim 99.
Reiszubereitung 302 f.
Ṛigveda 6.
Ringkämpfer 51.
Ṛishyaçṛiṅga 4.
Roger, Abraham 1.
Rosse, edle 64, 65.
rūpājīvā 55.

S.

sabhāsthāṇu 38.
sahakāra 181.

Salbe, magische 115.
Salomo, Urteil des 34.
Sandel 185, 208, 239, 258.
Sandel, gelb 179, 180, 181,
Sandel, rot 181. [187.
Sarasvatī 195.
Sarvadarśanasamgraha
sassikī 181. [112.
Schelmen 37.
Schemjaka, Urteil des 34.
Schlangenbiss, Heilung 219, 220.
—, Symptome 220.
Schmidt, R. 11.
Schmuck eines Mädchens
Schönberg 12. [178.
Schopenhauer 6.
Sesamkörner 115.
Spieler 38, 216.
Sport 51.
Spuckvirtuosen 240.
Stagnelius 2, 3, 10 etc.
surā 64.
surāchaṇo 64.
svairiṇī 55.

T.

tagara 181.
tilaka 239, 320.
tiraskriyā(-tiraskariṇī)44.
Tischlein deck' dich 67.
Traumtheorie 145. [65.
Trunkenheit der Frauen

U.

Upanishad 7.
uppala 181.

V.

Vāmana 121 f.
vaṇṇadāsī 47, 56.
vārastrī 55.
vatsanābha (Gift) 349.
Vātsyāyana 11, 43.
veçyāvīthī 46. [79.
Verlieben durch ein Bild
Verlieben im Traume 79.
Verlieben in eine Statue
viçeshaka 239. [104.
vilāsinī 55.
Virtuosen im Spucken, im Werfen 240.
Vischer, Fr. Th. 10.
Vishṇugupta 334.

W.

Wachtelkämpfe 51.
Wagenrennen 51.
Wein 65, 295.
Weiss, Farbe des Ruhmes und Lachens 141.
Widderkämpfe 51.
Wittwenverbrennung269.
Wohlgerüche 181.
Würfelspiel 38.
Würfelspieler, Kniffe 216.
Wunschkrug 67, 68.
Wunschsäckel 67.

Y.

Yaksha, macht Mädchen besessen 177.

Z.

Zauberkügelchen 83.
Zauberkünste 193 f.
Zaubersalbe 83, 174, 193,
Zeichensprache 98. [294.
Zucken im Arme oder Auge 276.

Im gleichen Verlage erscheint:

Beiträge zur

INDISCHEN EROTIK

Das Liebesleben des Sanskritvolkes

von **Richard Schmidt**

Erscheint in ca. 5 Lieferungen in gr. 8° à Mk. 6.—.)

Dieses Werk ist der erste Versuch, alles zusammenzustellen, was in den bisher bekannt gewordenen Sanskritwerken über die Liebe gesagt wird. Die Inder sind, das beweist das „Kamasutram", wahre Virtuosen auf sexuellem Gebiete: aber der wissenschaftliche Ernst, mit dem sie die Theorie der ars amandi ausgebildet haben und vortragen, kann nur alberner Prüderie anstössig erscheinen. Der Kulturhistoriker in erster Linie, der Arzt, der Botaniker, der Freund der Volkskunde und des Aberglaubens, der Jurist — alle werden gerade hier eine reiche Ausbeute machen.

Das Kāmasūtram des Vātsyāyana

Die indische Ars amatoria

das ist

Das Lehrbuch der Liebe.

Nebst dem vollständigen Commentare (Jayamangala) des Yaçodhara

aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von

Richard Schmidt.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Preis Mk. **16.—**, eleg. in Halbfrz. geb. Mk. **19.—**.

Eine neue Auflage von dem Kamasutram des Vatsyayana, der altindischen Kunst zu lieben, muss unbedingt die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf sich ziehen. Schon die Thatsache, dass die erste Auflage für ein Sanskritwerk so überraschend schnell abgesetzt worden ist, zeigt, dass das Kamasutram wirklich den Wert hat, der ihm von den competentesten Kennern indischer Litteratur beigemessen wird. Es ist eben kein trocknes, abschreckend gelehrtes Buch, sondern von solcher Tiefe der Gedanken, solcher Fülle des Stoffes, wie selten eines und dabei von solchem Ernste, dass auch die heikelsten Stellen nicht abstossend wirken können, es sei denn, dass der Leser selbst daran Schuld wäre.

Das Pancatantram

Eine altindische Märchensammlung

zum ersten Male übersetzt von

RICHARD SCHMIDT.

In gr. 8° Preis br. Mk. 12.— (oder in 3 Lieferungen à Mk. 4.—), eleg. gebd. Mk. 15.—.

Zum ersten Male wird hier dem deutschen gebildeten Leserkreise ein Buch geboten, welches die Grundlage und den Urquell vieler unserer Märchen bildet, die ja bekanntlich aus Indien durch Persien und Arabien ihre Wanderung nach dem Westen angetreten haben und uns so in Fleisch und Blut übergegangen sind, dass nur der Forscher noch im stande ist, sie als Fremdlinge zu erkennen.

Unsere Märchensammlung will nichts geringeres, als im Gewande sinniger Fabeln tiefste Weltweisheit lehren. Sie erreicht diesen Zweck vollkommen in fünf Büchern, deren jedes ein besonderes Gebiet umfasst: 1. Entzweiung von Freunden, 2. Gewinnung von Freunden, 3. Krieg zwischen Eulen und Krähen, 4. Verlust des Besitzes und 5. Unbedachtes Handeln. Mehr denn tausend köstliche Sprüche erhöhen noch den Reiz des höchst eigenartigen Werkes, welches zwar durch und durch indisch ist, aber dabei doch zugleich eine Sprache redet, die uns die fremde Umgebung leicht vergessen lässt und in dem Herzen des auch nur einigermassen gebildeten Lesers den tiefsten Eindruck machen muss.

Druck von Schmidt & Baumann, Leipzig-R.

F20

PK
3794
D4D315
1902

Dandin
Dacakumaracaritam

[redacted]

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY